

Fredrika Gers

ro
ro
ro

Die
Holzhammer-
Methode



ro.wohlt
digitalbuch

Ein Alpen

Fredrika Gers

Die Holzhammer- Methode

Ein Alpen-Krimi

 rowohlt

digital**buch**

Inhaltsübersicht

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

Epilog

1

«Wen Gott liebt, den lässt er fallen in dieses Land», murmelte Hauptwachmeister Franz Holzhammer, als er den toten Gleitschirmflieger inmitten der duftend blühenden Alpenflora erreichte. Doch ob es Gott gewesen war, der den jungen Mann hatte fallen lassen, oder jemand anders – das würde sich erst noch herausstellen müssen. Auf jeden Fall war es kein Akt der Liebe gewesen.

Die Sonne stand hoch über dem Watzmann und schien ungehindert auf schwitzende Bergwanderer, Eis essende

Rentner und bräunungshungrige Hautkrebs-Ignoranten, die um diese Tageszeit in Scharen die Terrassen der Wirtschaften, die Wanderwege und Almwiesen bevölkerten. Eine ganze Karawane bewegte sich von der Bergstation der Jennerbahn talwärts. Erholungssuchende auf der Jagd nach einem Bergerlebnis ohne Anstrengung.

Holzhammer stand auf der großen Wiese, die als Gleitschirm-Landeplatz diente. Der Tote hatte sich für sein spektakuläres Ende einen denkbar ungünstigen Zeitpunkt ausgesucht, kurz vor Dienstschluss an einem heißen Sommertag. Holzhammer hätte schon längst daheim auf seiner Baustelle sein können. Nur am Rande nahm er wahr, wie sich das Gesurr der Insekten mit entfernten Juchzern aus

dem Freibad und dem gelegentlichen Aufbrummen eines schweren Motorrads vermischte. Auch das beeindruckende Panorama interessierte ihn nicht – er kannte das alles von klein auf. Die Berge ringsherum hätte er mit geschlossenen Augen malen können. Man konnte von hier das Kehlsteinhaus sehen, rechts davon ragte der Hohe Göll schroff empor. Noch weiter rechts führte die Seilbahn über grüne Almen hoch zum Gipfel des Jenner. Über den tiefen Einschnitt, in dem der Königssee lag, grüßten die obersten Spitzen des Steinernen Meeres. Im Südwesten schließlich lag als grüner Hügel der freundliche Grünstein und direkt dahinter, von hier aus zu Fuß zu erreichen, der berühmte Watzmann, Deutschlands zweithöchster Berg.

Der Duft der Wildblumen und Kräuter überlagerte größtenteils die Abgase der PKW, die dem Großparkplatz zwischen Jennerbahn und Königssee zustrebten oder ihre Passagiere bereits wieder talauswärts Richtung Autobahn beförderten.

Weder der McDonald's noch die Tankstelle waren von diesem Punkt aus zu sehen. Ausschließlich Häuser mit Holzbalkonen und weit überkragenden, im Dreißig-Grad-Winkel geneigten Dächern. Auf diese Konsequenz in Sachen bayerischer Bauart war man in der Gemeinde sehr stolz. Der Himmel jedoch war heute mehr blau als bayerisch weiß-blau. Nur eine einzige Wolke stand am Himmel. Das war die Wolke bunter Gleitschirme über dem Jennergipfel.

Am Rande der Wiese, auf der Holzhammer stand, parkte ein Krankenwagen. Die Sanitäter wussten bereits, dass sie hier nichts mehr tun konnten. Doch bisher war noch nicht einmal der Arzt erschienen, um den Tod offiziell festzustellen. Neben dem Toten stand mit versteinertem Gesicht der junge Mann, der den Vorfall per Handy gemeldet hatte.

«Der Schirm sieht in Ordnung aus», sagte er gerade zu Holzhammer, als direkt hinter ihm mit viel Schwung ein weiterer Flieger zur Landung ansetzte.

«Alexander, was ist passiert?», schrie der Neuankömmling noch aus der Luft. Eilig befreite er sich aus seinen Gurten und stürzte auf den reglosen Körper zu. Neben dem Leichnam fiel er auf die Knie und machte Anstalten, den Toten an den

Schultern zu rütteln, als ob er ihn aufwecken wollte.

«Obacht, nichts berühren», warnte der Hauptwachtmeister, «sonst kann ich die Spurensicherung gleich wieder abbestellen. Sie kannten den Toten?»

«Ja, wir sind zusammen hier, er ist mein bester Freund.» Und leiser: «Er war mein bester Freund. Was ist nur passiert?»

«Das wird sich rausstellen», antwortete Holzhammer. «Aber jetzt machen wir alle erst mal ein paar Schritte vom Fundort weg, und dann geben Sie mir Ihre Personalien.» Holzhammer hatte naturgemäß viel mit Touristen zu tun. Aufgrund langjähriger Erfahrung hatte er sich angewöhnt, mit ihnen zu sprechen wie mit kleinen Kindern.

Er nahm die Ferien- und Heimatadressen auf. Der Tote hieß Alexander Klein und war zusammen mit seinem Freund Tobias Pfahl vor einer Woche aus Bremen angereist, um hier Urlaub zu machen. Sie wohnten in einem der vielen Privatzimmer mit Bergblick bei einer Frau Schön.

«Wir waren so gut drauf, gestern haben wir noch bis nachts auf dem Balkon gesessen und Witze erzählt – viel gelacht –, es war so schön draußen ... Dreimal war die Wirtin da und hat herumgezickt, bis wir dann reingegangen sind», erzählte Pfahl stockend, die Tränen mühsam unterdrückend.

«Haben Sie den Absturz gesehen?», fragte Holzhammer.

«Nicht richtig, ich war drüben, über dem Jenner. Hab nur gesehen, dass Alexander sehr hoch über dieser Wiese kreiste. Dann ging er plötzlich in eine Steilspirale über, als wollte er so schnell wie möglich zum Boden.»

Das hat er geschafft, dachte Holzhammer. Er hakte nach: «Steilspirale?»

«Ja, man fliegt enge, steile Kurven und kreiselt so nach unten.»

«Und was passierte dann?»

«Dann sah ich, dass er einen Einklapper hatte. Aber normalerweise hätte er das in den Griff bekommen.»

«Einen Einklapper?»

«Ein Teil des Schirms faltet sich durch einen Strömungsabriss an der kurveninneren Vorderseite des Schirms zusammen, wenn man zu stark bremst. Bei der

Steilspirale kann das besonders leicht passieren. Aber normalerweise ist das in der Höhe kein Problem. Man gibt einfach die Bremse frei, und die Sache hat sich.»

Franz Holzhammer verstand überhaupt nichts vom Gleitschirmfliegen. «Aber das hat Ihr Spezi nicht gemacht?»

«Diesmal anscheinend nicht. Ich war ja mehrere 100 Meter weg, aber es sah aus, als hätte er plötzlich völlig vergessen, wie man fliegt. Normalerweise hätte der Schirm sich sogar ohne jede Einwirkung wieder stabilisieren können. Hätte eben etwas länger gedauert. Das wäre in der Höhe aber egal gewesen.»

«Doch das tat er nicht.» Holzhammer blickte auf das alles andere als stabil aussehende Schirm-Mensch-Bündel.

«Nein, er ging in einen Spiralsturz über. Es gab wohl einen Verhänger. Das heißt, der Schirm blieb beim Ausklappen in den Leinen hängen und konnte sich deshalb nicht mehr ganz entfalten.»

«Verhänger, aha.» Holzhammer hatte inzwischen seinen Notizblock gezückt und schrieb einzelne Wörter mit. Irgendwann würde er daraus ein Protokoll zusammenbasteln müssen.

«Ich bin dann im Schnellflug rübergekommen und so schnell wie möglich gelandet. Mein Gott. Eigentlich war er der bessere Flieger. Wie konnte das nur passieren?» Über seine fachlichen Erklärungen hatte der junge Mann kurzfristig den Schrecken vergessen. Jetzt wurde ihm wieder bewusst, was ihn

überhaupt zu diesen fachlichen Ausführungen veranlasst hatte.

«Mir werden's rausfinden», gab Holzhammer sich zuversichtlich. «Unsere Spurensicherung hat Erfahrung mit Sportunfällen.» Das stimmte leider. Er wandte sich dem Gleitschirmflieger zu, der den Absturz gemeldet hatte. Aber der konnte nicht viel beitragen. Er hatte den Unfall erst bemerkt, als ihm sein Sportskamerad fast auf den Kopf gefallen war, während er selbst sich auf der Landewiese gerade von seinem Schirm befreite.

Der Hauptwachtmeister klappte sein Notizbuch zu und überlegte. Vermutlich würde sein Chef, der Leiter der Polizeidienststelle Berchtesgaden, irgendwann hier am Absturzort auftauchen. Aber war der überhaupt schon informiert? In letzter Zeit

war es öfter vorgekommen, dass der Chef sich stundenlang in angeblichen oder tatsächlichen Funklöchern befand. Insofern machte es wahrscheinlich keinen Sinn, die beiden Zeugen hier warten zu lassen.

«Wenn Sie wollen, können Sie beide jetzt gehen», sagte Holzhammer. «Aber bleiben Sie bis auf weiteres im Ort. Wahrscheinlich will mein Chef Sie morgen noch sprechen.»

«Wann wissen Sie denn, was genau passiert ist?», fragte Tobias, der Freund des Toten.

«Weiß man jemals, was genau passiert ist?», fragte Holzhammer philosophisch zurück. «Aber wenn jemand seine Hand im Spiel hatte, finden wir das schon raus. Und wenn es am Schirm lag, auch. Wie gesagt, die Spurensicherung ist verständigt, die

werden den Schirm unter die Lupe nehmen. Und die Leiche wird natürlich auch untersucht.» Beide Sportler nickten. Dann sammelten sie ihre Schirme ein und tröteten gemeinsam davon.

Holzhammer vermutete, dass es hier bald von Schaulustigen und Wichtigtuern jeglicher Art wimmeln würde. Deshalb hoffte er, dass die Kollegen von der Spusi schnell eintreffen würden, damit er ihnen den Tatort übergeben und sich selbst aus dem Staub machen konnte. Auf den Arzt musste er allerdings noch warten. Hier im hintersten Winkel der Bundesrepublik gab es keinen eigenen Polizeiarzt. Man verständigte einfach den nächstgelegenen niedergelassenen Arzt und bat ihn, schnellstmöglich zu kommen, um den Tod festzustellen. Wenn der Mediziner allerdings

gerade bis zum Ellenbogen in einem Privatpatienten steckte, dann konnte es auch mal ein Stündchen dauern.

Die Spurensicherung kam aus Traunstein, das konnte also ebenfalls dauern. Holzhammer versuchte trotzdem nicht, sich selbständig auf Spurensuche zu begeben. Dafür würde er bloß wieder einen Rüffel kassieren, wegen «Verfälschens von Beweismitteln». Auf den ersten Blick allerdings sah es so aus, als sei der Schirm intakt – im Gegensatz zum Piloten. In Ermangelung entsprechender Pfosten blieb Holzhammer nichts anderes übrig, als ein Absperrband um den Toten herum auf die Erde zu legen. Dann stellte er sich zu den Neugierigen, die sich rund um seine improvisierte Absperrung ansammelten. Die meisten von ihnen fielen nach und nach

vom Himmel. Allerdings langsamer, als es der Tote getan hatte.

Noch vor einer halben Stunde hatte sich hoch über der großen Wiese ein ganzer Schwarm von Gleitschirmen in der Luft befunden. Sie waren knapp unterhalb der Bergstation der Jennerbahn gestartet, und die Mutigsten hatten sich bei den idealen Wetterbedingungen bis auf rund 3600 Meter über dem Meeresspiegel hinaufgeschraubt – 3 Kilometer über der Landewiese und immer noch einen Kilometer über dem Gipfel. Jetzt war der Himmel leer.

Holzhammer hatte schon mehr Tote gesehen als die meisten anderen Dorfpolizisten. Das lag an der schönen Bergwelt. Es waren auch keineswegs nur Touristen, die sich in Gefahr begaben und dann darin

umkamen. Holzhammer selbst hatte bereits drei gute Freunde am Berg verloren. Da war zum Beispiel der Familienvater gewesen, der beim winterlichen Ausflug auf die Kneifelspitze den Handschuh seiner kleinen Tochter vor dem Absturz retten wollte. Der Mann war Bergführer und die Kneifelspitze mit 1189 Metern nur ein besserer Hügel. Aber den Fehler, sich am verschneiten Gipfel einen Meter zu weit vorzuwagen, hatte sie nicht verziehen. 50 Meter weiter unten hatte die Bergwacht den Mann tot geborgen.

Manchmal war es auch schwer zu erkennen, ob es sich um einen Unfall, Mord oder Selbstmord handelte, wenn eine vermisste Person nach vielen Tagen oder Wochen am Fuß eines Steilhangs gefunden wurde. Oder wenn die Ehefrau von

einem Ausflug ohne ihren Mann zurückkehrte.

Holzhammer war früher selbst viel in den Bergen herumgekraxelt. Alle wichtigen Routen war er damals gegangen. Einige hatte er zusammen mit seinem Bergspezi Sepp eröffnet. Als er noch rank und schlank war, hatte er eine richtige Kletterfigur gehabt: klein und drahtig. Klein war er immer noch.



Seit einer halben Stunde starrte Dr. Dr. Christine Müller-Halberstadt aus ihrem Bürofenster, anstatt das Gutachten über die Panikattacken der vierzigjährigen Patientin zu schreiben, die sich vor ihrem eigenen Kater fürchtete. Doch die

Tatsache, dass auf der blühenden Wiese vor der Klinik etwas Ungewöhnliches vorging, drang nicht in ihr Bewusstsein vor.

Christine war eine ebenso zierliche wie energische Frau mit problematischen Haaren, die sie momentan durch Strähnen aufzuwerten suchte. Sie leitete die psychosomatische Abteilung der Reha-Klinik Schönau. Das bedeutete, sie hatte mit den unterschiedlichsten Fällen zu tun, von der frustrierten, übergewichtigen Hausfrau über den scheinbar unheilbaren Schmerzpatienten bis hin zum Unfallopfer, das nach einer Amputation in schwerste Depressionen verfiel. In ihrem großen Büro stand ein riesiger Schreibtisch aus poliertem Buchenholz, auf dem sich Papierekram stapelte. An den Wänden reihten sich abschließbare Rollschränke. Für

psychologische Gespräche gab es eine kleine Sitzecke mit einem bequemen Eileen-Gray-Sessel aus schwarzem Leder, passendem Glastisch und einem Ledersofa, von dem Christine wusste, dass es eine billige Kopie war. Die pompöse Einrichtung war nicht ihre Idee gewesen. Christine hätten ein IKEA-Schreibtisch und ein paar Holzstühle gereicht. Aber die Klinikleitung wollte, dass der Raum «Gediegenheit» ausstrahlte. Eine auf Reha-Kliniken spezialisierte Beratungsfirma hatte das empfohlen, um mehr Privatpatienten anzulocken.

Für Christines Geschmack sah das Ganze mehr nach dem Büro eines Top-Managers aus als nach der Behandlung kranker Menschen. Und eine Behandlung hätte sie selbst momentan gut gebrauchen können. Vor einer halben Stunde hatte

eine Frau angerufen und erklärt, sie sei die Freundin von Christines Mann, und dieser würde nicht mehr nach Hause kommen. Christine hatte nicht die geringste Ahnung gehabt, dass ihr Mann fremdging. Oder nicht haben wollen? Zugegeben, sie fuhr jeden Morgen sehr früh zur Arbeit, denn ihr Wohnort im Chiemgau lag rund 80 Kilometer von der Klinik entfernt. Und wenn ihr Mann abends bei ihrer Rückkehr noch nicht zu Hause gewesen war, hatte sie sich nie gewundert. Meistens hatte er sie schon vorher angerufen und etwas von «Computerproblemen» gemurmelt. Damit ließ sich heutzutage ja alles entschuldigen.

Sie fragte sich, was die Welt – oder der momentane Stand des Geschlechterdiskurses – jetzt von ihr erwartete: Trauer, Wut, Selbstverwirklichung? Sie hatte sich schon

längst selbstverwirklicht. Sie hatte Karriere gemacht – und trotzdem immer versucht, ihrem Mann «ein Heim zu bieten», wie man das ja wohl nannte, wenn die Frau den Löwenanteil der Hausarbeit übernahm und mehrmals in der Woche abends kochte. Nun war dieses Heim leer. Sollte sie wirklich heute Abend dorthin zurückkehren? In den Klinkerbau in trügerischer Dorfidylle am Südufer des Chiemsees mit schmiedeeisernem Gartentor?

Ursprünglich war Christine ein Nordlicht. Sie war in Lübeck geboren und hatte in Hamburg studiert. Damals noch mit dem Ziel, eines Tages die gynäkologische Abteilung eines großen Krankenhauses zu leiten. Dort hatte sie auch ihren Mann – ihren zukünftigen Exmann –

kennengelernt. Er hatte damals gerade an seiner Dissertation gearbeitet, sie war bereits im praktischen Jahr gewesen. Die angehende Gynäkologin und der angehende Orthopäde – einträglich und prestigeträchtig. Da die bildgebenden Verfahren in der Orthopädie immer wichtiger wurden, hatte sie sich schon damals an seine «Computerprobleme» gewöhnt. Einige Jahre später waren sie dann gemeinsam nach Bayern gegangen, ins Land der Reha-Kliniken mit Dubai-Flügel.

Christine hatte zunächst am Klinikum Traunstein in der Gynäkologie gearbeitet. Doch nach der hundertsten Mastektomie, der dreihundertsten Ovariectomie, dem tausendundersten Kaiserschnitt hatte sie plötzlich kein Blut mehr sehen können. Ihr wurde übel, wenn sie nur daran dachte,

schon wieder in unversehrte Haut schneiden zu müssen, sich durch gelbliches Fettgewebe zu diversen Organen vorzuwühlen, irgendwas herauszuschneiden und am Ende einen Menschen zuzunähen wie ein gefülltes Hähnchen.

Deshalb hatte sie noch zwei weitere Facharztausbildungen drangehängt. Finanziell war das kein Problem gewesen, denn ihr Mann war zu diesem Zeitpunkt bereits in eine große Praxis eingestiegen und verdiente mehr als genug, um ein kinderloses Ehepaar zu ernähren. Jetzt war sie nicht nur Fachärztin für Gynäkologie, sondern auch für Psychotherapeutische Medizin und für Rehabilitationsmedizin. Und fünfundvierzig Jahre alt. So war sie vor einem Jahr hier in der Reha-Klinik

gelandet. Die Leitung der psychosomatischen Abteilung war ihr quasi auf den Leib geschnitten und machte ihr meistens auch Spaß. Den langen Heimweg nach Rosenheim hatte sie gerne in Kauf genommen.

Als Christine aus den Tiefen ihrer Gedanken auftauchte, wurde ihr endlich bewusst, dass vor den Fenstern ihres Büros etwas Ernsthaftes passiert sein musste. Auf der großen Wiese liefen immer mehr Menschen zusammen, zwei Polizeiwagen und ein Krankenwagen waren auch aufgefahren. Aber was ging sie das schon an? Es betraf sie frühestens dann, wenn die Insassen des Krankenwagens so weit hergestellt waren, dass sie in der Reha-Klinik auftauchten. Endlich machte sie sich

an das Gutachten über die katerbedingten Panikattacken ihrer neuesten Patientin.



Eine halbe Stunde nachdem Franz Holzhammer den Leichenfundort abgesperrt hatte, erschien endlich der Internist Dr. Emanuel Lieder. Man hatte ihn verständigt, weil seine Praxis dem Ort des Geschehens am nächsten lag. Doch der Tote, der ihm da beinahe in den Schoß gefallen wäre, interessierte ihn nur mäßig. Die öffentliche Hand bezahlte seiner Meinung nach viel zu wenig für diese Einsätze. Und in seiner Praxis musste er derweil Patienten warten lassen. Die Verletzungen, die vom Sturz herrührten, hatte er schnell gefunden und beschrieben. Bruch des

ersten und zweiten Halswirbels inklusive Abriss aller relevanten Gefäße. Selbstverständlich eine tödliche Verletzung. Theoretisch sollte bei einer Leichenschau die Leiche vollständig entkleidet, bei geeigneter Beleuchtung begutachtet und an allen Körperöffnungen untersucht werden. Aber Dr. Lieder war sicher, einen Unfalltoten vor sich zu haben. Das sagte er Holzhammer.

«Bericht brauch ma trotzdem», erklärte der Hauptwachtmeister. Er mochte den Arzt nicht, der seiner Meinung nach etwas zu wenig Idealismus an den Tag legte. Außerdem hatte er Holzhammers gesetzlich versicherte Schwägerin neulich mit neununddreißig Grad Fieber eine Stunde lang im Wartezimmer sitzen lassen.

«Schon klar», erwiderte der Arzt knapp, packte seine Sachen zusammen und verschwand.

Beinahe gleichzeitig holperte ein altersschwacher Opel Astra auf die Wiese. Holzhammer erkannte sofort das Dienstfahrzeug von Bolko Magiera, dem rasenden Reporter des Lokalradios. Nur wenige Meter dahinter folgte ein wesentlich repräsentativeres Fahrzeug – der schwarze BMW von Dr. Klaus Fischer, Holzhammers Chef. Jetzt folgt die Polizei hier schon der Presse, dachte Holzhammer und überlegte dann, dass das vielleicht gar nicht so abwegig war. Wahrscheinlich kam Fischer von irgendeiner Veranstaltung, auf der auch Magiera als Pressevertreter anwesend war. Dann waren beide gleichzeitig telefonisch hierher beordert worden,

und Fischer, der sich in der Gegend noch nicht so gut auskannte, hatte sich an den Reporter gehängt. Nicht nur, um zum Tatort zu kommen, sondern auch, um auf keinen Fall die Gelegenheit zu verpassen, in ein Mikrophon zu sprechen.

Einträchtig kamen beide über die Wiese. Holzhammer erklärte kurz, was los war. Anschließend hielt der Reporter Dr. Fischer sein Diktiergerät unter die Nase.

«Es passiert viel in unseren Bergen. Deshalb ist die lokale Polizeiarbeit so wichtig», schwadronierte dieser. «Und deshalb haben wir bereits Anfang des Jahres eine Aufstockung unserer Mittel beantragt.» Zum Fall selbst hatte er nichts zu sagen, er wusste ja auch nichts. Noch nicht einmal, ob es überhaupt ein Fall war.

Der Reporter wirkte enttäuscht. Darum fügte Dr. Fischer als Zugabe noch hinzu, dass die Leiche nach Abschluss der Spurensicherung in die Prosektur des Kreiskrankenhauses überführt und dort bis zur endgültigen Freigabe aufbewahrt werden würde. In diesem Moment rollte der weiße VW-Bus der Spurensicherung auf die Wiese. Mehrere Männer in Plastikanzügen begannen, die Einzelteile des Fallschirms zu fotografieren, zu beschriften und einzusammeln.

«Ihr sagt dann Bescheid, wenn der Tote weg kann?», vergewisserte sich Holzhammer.

«Aber freilich», antwortete der Chef der Spurensicherung. Und das hieß für Holzhammer: Er konnte Feierabend

machen, sich endlich wichtigeren Dingen zuwenden. Er konnte zu seiner Baustelle.



An den senkrechten Nordabstürzen des Dürreckbergs schraubten sich zwei Steinadler empor. Ohne einen Flügelschlag kreisten sie im warmen Aufwind und stießen dabei immer wieder ihren überraschend kläglichen Schrei aus: ein hohes Piepsen, das von den Felswänden widerhallte. Noch vor einer Stunde waren sie auf der anderen Seite des Hohen Göll über das Blühnbachtal geschwebt. Doch jetzt, da die Gleitschirmflieger alle gelandet waren, hatten sie sich den Himmel über Berchtesgaden zurückerobert. Die Adler hielten Ausschau, ob sich irgendwo in den steilen

Felswänden ein verletztes Tier befand, das sich leicht schlagen ließ. Jetzt im Sommer, da die Gamskitze langsam zu groß wurden, ernährten sich die Steinadler hauptsächlich von Murmeltieren. Das tote zweibeinige Tier auf der großen Wiese mitten in der Schönau hatten die Adler natürlich längst entdeckt – sie konnten einen Kadaver aus einem Kilometer Entfernung erkennen. Aber Kadaver waren weniger interessant als lebende Beute. Und dieser war für sie sowieso unerreichbar. Zum einen, weil dort so viele Menschen herumstanden, und zum anderen, weil ihr Instinkt den Adlern verbot, so weit unten im Tal zu landen.

Doch auch die Adler wurden beobachtet. Auf einem großen Stein am Alpentalsteig saß eine Gestalt und sah

ihnen beim Kreisen zu. Schon als Kind hatte sie die Adler oft beobachtet. Und sich unzählige Male glühend gewünscht, sich einfach in die Lüfte zu erheben und davonzufliegen. Die Landewiese der Gleitschirmflieger lag ebenfalls in ihrem Blickfeld, gerade wurden die Überreste des jungen Mannes abtransportiert. Alles verlief nach Plan.

2

Die Sonne stand bereits über der Reiteralm, und Christines Dienst war längst zu Ende, aber sie schrieb weiter und weiter an ihrem Gutachten. Noch nie in der Geschichte der Medizin war eine katzenbedingte Panikattacke so ausführlich dargelegt worden. Im Moment erschien ihr jedoch alles verlockender, als sich mit der Frage auseinanderzusetzen, wie sie ihren Feierabend verbringen sollte. Nach Hause würde sie auf keinen Fall fahren, so viel stand fest. Erst als sie merkte, dass sie sich bei der Schilderung der Symptome

bereits öfter wiederholt hatte als die Patientin selbst, schloss sie die Datei. Sie hob den Kopf und blickte aus dem Fenster. Die Wiese war inzwischen leer, nur ein Mann im Plastikanzug war noch dabei, einige Metallspieße in den Erdboden zu rammen und rotweißes Absperrband daran zu befestigen.

Christine entschied sich, erst einmal in den Aufenthaltsraum der Ärzte und des Pflegepersonals zu gehen. Die Reha-Klinik hielt sich viel darauf zugute, keine Standesunterschiede zwischen studierten und nicht studierten Angestellten zu machen. Am Kaffeeautomaten traf sie auf Ullrich Zickert, den Pflegedienstleiter der Klinik. Er war einer der wenigen Einheimischen, die hier arbeiteten. Christine wusste, dass er mit seinen zweiundvierzig

Jahren noch immer bei seinen Eltern wohnte.

«Sag mal, Ullrich, wo geht man als Einheimischer hier eigentlich abends hin?», fragte sie ihn spontan. Bisher war sie jeden Abend nach der Arbeit direkt nach Hause gefahren. Es hatte keinen Grund gegeben, sich über das hiesige Nachtleben zu informieren, noch nicht einmal, um ihren Patienten Empfehlungen geben zu können, denn die sollten schließlich um zweiundzwanzig Uhr in ihren Betten liegen und sich erholen. Aber an diesem denkwürdigen Tag würde sie sich irgendwie die Zeit im Ort vertreiben und dann ein Hotelzimmer nehmen. Hauptsache, nicht nach Hause.

Ullrich gab bereitwillig Auskunft.
«Kommt auf die Uhrzeit an. Jetzt kann man

eigentlich nur essen gehen. Oder Kaffee trinken. Später kannst du ins Chill-Out oder ins Upstairs. Wenn du unter zwanzig bist, gibt's noch zwei Discos und Bodos Kneipe.»

«Und wenn man sich entspannen will?»

Der Pfleger sah sie prüfend an. «Tja, dann gibt's noch das Nachtcafé, das macht um zwanzig Uhr auf. Aber da gehen eigentlich nur Einheimische hin. Fragst du für dich oder für einen Patienten?»

Darauf wollte Christine nicht eingehen, sie hatte keine Lust, ihre momentane Gemütsverfassung vor Ullrich auszubreiten. «Ganz allgemein», antwortete sie deshalb reserviert und verzog sich mit ihrem Kaffee in eine Ecke. Ullrich verstand den Wink und bohrte nicht weiter nach. Dass

sie nicht mit ihm ausgehen wollte, war ohnehin klar gewesen.

Christine schaffte es, die Zeit bis zwanzig Uhr totzuschlagen. Zuerst machte sie einen ausgiebigen Spaziergang rund um die Gleitschirmfliegerwiese. Anschließend fuhr sie mit ihrem Auto in den Ort, parkte in der Nähe des Zentrums und schlenderte durch die Fußgängerzone zum Berchtesgadener Schloss und wieder zurück. Kurz nach acht Uhr stand sie schließlich vor dem Nachtcafé.

Die Kneipe lag in einer Seitenstraße nahe dem Marktplatz. Der Eingang mit der schiefhängenden Tür wirkte nicht gerade einladend, und dahinter lag ein langer schummriger Flur, in dem es nach altem Bohnerwachs roch. Am Ende des Gangs

fand Christine schließlich neben der Tür zu den Toiletten die Tür zur Gaststube.

Das Lokal hatte schon bessere Zeiten gesehen. An den Wänden befanden sich Emailleschilder und Prominentenfotos, die runden Bänke in den Nischen waren mit braunem Kunstleder bezogen, der Tresen bestand aus furniertem Sperrholz, davor standen durchgewetzte, ehemals fellbezogene Barhocker. Die Wände waren in einem blassen Hellgrün gestrichen. Aus der Musikanlage schallte die passende Musik: Jennifer Rush schmalzte vor sich hin.

Christine hatte das Gefühl, in eine Art Zeitblase eingedrungen zu sein. Die meisten Gäste wirkten, als hätten sie von Anfang an zum Inventar des Lokals gehört. Das galt sogar für die Teenager an einem

der runden Tische, und die waren bei der Eröffnung der Kneipe wahrscheinlich gerade gezeugt worden. Sie waren gekleidet wie in den Städten die Teenager der Achtziger.

Da alle Tische besetzt waren, steuerte sie auf das kurze Ende des L-förmigen Trezens zu, dessen lange Seite in eine immer enger werdende Nische lief. Dort hinten drängten sich einige Gestalten, die schwer einzuordnen waren. Sie waren wohl zwischen dreißig und fünfzig Jahren und auf jeden Fall allesamt nicht sehr modebewusst. Der größte von ihnen trug schwarze Jeans und ein schwarz-orange kariertes Outdoor-Hemd aus dickem Flanell über der Hose. Dazu aschrotblonde Haare ohne wirkliche Frisur. Der Nächste war ein Blonder mit verwaschenem

Gesicht und ebenso verwaschenen Klamotten. Dann stand da noch ein auffallend zierliches Kerlchen in Jeans und einem braunen Schlupfpulli mit Kapuze, vor sich ein halbvolles Weißbiertglas. Der Große, den jeder für einen Biertrinker gehalten hätte, hielt zierlich ein Glas Prosecco – ein Getränk, das in den Metropolen dieser Welt ebenfalls schon längst wieder aus der Mode gekommen war. Die mittlere Gestalt hatte ein normales Helles vor sich stehen. Mit dieser Gruppe unterhielt sich auch die Barfrau. Doch kaum hatte Christine sich hingesetzt, kam sie herüber und fragte sehr freundlich nach ihren Wünschen. Christine wollte wissen, welche Rotweine es gebe, und erhielt zur Antwort die recht bescheidene Getränkekarte. Schnell suchte sie sich einen Italiener aus.

Während die Barfrau ihr den Wein einschenkte, blickte Christine wieder zum anderen Ende des Tresens hinüber. Die drei Männer wurden ergänzt durch zwei sehr unterschiedliche Frauen. Die eine war blass, blond und schlank, die andere ein Walross mit hennagefärbten Locken. Das Walross unterhielt sie sich angeregt mit dem großen Kerl im Flanellhemd. Die Unterhaltung drehte sich um einen Fallschirmunfall von heute Nachmittag, so viel bekam Christine mit, aber Einzelheiten verstand sie wegen des schweren Dialekts nicht. Der Berchtesgadener Dialekt ähnelte in vielen Ausdrücken bereits dem Österreichischen, jedoch gänzlich ohne den näselnden Schmäh.

In der Mitte des langen Tresens saß noch ein weiteres Pärchen – offensichtlich

Touristen, die sich hierher verirrt hatten. Sie wurden von der Gruppe am Ende der Theke komplett ignoriert. Lediglich die Barfrau wandte sich ihnen ab und an zu. Die beiden trugen Pseudotracht – Machwerke aus billigen Materialien, wie sie extra für Touristen entworfen wurden. Jedenfalls waren sie die Einzigen im ganzen Lokal, die auch nur im Entferntesten bayerisch gekleidet daherkamen.

Christine nippte an ihrem Rotwein und war gerade kurz davor, in unangenehmes Grübeln zu verfallen, als die Tür aufging und der untersetzte Polizist hereinpolterte, den sie am Nachmittag auf der Wiese gesehen hatte.

«Servus! Grüß euch!», rief er in die Runde.

Die Barfrau kam hinter der Theke hervor und umarmte ihn herzlich. Klar, dachte Christine, mit der Ordnungsmacht sollte man sich gutstellen.

Der Polizist deutete auf den Stuhl neben Christine: «Ist es gestattet?», fragte er altmodisch.

Sie bejahte, und der Poltergeist stieg mit einiger Mühe auf den Barhocker, der für seine Figur denkbar ungeeignet war. Er kam mit den Füßen weder auf die Fußraste am Hocker noch auf die umlaufende Stange unten am Tresen. Und durch seine immense Bierkugel hatte er sogar Mühe, vom Sitz aus den Tresen zu erreichen.

«Manu, ein Jubi!», verlangte er. Dann wandte er sich Christine zu: «Hab dich

noch nie hier gesehen, Ärger mit dem Mann?»

Christine war erst einmal sprachlos. Sollte sie sich mehr über die plumpe Anmaché ärgern oder über die Tatsache, dass dieser Typ mit seiner steinzeitlichen Analyse auch noch voll ins Schwarze getroffen hatte? Sie entschied sich, den Ärger herunterzuschlucken, ließ das Fossil aber trotzdem abblitzen: «Das geht Sie überhaupt nichts an.»

Ihr Ton war wohl etwas scharf ausgefallen, denn sie war mühelos bis zum anderen Ende der Bar zu verstehen gewesen, wo ihre Antwort ungeahnte Heiterkeitsstürme auslöste.

«Hey, Holzei, das war wohl nichts», rief der Große herüber.

«Oan Versuch hat jeder, helft ja nix», gab dieser gutmütig zurück. Dann wandte er sich Christine zu und erklärte ihr in halbwegs verständlichem Hochdeutsch, dass er lediglich ein Gespräch anfangen und sie keineswegs anbaggern wolle. Er sei glücklich verheiratet und habe zwei sehr nette Kinder. Außerdem heiße er Franz.

Die treuherzige Art, mit der er diese Tatsachen vorbrachte, machte ihn irgendwie sympathisch und ließ Christines Ärger schnell wieder verfliegen. Sie gab ihm versöhnlich die Hand und stellte sich ebenfalls vor. Was am anderen Ende der Theke umgehend mit zustimmendem «Hey, hey, hey!» quittiert wurde. Christine fühlte sich, als wäre sie in der Steinzeit gelandet – ein Haufen Erwachsener, die sich wie

Teenager benahmen und an denen die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten dreißig Jahre komplett vorbeigegangen waren. Die Touristen blickten sich peinlich berührt an und begannen, miteinander zu tuscheln.

Die Bardame stellte dem Polizisten ein Bier vor die Nase, und Christine wunderte sich. Wo sie herkam, war ein «Jubi» ein Jubiläumsaquavit und kein Bier.

«Übrigens, ich bin die Manu», sagte die Bedienung zu Christine und begann dann ein Gespräch mit dem Ordnungshüter.

So erfuhr Christine, was am Nachmittag auf der Wiese vor ihren Bürofenstern passiert war: Der Gleitschirm des Toten hatte sich in großer Höhe ohne erkennbaren Grund eingefaltet, und der Flieger war fast wie ein Stein zu Boden gestürzt.

Manipulationen am Schirm konnten zunächst nicht festgestellt werden. Der Tote lag jetzt zwar in der Kühlkammer des Kreiskrankenhauses, sollte aber laut dem Polizisten nicht obduziert werden. Sein Chef, ein gewisser Dr. Fischer, habe darin keine Notwendigkeit gesehen.

«Ich hab gehört, dass der Tote ein Gast aus Norddeutschland war und mit einem Freund im Haus Schön wohnte», erzählte Manu dem Polizisten. Damit wusste sie mehr als er.

«Das werden wir morgen früh überprüfen», antwortete Holzhammer, machte aber keine Anstalten, weiter nachzufragen, was Manu sichtlich enttäuschte. Offensichtlich renommierte sie gern mit den vielen Informationen, die ihr von Berufswegen zu Ohren kamen. Christine

versuchte, ihr Alter zu schätzen. Die Wirtin sah etwas verlebt aus, mit einigen tiefen Linien um Mund und Augen herum. Das Gesicht einer langjährigen Barfrau, die ständig zu wenig Schlaf bekam und auch sicher keine Befürworterin des Rauchverbots war. Ihre langen Haare waren auffällig rot gefärbt und fielen ihr tief in die Stirn. Sie trug eine ziemlich offenherzige Bluse, schwarz, halb transparent, mit einem spitzenbesetzten BH darunter, der am Dekolleté hervorblitzte. Um ihren Hals lag eine dünne Goldkette mit einem schlichten Kreuz.

Als plötzlich ein neuer Gast eintrat, registrierte Christine verblüfft, dass Manus Begeisterung bei der Begrüßung tatsächlich noch steigerungsfähig war.

«Servus, Klaus, wie schön!», kreischte sie beinahe, flog um die Theke herum und küsste den Mann auf beide Wangen. Dann bat sie die beiden Touristen, ein Stück in Richtung Christine und Holzhammer aufzurücken, um dem Neuankömmling einen Ehrenplatz in ihrer Nähe frei zu machen.

«Mein Chef», raunte Holzhammer Christine zu und seufzte. Christine registrierte, dass der Neue schlanker war als die meisten hier und unauffällig elegant gekleidet. Der dunkelgrüne Kaschmir-Rolli unter dem anthrazitfarbenen Tweed-Sakko passte perfekt zu seinen grüngrauen Augen, und es war offensichtlich, dass das kein Zufall war.

Als der Leiter der Polizeidienststelle, Dr. Klaus Fischer, es sich auf dem

Barhocker bequem gemacht hatte, stand vor ihm auf der Theke bereits ein Glas Whisky-Soda. Er nahm einen kräftigen Schluck und stellte das Glas deutlich hörbar wieder ab. Fischer war nicht ganz freiwillig in dieser schönen Gegend gelandet – er befand sich sozusagen im Berchtesgadener Exil. Denn sein Ehrgeiz hatte ihn seinerzeit in München dazu verführt, sich etwas zu weit aus dem Fenster zu lehnen. Als Einser-Jurist war er mit der Vorstellung in den höheren Polizeidienst gegangen, einmal mindestens Polizeipräsident zu werden. Um diesem Ziel näherzukommen, hatte er versucht, sich in einem medienwirksamen Fall durch besonders energisches Auftreten zu profilieren. Leider hatte er dabei die ein oder andere Kleinigkeit übersehen. Er hatte kalkuliert,

dass ein entschiedenes Vorgehen gegen die als «Bayerische Art» bekannt gewordene Arbeitsweise der Münchner Polizei und für ein rechtsstaatlicheres Verhalten dieses Organs ihm breite Bekanntheit und Zustimmung in den Medien und damit bei der Bevölkerung einbringen würde. Deshalb hatte er einen Polizeibeamten, der am Hauptbahnhof einen angetrunkenen Bankkaufmann verprügelt hatte, ohne großes Federlesen, dafür aber mit viel Tamtam, aus dem Dienst entfernen lassen. Doch anstatt sein Eintreten für den Rechtsstaat zu loben, hatten die Medien Interviews mit der Ehefrau des Polizisten gebracht und Fischers Herzlosigkeit angeprangert. Auch tauchten bald Zeugen auf, die gesehen haben wollten, dass der Banker zuerst zuschlug. Doch das Genick

gebrochen hatte ihm letztlich ein weiterer Umstand, den er leider übersehen hatte: Die siebzehnjährige Tochter des Polizeibeamten sah nicht nur sehr gut aus – sie schlief auch mit dem jüngsten Sohn eines maßgeblichen Referenten des bayerischen Innenministers. Das Ende vom Lied war gewesen, dass der Innenminister Fischer unter vier Augen nahegelegt hatte, sich auf diesen völlig abwegigen Posten hier in Berchtesgaden zu bewerben. Widerstandlos hatte Fischer das getan – er hatte keine Wahl gehabt.

Deshalb leitete Kriminaloberrat Dr. Klaus Fischer jetzt seit drei Jahren die hiesige Polizeiinspektion und wartete ständig auf seine Chance, irgendwie auf die Münchner Bühne zurückzukehren. Berchtesgaden war ein Abstellgleis.

Außerdem war er ein Großstadtmensch und kam sich inmitten der Berge eingesperrt vor. Er war kurz vor dem Alpenkoller. Ein weiterer, nicht unerheblicher Gesichtspunkt: Hier gab es keinerlei Möglichkeiten, gelegentlich inkognito über die Stränge zu schlagen. Jeder kannte jeden, und alles wurde peinlich genau registriert. Mit wem er redete oder nicht, ob er sein Auto ein- oder zweimal im Monat wusch oder ob er vielleicht dann und wann mal nach Salzburg ins Bordell ging. Und wenn er abends ins Nachtcafé ging, dann traf er dort auch noch seine Belegschaft. So wie heute. Aber irgendwann musste man ja mal raus.

Besonders schlimm am Landleben fand Fischer, dass hier nicht nur jeder jeden kannte, sondern auch jeder über jeden

alles wusste. Sogar er wusste inzwischen zum Beispiel, dass der Hauptwachtmeister in spätestens zehn Minuten zahlen und heimgehen würde, weil er sonst seine Frau nicht mehr wach anträfe, die einen anstrengenden Job im örtlichen Supermarkt hatte. Genau aus diesem Grund kam Fischer sonst meistens noch eine halbe Stunde später als heute.

Fischer grüßte kurz zu seinem Untergebenen hinüber, und der grüßte zurück. Bei der Gelegenheit bemerkte Fischer, dass Holzhammer neben einer ausgesprochen attraktiven, ihm bislang unbekannten Frau saß. Und wie er vorausgesehen hatte, rief Holzhammer kurz darauf die Barfrau zum Bezahlen.

Als Holzhammer das Geld auf den Tresen legte, blickte Christine von ihrem

Glas auf. Plötzlich wurde ihr klar, dass sie noch immer nicht wusste, wo sie heute Nacht eigentlich schlafen sollte. Also nutzte sie die Gelegenheit und erkundigte sich bei Manu nach einer halbwegs günstigen und ordentlichen Pension.

«Gar nicht so einfach, jetzt in der Hauptsaison», sagte Manu. «Aber ich weiß zufällig, dass im Alpenglück heute ein Gast kurzfristig abgesagt hat. Die Pension ist ganz in der Nähe. Ich ruf gerne dort an, um das Zimmer zu reservieren.»

Als das geklärt und Holzhammer gegangen war, bestellte Christine noch einen Rotwein und begann zu grübeln. Wie hatte ihr das passieren können? Sie, die selbst Therapien durchführte, die alles über Beziehungen und Kommunikation wusste, über kognitive Dissonanzen promoviert

und ihre Ratschläge zu Eheproblemen immer verteilt hatte wie Bonbons – sie stand jetzt vor den Scherben ihrer Ehe. Unversehens rollte ihr eine Träne über die Wange.

Da wurde ihr plötzlich von der linken Seite ein Tempotaschentuch zugeschoben. Halb erschrocken, halb dankbar blickte sie auf. Und da saß er auch schon neben ihr, der Mann, den Manu von allen Gästen am enthusiastischsten begrüßt hatte.

«Hallo, ich bin Klaus», sagte er, erhol-samerweise in reinstem Hochdeutsch.

«Christine.»

«Darauf trinken wir», antwortete Fischer. Und er zeigte sich schnell als charmanter Gesprächspartner. Er brachte Christine zum Lachen und flocht in seine Anekdoten ständig kleine Komplimente ein. Seine Tätigkeit als örtlicher

Polizeichef stellte er als spannende und verantwortungsvolle Aufgabe dar, bei der es vor allem darum ging, den anarchischen Umtrieben des Bergvolks Einhalt zu gebieten. Er erzählte von dem Einheimischen, der seit zehn Jahren ohne Führerschein Auto fuhr, und von dem Toten, der seit vierzig Jahren in seinem VW Käfer auf dem Grund des Königssees saß. Der Mann hatte angeblich in betrunkenem Zustand versucht, über den zugefrorenen See nach St. Bartholomä zu fahren und war auf halbem Wege eingebrochen. Als Taucher nach Jahren den Wagen entdeckten, war der Fahrer durch das kalte Wasser kaum verwundet und hielt das Steuer, als wollte er immer noch weiterfahren. Man hatte die Ehefrau gefragt, ob man den Wagen inklusive Leiche bergen sollte. Aber die

hatte geantwortet, das sei ihr zu teuer. Und überhaupt: Was solle sie mit einer Leiche und einem völlig verrosteten Auto.

Nach jeder Anekdote rückte Klaus ihr ein Stückchen näher, und nachdem er ihr erzählt hatte, dass er neulich in einem Altenheim Geschirrteile konfisziert hatte, auf deren Unterseiten unverkennbar kleine Hakenkreuze prangten, küsste er sie. Christine war inzwischen beim vierten Glas Wein und ließ es sich einfach gefallen.

«Was für Hakenkreuze?», fragte sie noch anstandshalber, bevor sie zurückküsste.

«Bestände vom Obersalzberg», antwortete Fischer, fast, ohne seine Lippen von ihren zu nehmen. «Nach der Bombardierung durch die Alliierten wurde von den

Einheimischen oben alles weggeschleppt, und viele von den Sachen sind hier immer noch im Umlauf.»

Auch als er anfang, massiv zu fummeln, legte Christine keinen Widerspruch ein. Sie genoss es sogar ein wenig. Ihr Mann hatte ihr lange nicht mehr so viel Aufmerksamkeit gewidmet. Und als Manu irgendwann süffisant fragte, ob sie das Zimmer im Alpenglück wieder abbestellen solle, nickte Christine bloß geistesabwesend.



In der Morgendämmerung schlurfte Matthias mit einer Tasse Espresso in der Hand ins Wohnzimmer. Gestern im Nachtcafé war es etwas spät geworden, aber er ließ

sich durch die Müdigkeit nicht von seinen allmorgendlichen Ritualen abhalten. Er nahm einen Zigarillo aus der Schachtel und trat hinaus auf den Balkon. Dann setzte er sich auf den bereitstehenden Barhocker, entzündete genüsslich den gehobenen Glimmstängel und paffte in die klare Morgenluft. Ab und zu nippte er an seinem Espresso.

Er war umgeben von einem landschaftlichen Paradies, doch das nahm er genauso wenig wahr wie ein Fisch das Wasser, in dem er schwimmt. Für Matthias war die Bergwelt nichts Besonderes, er kannte sie von klein an, sie war schon immer da gewesen. Außerdem war er kein Naturbursche. Er fuhr lieber Motorrad, als sich zu Fuß die Hänge hochzuquälen.

«Wen Gott liebt, den lässt er fallen in dieses Land», hatte Ludwig Ganghofer über das Berchtesgadener Land geschrieben. Und irgendwie hatte er damit auch recht, fand Matthias, aber er bezog das nicht auf die Landschaft, sondern eher auf die Ruhe und Abgeschlossenheit um ihn herum. Was hörte man nicht alles aus den Großstädten: Mord und Totschlag herrschte dort. Fast täglich, so kam es ihm vor, gab es Meldungen von Einbrüchen, Überfällen, Terrorwarnungen.

Nein danke, dann lieber nur ein einziges Kino am Ort und das nächste Möbelhaus in Salzburg. Matthias hatte die Ganghofer-Bücher in der Schule lesen müssen. Am bekanntesten war «Die Martinsklausen». Aber Matthias hatte «Der

Mann im Salz» besser gefallen, in dem es um Aberglauben und Toleranz ging.

Sein Haus lag «in der Schönauf», wie die Einheimischen sagten, oder in der Gemeinde Schönauf am Königssee, wie es seit der Zusammenlegung von Schönauf und Königssee im Jahre 1978 offiziell hieß. Auf jeden Fall in der Gemeinde, die den gesamten Alpen-Nationalpark Berchtesgaden umfasste, während die Marktgemeinde Berchtesgaden für den Park nur der Namensgeber war. Der Ort Berchtesgaden wurde im inneren Landkreis nur «der Markt» genannt, wie in «ich muss in den Markt zum Zahnarzt».

Von der Autobahn München-Salzburg aus gesehen, liegt die Schönauf noch hinter Berchtesgaden – im allerletzten Zipfel Deutschlands, an drei Seiten bereits von

Österreich umgeben. Von seinem Balkon hatte Matthias viele der von den Touristen und den Tourismusprospekten gerühmten Highlights direkt im Blick. Gleich hinter der Siedlung begann die Berglandschaft. Ackerfelder gab es nicht, und die Wiesen, die im Winter auch zum Langlaufen genutzt wurden, lagen alle in der Mitte des Talkessels. Rundherum verteilten sich Bauerngehöfte, einige Gasthäuser und Ferienpensionen, und hinter den Häusern zog sich der dunkelgrüne Nadelwald die Hänge hinauf.

In der Almregion wurde die Landschaft wieder offener. Oberhalb der Baumgrenze erstreckte sich meistens ein schrofen-durchsetzter Latschengürtel, und dort, wo die Berge noch höher hinaufreichten, begann schließlich die Mattenregion. Auf

diesen natürlichen Freiflächen wuchsen karge Berggräser und Blumen wie Enzian, Leimkraut, Habichtskraut und Edelweiß. Viele dieser Blumen waren in der Lage, sich selbst auf kleinsten Absätzen festzukrallen, sofern nur eine winzige Humusportion vorhanden war. Wo es senkrecht wurde, gab es dann nur noch den nackten Fels. Und die Bohrhaken der Kletterer.

Matthias mochte nicht klettern, obwohl er mit seinen langen Armen und Beinen dafür wohl geeignet gewesen wäre. Aber er war nicht schwindelfrei. Und er sah auch keinen Sinn darin. Sein Blick schwenkte zum Watzmann hinauf, über dessen Gipfel eine kleine weiße Wolke schwebte. Ansonsten war der Himmel blau. Die Wolke war zu klein für einen Hut, und

Matthias fragte sich, ob der alte Spruch der Einheimischen anwendbar war: «Hat der Watzmann einen Hut, wird das Wetter gut.»

Seine Nachbarin auf der anderen Straßenseite nutzte jedenfalls bereits die ersten Sonnenstrahlen für die Gartenarbeit. In Kittel und Gummistiefeln grub sie mit einem Spaten und großem Elan neben ihrem Komposthaufen herum. Eine ihrer zahlreichen Katzen schaute ihr dabei zu. Matthias war die Frau seit jeher ein Rätsel. Zu ihren Mitmenschen war sie meist schroff und abweisend, aber ihren Garten und ihre Katzen schien sie abgöttisch zu lieben. Sie war aufbrausend und wirkte immer irgendwie unzufrieden. Ganz anders als Matthias selbst. Zumindest, seit er den Buddhismus für sich entdeckt hatte.

Früher war er selbst leicht reizbar gewesen und bei der kleinsten Unwegsamkeit aus der Haut gefahren. Heute perlte Stress an ihm ab wie Wasser an einer Lotosblüte.

Matthias war 1,94 Meter groß und wog 93 Kilo. Dank dieser Statur hatte er früher auf Rockerfestivals nie Probleme gehabt, einen guten Platz vor der Bühne zu ergattern – egal, ob dort gerade eine Band spielte oder eine Lesbenshow ablief. Nicht selten hatten diese Partys in wilden Schlägereien geendet, und Matthias war meistens mitten unter den Raufbolden gewesen.

Damals war er noch sehr sportlich gewesen, hatte Fußball gespielt und Volleyball und zeitweise jeden zweiten Abend den Grünstein bestiegen, den kleinen Berg

hinterm Haus. Nicht wegen des Naturerlebnisses, sondern zu Trainingszwecken. Doch dann war er nach einem mehrfachen Bänderriss vom Fußballfeld aufs Motorrad umgestiegen. Und vom nichtpraktizierten Katholizismus zum Buddhismus. Kein einfacher Schritt im tiefsten Bayern. Sein Cousin war hier Bürgermeister, ein Onkel betrieb ein Geschäft für Krippenställe und Heiligenfiguren.

Schuld daran war eine Frau gewesen, die ihn – statt in ihr Schlafzimmer – zu einer buddhistischen Versammlung einlud. Im Glauben, auf diesem Umweg doch noch sein eigentliches Ziel zu erreichen, war er darauf eingegangen und mit ihr nach München gefahren. Dort hatte er den ganzen Tag den Diskussionen gelauscht. Und war bekehrt zurückgekommen. Die

Beziehung zu der Frau hatte nicht lange gehalten, aber der Buddhismus war ihm geblieben und hatte sein Leben grundlegend verändert.

Zwanzig Minuten Meditation am Morgen, und Matthias fühlte sich ausgeglichen, frisch und bereit fürs Erwerbsleben. Er band seine Krawatte um und machte sich mit seinem klapprigen Wagen auf den Weg zur Arbeit. Hemd und Krawatte waren Pflicht in der Bank, auch wenn er nicht am Schalter arbeitete. Es gab allerdings eine Alternative, eine Sonderregelung, die bundesweit nur in Berchtesgaden galt: Er hätte in Tracht gehen können. Das war von der Geschäftsführung ausdrücklich erlaubt. In Tracht konnte man in Berchtesgaden überall hingehen. Zu Hochzeiten, Beerdigungen, in die

Kirche, zu offiziellen Feiern und ins Bierzelt.



In der Polizeidienststelle im Markt ging es rund an diesem Morgen. Hauptwachmeister Holzhammer, die rechte und die linke Hand seines Vorgesetzten Dr. Fischer, rotierte unwillig, quasi mit Unwucht. Offensichtlich hatten selbst die überregionalen Medien in der sommerlichen Sauregurkenzeit nichts Besseres zu tun, als die Internetseite des *Berchtesgadener Anzeigers* zu studieren. Und so ging eine Presseanfrage nach der anderen ein – von Radiosendern, Zeitungen und Zeitschriften bis hin zum Fachmagazin für Gleitschirmfliegen. Alle wollten die genauen

Todesumstände erfahren. Aber Holzhammer war weder Gleitschirmspezialist noch Pressesprecher, er hasste diese Frage-Antwort-Spiele. Und so vertröstete er die Journalisten auf die Ankunft seines Chefs. Er wusste ja, dass Journalisten für Dr. Fischer ein gefundenes Fressen waren. Doch der ließ aus unerfindlichen Gründen auf sich warten.

Holzhammer war sechsundvierzig Jahre alt, 1,65 Meter groß – bei ungefähr gleichem Bauchumfang. Er selbst bezeichnete sich als «untersetzt», seine Frau hingegen sprach ungeniert von seiner «Bierkugel». Seine Haare wichen über der Stirn bereits stark zurück, schrien aber gleichwohl meist lautstark nach einem ordentlichen Schnitt. Seine Frau war selbstverständlich eine Einheimische, und auch seine Kinder

waren am Ort geblieben. Franz Holzhammer war ein Berchtesgadener, wie er im Buche stand: kaum aus dem Tal weggekommen, außer zu den absolut notwendigen Ausbildungseinheiten nach München. Dort hatte er sich bei den wenigen Anlässen immer äußerst unwohl gefühlt, daher versuchte er inzwischen, Fortbildungen konsequent zu vermeiden. Die Techniken, die an der Polizeischule gelehrt wurden, waren für seine tägliche Arbeit ohnehin kaum von Belang. Die meisten einheimischen Kriminellen kannte er seit seiner Jugend, und dank seiner weitverzweigten Verwandtschaft war er darüber hinaus mit einem ausgedehnten Informantennetz gesegnet.

Die meisten Straftaten der mittleren Preisklasse – Diebstähle, Einbrüche,

Körperverletzung und Fahrerflucht – klärte er telefonisch. Wenn zum Beispiel auf dem Parkplatz gegenüber von Manus Nachtcafé ein betrunkenen Fahrer ein anderes Auto rammte und einfach davonfuhr, konnte derjenige sicher sein, am nächsten Tag Besuch von Holzhammer zu bekommen. Denn die Kfz-Nummer des Unfallflüchtigen lag ihm in der Regel bereits vor, ehe die entsprechende Anzeige gestellt wurde. Direkt neben dem Parkplatz wohnte nämlich im dritten Stock eines maroden Vorkriegshauses seine Großtante Steffi. Die hatte von ihrem Fenster aus einen prima Überblick. Wenn es knallte, schaute sie hinaus. Sie hatte ja sonst nichts zu tun. Und sie hatte immer ein kleines Opernglas auf dem Fensterbrett liegen, um die Fahrzeugnummer zu notieren. Das

bescherte ihr eine schöne Abwechslung – und vor allem einen Grund, mal wieder ihren Großneffen anzurufen.

Akribische Spurensuche vor Ort hingen – womöglich noch im Freien und bei schlechtem Wetter – war des Hauptwachtmasters Sache nicht. Aufgrund seines Körperumfangs konnte er sich schlecht bücken, kam oft kaum wieder hoch oder bekam sogar einen handfesten Hexenschuss. Dafür war er einsame Spitze, wenn es darum ging, den Hergang von Wirtshausschlägereien oder sonstigen Massenkarambolagen zu klären. Immer war ein Verwandter, ein ehemaliger Fußballfreund oder sonstiger Bekannter daran beteiligt, der gegen einige Bier die Sache bereitwillig und ausführlich schilderte, solange er die Zusicherung

erhielt, selbst mit einem blauen Auge davonzukommen. So funktionierte Zeugenschutz à la Holzhammer, und so machte sich der Hauptwachtmeister für jeden Vorgesetzten unverzichtbar.

Bei Bedarf konnte er jedoch auch den Dorftrottel spielen. So hatte Dr. Fischer zum Beispiel keine Ahnung davon, dass sein Untergebener sich relativ gut mit dem Computer auskannte. Während Holzhammer nämlich in der Dienststelle das Gerät kaum anrührte, hatte er zu Hause alles per WLAN vernetzt. Er spielte im Bett Online-Schach, wenn seine Frau schon lange schlief, und am Wochenende schaute er über obskure asiatische Websites die Fußballspiele, die offiziell nur im Bezahlfernsehen liefen. Er bestellte alle möglichen Dinge für Haus und Garten im

Internet und hatte auch schon Sachen über eBay verkauft. In der Dienststelle aber stellte er sich unwissend, selbst wenn es nur darum ging, einen einfachen Bericht zu tippen. Insgesamt war Holzhammer ein erfolgreicher und zufriedener Polizist. Seine Aufklärungsquote lag weit über dem Durchschnitt, und ohne ihn wäre Fischer ziemlich aufgeschmissen gewesen. Kein Einheimischer hätte jemals einen Hiesigen bei einem Preußen aus München angeschwärzt.

Als Dr. Fischer endlich in die Dienststube gerauscht kam, wirkte er gleichzeitig aufgekratzt und übernächtigt. Sofort übergab Holzhammer ihm die Presseanfragen und die Telefonnummern der diversen Journalisten. Fischer war angetan. Dem Leiter der Dienststelle lag der Umgang mit

der Presse nun mal besser als die eigentliche Polizeiarbeit. Außerdem wusste er, dass Holzhammer, einmal auf Trab, sämtliche fürs Protokoll benötigten Details wesentlich schneller und mit weniger Mühe erledigen würde als er selbst. Schade nur, dass sie es hier aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem Unfall zu tun hatten. Ein Mord wäre deutlich prestigeträchtiger und öffentlichkeitswirksamer gewesen.

«Sind die Angehörigen verständigt?», fragte Fischer.

«Ich dachte, das willst du lieber machen», antwortete Holzhammer.

Als Fischer hier angefangen hatte, war er im ersten Augenblick sehr irritiert gewesen, dass sein Untergebener ihn so ohne weiteres duzte. So irritiert, dass er

zunächst nichts gesagt hatte. Doch schon bei seinem Antrittsbesuch beim Bürgermeister am gleichen Tag hatte er mitbekommen, dass sich hier praktisch alle duzten. Es war, als wären alle im Tal eine große Familie. Und böse Zungen behaupteten, dass das letztlich ja auch stimmte. Aber Inzucht hin oder her: Wer hier wohnte und bayerisch sprach, wurde geduzt. Wer Tourist war oder hochdeutsch sprach, wurde gesiezt. Auch extreme Ablehnung wurde durch Siezen zum Ausdruck gebracht. Oder durch Grüßen mit «Hallo», was so viel bedeutete wie: «Ich hab erkannt, dass du ein Saupreiß bist. Also leck mich am Arsch.» Insofern konnte Fischer eigentlich heilfroh sein, dass Holzhammer ihn duzte.

«Die Angehörigen hätten sofort verständigt werden müssen», rügte Fischer. «Hast du wenigstens die Adresse?»

«Ja», nickte Holzhammer, «vom Kameraden des Toten.»

«Dann erledige das bitte als Erstes.»

Natürlich hatte Holzhammer genau das befürchtet. Er hoffte, dass die Eltern inzwischen von dem Freund des Toten schon alles wussten. Dann wäre er selbst nicht der Überbringer der furchtbaren Botschaft. Deshalb hatte er den Anruf auch hinausgezögert und war gestern direkt nach der Arbeit zu seiner Baustelle gefahren. Und anschließend ins Nachtcafé.

Gegen zehn Uhr kam der Bericht der Spurensicherung. Der Gleitschirm war völlig intakt, ebenso der Notfallschirm, den der Tote dabeigehabt hatte. Rätselhaft

war, warum das Opfer nicht versucht hatte, den Rettungsschirm zu öffnen. In der Hose des Opfers hatte man eine größere Portion Darminhalt gefunden. Der Tote hatte sich beim Absturz in die Hose gemacht, kaum verwunderlich angesichts eines Falls aus 3000 Metern Höhe. Die Erklärung, warum man an der Absturzstelle nichts gerochen hatte, lieferten die akribischen Spurensucher auch: Der Tote hatte einen Overall aus wasserabweisendem Gewebe getragen, das kaum etwas durchließ.

Aber warum hatte der Mann nicht versucht, den Notfallschirm zu öffnen? Darauf hatten die Spurensucher keine Antwort. Holzhammer hatte schon viele Sportunfälle erlebt, und normalerweise hielt man sich nicht lange damit auf, die

Todesursache anzuzweifeln. Aber hier – irgendwas störte den erfahrenen Polizisten. Er hatte schon so viele tödliche Unfälle gesehen, ob abgestürzte Kletterer oder Turnschuhtouristen, die es schafften, von einem meterbreiten Weg herunterzufallen. Auch Lawinentote kamen vor, hin und wieder ein Badeunfall, und auch einen Gleitschirm-Absturz hatte Holzhammer schon erlebt. Aber in den allermeisten Fällen gab es Augenzeugen, die den fatalen Moment, in dem die Tragödie ihren Lauf nahm, genau benennen konnten. Der falsche Knoten, das Glatteis, die kurze Unachtsamkeit oder wie der Hang ins Rutschen kam. Oft waren es einfach bergwandernde Rentner, die sich übernahmen und dann einen Herzanfall erlitten.

Bei diesem jungen Burschen jedoch konnte kein Fehler an der Ausrüstung festgestellt werden, und sein Freund hatte gesagt, dass er ein sehr erfahrener Flieger war. Ein Herzanfall? Äußerst unwahrscheinlich. Aber irgendetwas musste passiert sein. Und Franz Holzhammer wollte wissen, was es war. Er würde noch mal mit dem Freund des Toten sprechen, und möglicherweise auch mit einem Gleitschirmexperten. Und er würde die Leiche untersuchen lassen – wenigstens oberflächlich. Holzhammer ging hinauf ins Chefzimmer, um Fischer zu informieren, der sich immer noch mit den Presseanfragen amüsierte.

«Kurz gesagt, i mecht noch amal an Doktor in Trab setzen», fasste der Hauptwachtmeister sein Vorhaben zusammen.

«Von mir aus», nickte Fischer. «Aber der soll keine unnötigen Kosten verursachen. Wir brauchen keine Obduktion bis zum letzten Fußnagel, nur weil der Kerl sich in seinen Seilen verheddert hat.»

«Ist recht. Er soll halt schauen, ob es ein Herzinfarkt oder Schlaganfall gewesen ist, dann hob ma wenigstens für die Hinterbliebenen etwas in der Hand.»



Christine stand im Badezimmer von Dr. Klaus Fischer. Die Nacht hatte ihr gutgetan, doch nun war sie vorbei. Vielleicht war es für den Moment die beste Therapie gewesen, die sie sich hatte verordnen können. Aber jetzt am Morgen stellte sich ein gewisses Katergefühl ein. Es hatte ihr

gestern gefallen, wie scharf dieser Klaus auf sie gewesen war. Doch obwohl das Ergebnis seiner Bemühungen durchaus befriedigend gewesen war, fühlte sie sich auch ein wenig ausgetrickst. Der Typ hatte schließlich genau mitbekommen, wie es ihr ging – und das dann zielstrebig ausgenutzt. Ein Klassiker. Klar: Sie hatte sich nicht gerade mit Händen und Füßen gewehrt. Aber dieses Gefühl, dass sie das unter normalen Umständen nicht gemacht hätte, ließ sich einfach nicht vertreiben. Die Frustration, Trauer und Wut über ihren Exmann in spe hatten ihre Instinkte lahmgelegt. Solche Gefühle waren nun mal schlechte Ratgeber in Beziehungsfragen. Aber halt! Wer dachte denn gleich an Beziehung? War sie wirklich so altmodisch, dass sie sich Sex ohne Beziehung nicht

vorstellen konnte? Schluss damit, dachte sie. Viel wichtiger war jetzt, dass sie irgendwie zur Klinik kam und möglichst niemand merkte, dass sie nicht nur dieselbe Bluse, sondern auch denselben Slip anhatte wie gestern.

In der Mittagspause würde sie sich etwas zum Anziehen kaufen, aber am Vormittag hatte sie einige Einzelgespräche, die sie unbedingt wahrnehmen musste. Leider hatte sie keine Ahnung, an welcher Adresse sie sich befand, sodass sie auf die Schnelle auch kein Taxi rufen konnte. Am Abend war sie mit Klaus mitgefahren, und ihr Auto stand immer noch in der Nähe des Nachtcafés. Der smarte Polizeichef hatte ihr bloß gesagt, sie solle die Wohnungstür einfach zuziehen, wenn sie

ginge. Dann war er verschwunden, noch bevor sie sich richtig hochrappeln konnte.

Christine verließ die tadellos aufgeräumte Wohnung, die zweifellos von einer bayerischen Putzfrau auf Vierhundert-Euro-Basis gepflegt wurde, und ging in die Richtung, die ihr am ehesten ins Zentrum zu führen schien. Der weithin sichtbare Watzmann diente ihr als Wegweiser, und so fand sie nach zwanzig Minuten ihr Auto.

Normalerweise musste sie um neun Uhr in der Klinik sein, doch heute stand der erste Therapietermin zum Glück erst um zehn auf der Agenda. Die Patientin war eine sechzigjährige Frau, die sich buchstäblich für ihre Familie aufgeopfert hatte – bis zur völligen Erschöpfung.

Immer wieder staunte Christine, wie unterschiedlich belastbar die Menschen

waren. Manche brachen schon zusammen, wenn das Brötchen mal auf die Marmeladenseite fiel, andere steckten einfach alles weg. Wieder andere steckten scheinbar alles weg und drehten dann von einer Sekunde zur anderen komplett durch.

Ihre Patientin an diesem Morgen war eine sehr liebenswerte, mütterliche Frau namens Mathilde Zechner. Ihre Tochter war schwer erkrankt, und Frau Zechner hatte die Pflege übernommen. Die Enkelin war gerade mal fünf Jahre alt gewesen und wurde ebenfalls von ihr mitversorgt. Dann war ihr Mann ins Krankenhaus gekommen – sie besuchte ihn täglich. Obwohl sie sich Hilfe hätte leisten können, hatte sich die Sechzigjährige ganz allein um ihre drei hilflosen Verwandten gekümmert.

Dann war ihr Mann gestorben. Nach drei weiteren Monaten der Hetzerei zwischen Krankenbett und Kindergarten hatte Frau Zechner plötzlich angefangen, Stimmen zu hören. Sie war im Nachthemd auf die Straße gerannt und hatte sich beim Überqueren der Straßenbahnschienen das Schlüsselbein gebrochen. Nachbarn fanden sie völlig orientierungslos auf und brachten sie in die Notaufnahme. Als ihr Hausarzt von der ganzen Sache Wind bekam, verordnete er ihr nach Wiederherstellung des Schlüsselbeins eine ausgiebige Reha – eigentlich eher mit dem Zweck einer allgemeinen Kur, aber Reha ging momentan bei den Krankenkassen besser durch. Für die bettlägerige Tochter wurde ein Pfleger organisiert, für die Enkelin eine Pflegefamilie.

In der Therapiestunde erzählte Frau Zechner, dass sie am Abend starke Leibschmerzen mit Erbrechen und Durchfall gehabt habe. Natürlich war sie nicht zum Stationsarzt gegangen. Sie hatte es einfach nicht gelernt, sich auch mal um sich selbst zu kümmern. Nachdem sie sich die halbe Nacht damit herumgequält hatte, waren die Schmerzen von selbst wieder verschwunden.

Christine seufzte. Seit vier Wochen versuchte sie der Frau beizubringen, sich selbst nicht immer hintanzustellen, wenigstens ansatzweise auch auf ihre eigenen Bedürfnisse zu achten. Sie hatte versucht, ihrer Patientin klarzumachen, dass ihre eigene Gesundheit genauso wichtig war wie die ihrer Angehörigen. Ja, dass sie für ihre Angehörigen überhaupt nur dann eine

Stütze sein konnte, wenn sie auch auf sich selbst aufpasste. Und jetzt das.

Nicht zum ersten Mal zweifelte Christine an Sinn und Zweck der Verhaltenstherapie. Sicher, es gab auch Patienten, die brauchte man nur auf die Idee zu bringen, sich einfach mal anders zu verhalten, und schon adaptierten sie neue, zielführendere Verhaltensweisen. Aber bei vielen Patienten waren die unangemessenen Verhaltensweisen ein derart integraler Teil der Persönlichkeit geworden, dass sie gar nicht mehr in der Lage waren umzudenken. Da halfen keine noch so ausgeklügelten Interventionen. Viele Menschen konnten einfach nicht aus ihrer Haut, und Mathilde Zechner gehörte dazu. Eigentlich machte sie das ungeheuer sympathisch. Trotzdem, um der Frau zu

zeigen, dass man seinen eigenen Körper unbedingt ernst nehmen müsse, gab Christine ihr auf, sich am nächsten Morgen zur Blutabnahme in der medizinischen Zentrale zu melden.

Als die Patientin gegangen war, grübelte Christine noch ein bisschen über Sinn und Unsinn ihres Berufs, dann wandte sie sich wieder ihren unmittelbaren Problemen zu. Sie brauchte frische Unterwäsche und eine Unterkunft. Nach Hause wollte sie auf keinen Fall. Nicht in den nächsten Tagen, nicht in den nächsten Wochen. Am liebsten überhaupt nicht mehr. Irgendwann würde sie sich allerdings ein paar Sachen holen müssen. Sie beschloss fürs Erste, in der Nähe der Klinik ein günstiges Ferienzimmer zu suchen. Doch der Anruf beim

Fremdenverkehrsamt war ernüchternd: zurzeit keine freien Zimmer gemeldet – Hochsaison. Da kam ihr als rational denkender Frau ein makabrer Gedanke. Der Tote von der Wiese musste doch auch ein Zimmer gehabt haben, oder? Sie hatte im Nachtcafé ja die ganze Geschichte gehört. Wie war das, eine Frau Schön war die Vermieterin gewesen?

Sie sah im örtlichen Telefonbuch nach, fand die Nummer der Frau und rief an. Kurz bevor sie wieder auflegen wollte, meldete sich eine mürrische Stimme mit einheimischem Dialekt. Christine stotterte zuerst ein bisschen herum, brachte aber schließlich ihr Anliegen vor. Die Stimme der Wirtin wurde kaum freundlicher, als sie hörte, worum es ging, aber als Christine erklärte, dass sie das Zimmer für

einen längeren Zeitraum bräuchte, stimmte Frau Schön zu. Daran, dass die Polizei das Zimmer eventuell gesperrt haben könnte, dachte Christine erst, als sie schon wieder aufgelegt hatte. Aber das war ja letztlich auch nicht ihr Problem, sondern das der Vermieterin.

Als Nächstes überlegte Christine, was sie einkaufen musste, um ein paar Tage ohne Visite in ihrer Exwohnung zurechtzukommen. Die Liste umfasste Waschzeug, Unterwäsche, Hosen und Blusen. Spontan fiel ihr noch etwas ein: Bergschuhe. Es war Freitag, am Wochenende würde sie sich hier in den Bergen umtun. Das würde für Ablenkung sorgen. Christine hatte eine gute Kondition, daran sollte es nicht scheitern. Auch wenn sie sich bisher eher urbanen Sportarten

gewidmet hatte. Sie joggte regelmäßig, und früher hatte sie gerne getanzt – mit ihrem zukünftigen Exmann. Christine hatte zwar keine Ahnung, welchen Wanderweg sie einschlagen sollte, aber sie würde einfach einem aufwärtsführenden Weg folgen, so weit sie kam. Notfalls konnte sie ja immer den gleichen Weg wieder zurückgehen.

Als Letztes fiel ihr noch ein, dass sie vielleicht ihren Lover von letzter Nacht anrufen sollte, um sich dezent wieder aus seinem Leben zu verabschieden. Der war allerdings übers Handy nicht zu erreichen. Und in der Polizeiwache wollte sie nicht anrufen. Nun gut, dachte sie, da er sich auch noch nicht gemeldet hat, scheint ihm die Sache ebenfalls nicht so ernst gewesen zu sein.

Nach Dienstschluss, gegen vier Uhr nachmittags, machte Christine sich auf den Weg in den «Markt», wie die Einheimischen sagten. Schnell stellte sie fest, dass hier die Auswahl an Bergschuhen deutlich größer war als die Auswahl an Damenunterwäsche. Jedes zweite Geschäft an der Hauptstraße oder in der Fußgängerzone war ein Sport-, Bergsport- oder Bergschuhgeschäft. Die Hauptstraße hieß zwar Maximilianstraße, aber mit der Maximilianstraße in München hatte sie wenig gemein: altmodische Konditoreien, ein Bauerntheater, das mit Holzschindeln gedeckte Nationalparkmuseum und daneben eine kleine Kirche mit angeschlossenem Kloster. Und über allem thronte natürlich der Watzmann mit seiner markanten Silhouette. Links ein großer

Zacken, die Watzmannfrau. In der Mitte vier kleinere Zacken, die vier sichtbaren der sieben Watzmannkinder. Und rechts der größte Zacken, König Watzmann selbst.

Diese Silhouette war in stilisierter Form überall in Berchtesgaden zu sehen. Ja, es gab Watzmann-Pralinen. Viele Autos mit dem Ortskennzeichen BGL trugen die Form auch stolz als Aufkleber am Heck, so wie in Norddeutschland überall die Umrisse der Insel Sylt spazieren gefahren wurden. Und an der Autobahnabfahrt Pidling, die Christine täglich auf ihrem Arbeitsweg benutzte, stand direkt am ersten Kreisel eine Watzmann-Silhouette aus blauen Neonröhren. Hässlich und unpassend, wie sie jedes Mal wieder fand. Nun, wenigstens den blauen Neon-Watzmann würde sie sich in den nächsten Wochen ersparen.

Sie hatte auch keine Mühe, sich die Schokoladen-Spezialität zu verkneifen. Ihr war momentan überhaupt nicht nach Süßigkeiten. Sie gehörte nicht zu den Frustessern, sondern eher zu den Frustfastern.

Da es am einfachsten war, kaufte Christine das Unwichtigste zuerst. Sie erstand ein Paar Bergstiefel von einem extrem kompetenten, braungebrannten jungen Mann, der aussah, als würde er sämtliche Sportarten selbst betreiben, zu denen man in dem Geschäft die Ausrüstung bekommen konnte – vom Klettern über Triathlon bis zum Skijöring. Zwei Blusen und zwei T-Shirts, die halbwegs ihren Geschmack trafen, fand sie gleich nebenan. In dem Bekleidungsgeschäft wurde sie von einer gemütlichen Verkäuferin bedient, die

offenbar den Restbestand an Playtex-Zauberkreuz-BHs aufgekauft hatte und diese jetzt nacheinander auftrug. Die Frau schob zwei gewaltige, torpedoartig zu laufende Brüste vor sich her, und damit das auch jeder sah, hatte sie sich in ein viel zu enges Spandextop gezwängt. Was sie nicht daran hinderte, freundlich und geduldig richtige Größen heranzuschaffen und anprobierte Stücke wegzuhängen.

Christine fragte nach Unterwäsche. Die Verkäuferin schaute verschwörerisch, als hätte Christine nach dem nächsten Beate-Uhse-Depot gefragt. Immerhin beschrieb sie ihr den Weg zu einem entsprechenden Fachgeschäft. Dort zahlte Christine für sechs simple Baumwollschlüpfer so viel wie in Rosenheim für eine Komplettausstattung Reizwäsche. Das

Waschzeug zu kaufen war hingegen kein Problem – die Drogerie war das größte Ladengeschäft in der ganzen Fußgängerzone. Christine grübelte ergebnislos über den Grund dafür nach. Litten die Einheimischen an kollektivem Waschwang? Oder vergaßen die Touristen grundsätzlich ihre Zahnpasta? Irgendwo dazwischen musste die Wahrheit liegen, denn das Geschäft war proppevoll.

Schließlich kaufte Christine noch einen Ortsplan und eine Wanderkarte. Auf dem Ortsplan suchte sie als Erstes ihr neues Quartier, das Haus, in dem der tote Gleitschirmflieger seine Ferien verbracht hatte. Es lag an einem Hügel in einer kleinen Nebenstraße ganz in der Nähe der Klinik.



Hauptwachtmeister Holzhammer stand vor dem Haus der Vermieterin Schön. Er kannte die Zimmerwirtin des Toten, genauso wie er die meisten Einheimischen des inneren Landkreises kannte. Er wusste, dass sie allgemein unbeliebt war und dass das Fremdenverkehrsamt ihr wegen ihrer Unfreundlichkeit nur im äußersten Notfall Gäste vermittelte.

Einmal waren Urlauber nach zwei Nächten bei ihr wieder ausgezogen und hatten mit Sack und Pack eine Sitzblockade vor dem Rathaus veranstaltet, in dem sich auch die Zimmervermittlung befand. Damals war Holzhammer gerufen worden, um dem Protest ein Ende zu machen, aber als ihm das junge Pärchen erzählte, was

passiert war, hatte er sie direkt mit nach Hause genommen und bei sich im Gästezimmer einquartiert. Die Schön hatte den beiden allen Ernstes verbieten wollen, nach zehn Uhr abends noch auf dem Balkon zu sitzen.

Das Haus der Schön war uralt und nicht im besten Zustand. Der Garten hingegen war perfekt gepflegt. Ein klassischer Bauerngarten mit sauber geschnittenen Obstbäumen, großen, schwer tragenden Beerensträuchern und prachtvoll blühenden Rosen und Dahlien. Selbst der Komposthaufen machte einen gepflegten Eindruck. Auf einem Pfeiler neben der Auffahrt lag eine große, rote Katze und blinzelte Holzhammer verschwörerisch zu, bevor sie wieder das Einflugloch eines etwas zu niedrig aufgehängten

Meisenkastens in den Blick nahm. Die Hausherrin war nirgends zu sehen.

Holzhammer ging – von einer schwarzen Katze verfolgt – zur Haustür und klopfte. Als niemand antwortete, drückte er die Klinke und trat ein. Noch vor zwanzig Jahren war hier in der Gegend jede Haustür unverschlossen gewesen, denn Diebstahl kam praktisch nicht vor. Jeder kannte jeden, und wenn jemand ein Haus betrat, das ihm nicht gehörte, so konnte er sicher sein, dass eine neugierige Nachbarin dies registrierte, um Stoff für den nächsten Klatsch zu haben. Damals war seine Arbeit noch einfacher gewesen.

Als Holzhammer in den düsteren Flur trat, fiel ihm zuerst der Geruch nach Katzenpisse auf, der ihn an die Zeit erinnerte, als seine Tochter ihm mit dem

Wunsch nach so einem Haustier auf die Nerven gegangen war. Er war strikt dagegen gewesen, genau aus dem Grund, dass diese Tiere ein eigenes Klo brauchten, das sie jedoch nicht selbst sauber machten.

Holzhammer betrat die Küche, hier roch es nach Essen – nach Kohl, um kriminalistisch genau zu sein. Wie in praktisch allen Häusern in der Gegend handelte es sich um eine große Wohnküche. Dort spielte sich in der Regel der Großteil des Familienlebens ab – wenn man denn Familie hatte, was bei der Schön nicht der Fall war. Wohnzimmer hatten diese Häuser auch. Aber dabei handelte es sich um das Modell «Gute Stube», das nur am Sonntag nach der Kirche und nur mit sauberen Gewändern betreten werden durfte und in dem man nicht aß, weil das zu Krümeln

führen konnte. Heutzutage war diese gute Stube natürlich auch der Sitz des Fernsehs, des Gucklochs in die weite Welt, über die man sich dann live und in Farbe aufregen konnte.

In der Küche standen ein moderner Herd und ein alter Ofen, der mit Holz beheizt wurde, einträchtig nebeneinander. Plötzlich kam die Hausherrin mit einem Bund kleingehackter Holzscheite im Arm durch die Hintertür.

«Was willst du hier?», herrschte die Schön den Hauptwachtmeister an.

«Bei dir hat der tote Gleitschirmflieger gewohnt», antwortete der. Das war ja wohl Begründung genug für das Erscheinen der Ordnungsmacht.

«Ja, der lästige Hund», schimpfte sie.

«Ist dir an ihm irgendwas aufgefallen?», fragte Holzhammer und machte eine geistige Notiz, dass alles, was man sich über die Schön erzählte, immer noch stimmte. Sie war und blieb eine Zwiderwurz, wie sie im Buche stand.

«Laut war er, genauso wie sein nichts-nutziger Freund! Und gefeiert haben sie, auf meinem Balkon, bis in die Nacht.»

Das hatte der Freund auch schon erzählt. Na und? Sie waren im Urlaub.

«Als junger Mensch wird man mal feiern dürfen», antwortete Holzhammer. Als echter Berchtesgadener konnte er seine Meinung nicht ganz verbergen. Aber er hielt sich zurück, sonst hätte er überhaupt nichts mehr erfahren. «Kann ich sein Zimmer sehen?»

Die zwei Freunde hatten getrennte Zimmer gehabt, weil der eine von beiden unerträglich schnarchte. Auch dies kolportierte die Vermieterin miesepetrig. Widerwillig führte Eleonore Schön den Polizisten in den ersten Stock zum Zimmer des Toten. Ein einfacher kleiner Raum mit nackten Wänden und Waschbecken. Die Möblierung bestand anscheinend aus Stücken, die die Hausbesitzerin vor Jahren aus ihrem eigenen Wohnbereich ausrangiert hatte. Viele trugen unübersehbar Katzenkratzspuren. Das Highlight des Zimmers war der lange Balkon, der eine schöne Bergsicht bot, zumindest wenn man sich so weit vorlehnte, dass man an dem vorgelagerten Nachbarhaus vorbeispähen konnte.

Holzhammer sah sich gründlich um, konnte aber beim besten Willen nichts

Aufschlussreiches entdecken. Auch eine erste Durchsicht des Gepäcks brachte weder Abschieds- noch Drohbriefe zum Vorschein.

«Das Gepäck nehmen wir in Verwahrung, bis die Obduktion durch ist», erklärte er und machte sich daran, die Sachen in seinen Dienstwagen zu verladen.

«Dann kann ich das Zimmer ja wohl wieder vermieten», knurrte die Zierde des Fremdenverkehrs.

«Ja, in Gottes Namen», beschied ihr Holzhammer. «Wenn's einer haben will.»

«Hab ich eh schon», antwortete sie schnippisch.

Und gerade als Holzhammer die letzte Tasche des Toten in seinem dienstlich grünsilbernen Streifenwagen verstaute,

bog ein hellblauer BMW Z4 in die Einfahrt ein. Hinter dem Steuer erkannte er die Ärztin aus dem Nachtcafé.

«Sag bloß, hier willst du wohnen?», begrüßte Holzhammer Christine.

«Es war das einzige freie Zimmer im ganzen Ort», sagte sie entschuldigend.

«Mei, du musst dich ja nicht mit der Wirtin abgeben.»

«Wieso, ist die so schlimm?», fragte Christine amüsiert.

«Sie ist eine alte Krampfhenne. Immer am granteln, gönnt anderen keinen Spaß, und dauernd zeigt sie ihre Nachbarn an. Wir müssen dann ausrücken, bloß weil da jemand Geburtstag feiert und a bissl a Gaudi hat im Garten.»

«Na ja, ich hab sowieso nicht vor, hier zu feiern, ganz im Gegenteil, ich bin froh, wenn ich meine Ruhe habe.»

«Ja, ich versteh schon, dann alles Gute. Vielleicht heute Abend bei Manu?»

«Mal sehn.» Damit schritt sie aufs Haus zu, und Holzhammer stieg in seinen Wagen und fuhr davon.

Im Auto erreichte ihn ein Anruf aus der Kreisklinik. Ein gestresster Assistenzarzt erklärte, der Tote sei weder einem Herzinfarkt noch einem Schlaganfall erlegen. Na gut, dachte Holzhammer. Aber was sagte ihm das? Eigentlich nur, dass der Tod des jungen Gleitschirmfliegers nach wie vor rätselhaft war. Wahrscheinlich doch ein Unfall. Irgendein Manöver war schiefgelaufen, er war in Panik geraten, hatte daraufhin noch einen Fehler beim

Korrigieren des ersten Fehlers gemacht und dann: plauz! Holzhammer überlegte, ob er das Thema Obduktion bei seinem Chef noch mal ansprechen sollte. Wahrscheinlich nicht, die Sache war einfach gegessen. Ihm fiel ein, dass er völlig vergessen hatte, die Vermieterin nach dem Verbleib von Tobias Pfahl zu fragen, dem Freund des Toten. Eigentlich hatte er dem ja verboten, den Ort zu verlassen. Aber im Grunde war auch das erst mal egal, der hatte ja schon ausgesagt.



Christine konnte die Einschätzung des Polizisten nicht ganz teilen. Die Schön war ihr gegenüber zwar kurz angebunden, aber keineswegs unfreundlich. Sie zeigte ihr

das Zimmer und das Bad, händigte ihr die Schlüssel aus und informierte sie, dass es bis acht Uhr Frühstück gebe. Als Feriengast hätte Christine sich andere Zeiten vorgestellt, aber da sie für den Samstag eine Wanderung plante und an den Wochentagen arbeiten musste, war es ihr gleich. Am Sonntag würde sie einfach ausschlafen und dann irgendwo in einem Café frühstücken. Sie packte ihre Einkäufe aus und öffnete die Balkontür. Draußen auf dem Geländer saß eine zutrauliche getigerte Katze, die sich schnurrend streicheln ließ.

Christine hatte heute keine Lust auf das Kneipenbiotop bei Manu. Auch die Aussicht, dort den Dorfpolizisten zu treffen, änderte daran nichts. Und schon gar nicht die Möglichkeit, ihr Abenteuer von letzter

Nacht wiederzusehen. Nicht dass sie moralische Skrupel wegen des spontanen One-Night-Stands bekommen hätte. Es war vielmehr das unbestimmte Gefühl, ausgenutzt worden zu sein, von einem Menschen, der sie nicht verdient hatte. Also duschte sie, zog sich um und machte einen Spaziergang zum See.

Sie kam an zwei Läden mit Schnitzereien, einem kleinen Supermarkt, einer Pizzeria und vier bayerischen Gasthäusern vorbei. Es waren noch recht viele Leute unterwegs, Touristen und Einheimische genossen den lauen Abend. Christine fiel auf, dass viele Einheimische in Tracht herumliefen – nicht nur alte Zausel, sondern auch ganz junge Kerle. Die meisten Teile der Berchtesgadener Tracht konnte man so oder so ähnlich überall in Bayern

sehen, nämlich Haferlschuhe, Lederhose und das weiße Pluderhemd. Unverkennbar waren jedoch die enggeschnittene graublaue Jacke und der Hut mit den gebogenen weißen Federn des Birkhahns. Die Federn waren offensichtlich Pflicht, der teure Gamsbart optional.

Christine landete am einzigen freien Tisch auf der Terrasse eines halb einheimisch und halb touristisch besetzten Lokals direkt am See. Sie aß eine ausgezeichnete Forelle und trank einen annehmbaren Cabernet Sauvignon dazu. Die Forelle stammte angeblich direkt aus dem Königssee. Doch da Christine kurz zuvor an unübersehbaren Hinweisschildern auf eine Fischzucht – genauer gesagt auf eine «Fisch-Erlebniswelt» – vorbeigekommen war, hatte sie so ihre Zweifel.

3

Aus den Wiesen stieg Dunst empor. Die Sonne hatte sich noch nicht über den östlichen Rand des Göll-Massivs erhoben, der Talkessel lag noch im Schatten. Die Blüten der meisten Wildblumen waren noch geschlossen. Nur ein paar vereinzelte Pflanzen blinzelten bereits zwischen ihren Blütenblättern hervor, um den Moment nicht zu versäumen, in dem die Morgensonne so viel Kraft entwickelte, dass die volle Öffnung der bunten Sterne zu rechtfertigen war.

Am Waldrand saß eine Gestalt, neben sich einen Weidenkorb, in dem ein Messer lag. Über die Wiese blickte sie auf den Ort hinunter – den Ort einer verdorbenen Kindheit. Als ein Fuchs über die Wiese lief, wurde sie wieder Kind – ein Kind, das sich glühend einen Hund gewünscht hatte. Aber die Eltern waren strikt dagegen gewesen. Und dann hatte der kleine Mischling eines Tages im Wald vor ihm gestanden, ausgehungert und verängstigt. Ohne nachzudenken, hatte es den Hund mit heimgenommen und im Schuppen versteckt. Wochenlang hatte es den kleinen Kerl heimlich mit Essensresten aufgepäpelt und war so oft wie möglich mit ihm zusammen in den Wald entwischt. Doch eines Abends fand das Kind in dem Schuppen statt des Hündchens seinen Vater. Er

hatte das Tier erschossen. Das war die Lektion, die das Kind an diesem Tag lernte: Wer nicht spurt, wird erschossen. Prügel setzte es natürlich auch.

Am nächsten Morgen hatte es völlig aufgelöst den Mitschülern davon erzählt. Doch die wollten solche Schauermärchen nicht hören, das Kind wurde nur noch mehr isoliert. Und der Lehrer glaubte kein Wort.

Die Gestalt ergriff den Weidenkorb und machte sich auf die Suche nach Pilzen. Nach Pilzen, die jeder Sammler kennen sollte und die nicht selten waren. Doch während normale Sammler diese Pilze nur kannten, um sie zu meiden, sammelte sie einen ganzen Korb davon.



Da Christine noch nie in ihrem Leben eine Bergtour unternommen hatte, hatte sie auch nicht wirklich bedacht, was man dazu alles benötigte. Und so stellte sie am Samstagmorgen fest, dass sie zwar im Besitz nagelneuer Bergschuhe war, jedoch keinen Rucksack ihr Eigen nannte. Vielleicht konnte die Wirtin ihr einen leihen. Die Wanderkarte musste mit, das war klar. Aber Christine hatte noch nie eine Wanderkarte in der Hand gehabt. Ja, mit Stadtplänen konnte sie etwas anfangen; wenn man sie in einer fremden Großstadt irgendwo auf der Welt aussetzte, war sie mit Sicherheit in der Lage, den schnellsten Weg zum wichtigsten Museum zu finden. Auch Straßenkarten waren kein Problem. Aber sie hatte keine Vorstellung, wie viel Gehzeit sie für einen Zentimeter auf dieser

Wanderkarte benötigen würde. Da waren zwar bewirtschaftete Hütten eingezeichnet, aber wie lange brauchte man dorthin? Sie musste auf jeden Fall Verpflegung mitnehmen. Aber eine Wasserflasche? Fehlanzeige! Dann würde sie eben die Colaflasche nehmen, die sie seit Tagen in ihrem Auto spazieren fuhr. Brote würde sie sich beim Frühstück schmieren.

Als Nächstes stellte Christine fest, dass es ihr sogar an der passenden Bekleidung mangelte. Sie hatte sich noch nie Gedanken darüber gemacht, dass man nicht in jeder beliebigen Aufmachung bergwandern konnte. Aber ihre empfindliche helle Leinenhose war sicher ebenso ungeeignet wie der modische, wadenlange Rock, den sie gekauft hatte. Was trugen Leute denn zum Wandern? Die Patienten

in der Klinik waren meist nicht fit genug, um ernsthafte Touren zu unternehmen. Und unter den Touristen, die man im Ort sah, fielen vor allem zwei Moderichtungen auf: Die eine Fraktion trug Kniebundhosen aus Cordstoff, dazu bunt gewürfelte Flanellhemden. Christine nannte sie die Wandervögel. Die andere Fraktion trug knallbunte sogenannte Funktionsbekleidung, wobei Christine sich fragte, welche Funktion solche Farben wohl haben konnten. Das waren die Wanderpapageien.

Es war sieben Uhr morgens. Wann wohl die örtlichen Wanderhosenverkaufsstellen öffneten? Sie verspürte einen Bewegungsdrang, den Wunsch, sich durch körperliche Anstrengung ins seelische Gleichgewicht zu bringen, so wie sie es sonst beim

Joggen tat. Sie wollte so bald wie möglich losziehen. Also doch die Leinenhose? Erst mal galt es, zu frühstücken und der Wirtin einen Rucksack zu entlocken. Christine ging die enge Treppe hinunter, auf der es ein wenig muffig roch. Im Frühstücksraum war bereits eingedeckt, für sie und einen traurig wirkenden jungen Mann. In der Tischmitte stand eine Thermos-Kaffeekanne, an jedem Platz ein Minibrotkörbchen mit ein paar dünnen Scheiben sowie drei dieser runden Aludöschen, die praktisch alles enthalten konnten, von Leberwurst über Frischkäse bis zu Nutella oder Honig. Lediglich die in winzigen, gläsernen Portionsschälchen kredenzte Marmelade schien selbstgemacht zu sein. Etwas mehr ländliche Frische am

Frühstückstisch hatte Christine eigentlich schon erwartet.

Sie schlussfolgerte, dass es sich bei dem jungen Mann um den Freund des Verstorbenen handeln musste. Daher wollte sie ihn nicht mit ihrer banalen Frühstückskritik belästigen, zumal sie – pietätlose Ärztin, die sie war – im Zimmer seines toten Kumpels wohnte. So grüßte sie nur freundlich, nahm sich Kaffee, aß zwei Scheiben Brot und hielt anschließend Ausschau nach der Wirtin. In der Küche wurde sie fündig. Frau Schön stand am Herd und rührte in irgendwelchen Töpfen. Sie sah aus, als wäre sie schon seit Stunden auf den Beinen. Auf dem Boden standen fünf Fressnapfe, an denen sich sechs Katzen gütlich taten. Das

Katzenfutter sah eindeutig appetitlicher aus als die Leberwurst in den Alupäckchen.

Christine fragte, ob sie noch ein zweites Frühstück bekommen könne, um es sich einzupacken, und was das koste. Drei Euro, drei Scheiben Brot, zwei Butterpäckchen und zwei Leberwurstdöschen wechselten den Besitzer. Dann rückte sie mit ihrer zweiten Bitte heraus: ob die Wirtin ihr einen Rucksack leihen könne. Ihre Vermieterin zog die Stirn kraus, wie in einer großen Anstrengung. Einen Moment lang sah es aus, als wollte sie ablehnen. Doch dann verschwand sie durch die Kellertür unter der Treppe und kam kurz darauf mit einem uralten Militärrucksack wieder herauf, den sie demonstrativ mit der Hand abklopfte, sodass die

Staubpartikel in der Morgensonne tanzten. Christine bedankte sich, schmierte sich im Frühstücksraum ihre Stullen und stieg dann hinauf in ihr Zimmer, um den Rucksack zu packen. Sie entschloss sich, doch einfach die helle Schlabberhose anzuziehen. Als sie schließlich im Auto saß, sah sie noch einmal in die Wanderkarte. Anscheinend konnte man bis auf 1100 Meter Seehöhe hinauffahren und dort parken.

Sie fand die richtige Straße zum Parkplatz Hinterbrand. Damit hatte sie die ersten 400 Höhenmeter schon mal bequem zurückgelegt. Dann nahm sie den Fußweg Richtung Mittelstation, den sie sich mit zahlreichen anderen Spaziergängern teilen musste. Spaziergänger und Wanderer ließen sich anhand des Schuhwerks

unterscheiden, wie Christine feststellte. Wer noch schlechter ausgerüstet war als sie selbst, fiel eindeutig in die Kategorie Spaziergänger.

Gut eine Stunde lang lief sie auf einem breiten Weg ohne spürbare Steigung. Dann verzweigte sich der Pfad mehrfach, und die Spaziergängerquote nahm erheblich ab. Die Wanderer waren jetzt in der Mehrheit. Die schnellsten unter ihnen trugen sonnengebleichte, abgewetzte Rucksäcke und schmutzige Bergschuhe. Die Langsameren hatten nagelneue Sachen in Quietschfarben.

Der Weg war immer noch breit, stieg aber plötzlich steil an. Nach zehn Minuten taten Christine die Waden weh. Sie hatte gehofft, hier einen schönen Ausblick auf den See genießen zu können, aber das war

nicht der Fall. Stattdessen Wadenkrämpfe. Christine musste ihr Tempo drosseln. Schließlich blieb sie stehen und nahm einige Schlucke aus ihrer Trinkflasche. Nach einer Weile vergingen die Schmerzen in den Beinen. Wahrscheinlich waren die Muskeln jetzt warm genug, um die ungewohnte Dehnung ohne Protest hinzunehmen. Auch der Weg wurde wieder flacher und führte jetzt an einer sumpfigen Wiese vorbei. Doch dann ging es auch schon wieder bergan. Es war halb zehn, und die Sonne machte sich bereits kräftig bemerkbar. Christine fragte sich, wie das erst um die Mittagszeit werden sollte. Natürlich hatte sie bei der Auswahl der Route nicht darauf geachtet, wie sonnig der Weg wohl sein würde. Eigentlich hatte sie auf überhaupt nichts geachtet, sondern war einfach

drauflosgelaufen. Aber so machte man das wohl, wenn man beim Laufen vergessen wollte.



Auch Hauptwachtmeister Holzhammer war an diesem Morgen früh aufgestanden. Am Vorabend hatte er es nicht mehr geschafft, seine Baustelle zu besuchen, und das wollte er jetzt nachholen. Normalerweise stand er erst auf, wenn seine Frau schon weg war. So kamen sie sich morgens nicht ins Gehege, und er konnte in Ruhe Kaffee trinken, ohne sich unterhalten zu müssen. Seine Frau Marie saß halbtags im Tengelmann an der Kasse – weniger des Geldes wegen, sondern weil es da nicht so fad war wie zu Hause. Mit anderen Worten, weil

sie dort in einer Tour ratschen konnte. Deshalb sprang seine liebe Frau jeden Morgen freudig um halb sechs aus dem Bett, während er sich einfach noch einmal umdrehte. Natürlich liebte er sie. Aber nicht so laut und nicht so früh.

Heute Morgen jedenfalls war er mit ihr zusammen aufgestanden. Um dem «Großen Ratsch Angriff» zu entgehen, verzichtete er auf den Kaffee und verschwand umgehend aus dem Haus. Weit ging er jedoch nicht – sein Bauprojekt lag direkt am Ende des Gartens. Vor zwei Tagen hatte er mit seinem Sohn Andi zusammen den Betonboden gegossen. Die Grundfläche war so bemessen, dass das Gebäude gerade ohne Baugenehmigung auskam. Plus Veranda natürlich. Die überdachte Veranda war wichtig. Holzhammer

kontrollierte, ob der Beton gleichmäßig trocknete. Ja, alles bestens. Nächste Woche würden Andi und er die Wände aufstellen können. Die metallenen Halter für die Eckpfeiler waren bereits in den Beton eingelassen. So klein das zukünftige Gebäude auch werden würde, er erfüllte sich damit einen langgehegten Wunsch. Es würde sein ganz persönliches Refugium werden. Hier würde er in Zukunft phantastische Feierabende verbringen – mal drinnen am Notebook, mal draußen auf der Terrasse beim Weißbier. Manchmal würde er Freunde einladen und auf der Veranda den noch zu mauernden Grill anfeuern. Viele hatten hier solche Hütten im Garten – zu groß für die Gartengeräte und zu klein, um sie zu vermieten. Es gab

sogar einen lokalen Fachausdruck dafür. Dieser Ausdruck lautete: «Saufhüttn».

Zufrieden machte sich Holzhammer auf den Weg zur Dienststelle. Er hatte es nicht weit, nur wenige Minuten trennten sein Heim von seinem Arbeitsplatz. Dort angekommen zapfte er sich als Erstes einen Kaffee. Kaum hatte er sich so richtig in seinem Amtszimmer niedergelassen, da kam auch schon der erste Besuch. Es war der Penner. Holzhammer bot ihm freundlich einen Kaffee an. Der Obdachlose hielt sich seit vielen Jahren zwischen März und Mai in der Gemeinde auf. Er war der einzige Penner im Ort und allseits beliebt. Als er vor zwölf Jahren das erste Mal hier gewesen war, hatte er einen Bauern gefragt, ob er bei ihm arbeiten könne. Arbeit sei genug da, hatte ihm der Bauer

beschieden, nur zahlen könne er nichts. Kein Problem, hatte der Penner gesagt, er wolle nur einen Schlafplatz in der Scheune. «Aber da derf ned gracht wern», hatte der Bauer gesagt. Der Penner hatte versichert, dass er weder rauche noch trinke, und so durfte er bleiben. Und als der Bauer einmal jammerte, dass sein neuer Mähdrescher schon wieder kaputt sei, sah der Penner sich die Sache kurz an und reparierte den Schaden in wenigen Stunden. Der Mann war nämlich Ingenieur. Solche Dinge sprachen sich schnell herum im Talkessel, und so kam es, dass der Penner selbst in der örtlichen Polizeidienststelle hoch angesehen war. Trotzdem wurde er niemals anders genannt als «der Penner».

Einmal hatte er den Jungs vom Fußballverein eine Kiste Bier gekauft. Dann hatte er sich mit ihnen zusammengesetzt, und die Jugendlichen hatten ihn neugierig ausgefragt – über das Leben auf der Straße im Allgemeinen und über sein Leben im Besonderen. Dabei hatte der Penner selbst nur Mineralwasser getrunken und streng darauf geachtet, dass von den Jungs, die um die fünfzehn waren, keiner mehr als eine Flasche Bier erwischte. Auf ihr Nachfragen hin erzählte er, dass er früher ein Bauunternehmen hatte, eine Frau, ein Haus und einen Mercedes. Dann hatte er sich bei der Statik einer Brücke etwas verrechnet – aus Gier, wie er selbst sagte. Die Brücke brach zusammen. Niemand war verletzt worden, aber man hatte ihn für den entstandenen

Schaden haftbar gemacht. Und so war sein Geschäft den Bach runtergegangen, das Haus kam weg, ebenso der Mercedes. Und als alles weg war, war auch die Frau weg. Dann hatte er noch eine kurze Zeit im Gefängnis zugebracht, und damit war seine bürgerliche Existenz vernichtet gewesen. Seit dieser Zeit zog er von Ort zu Ort, arbeitete hier und da ein bisschen für ein Dach über dem Kopf, zog je nach Wetterlage zwischen Dänemark und Italien hin und her. Und auf diesem Weg kam er regelmäßig im Frühjahr hier vorbei.

Der Penner nahm einen Schluck Kaffee. Dann sagte er beiläufig: «In der Lohmaishütte liegt eine Leiche.»



Christine wanderte durch die Berglandschaft, durch saftige Almen, die sich unterhalb schrofiger Felswände erstreckten, und durch bewaldete Abschnitte, die sich mit unverhofften Weitblicken abwechselten. Die ganze Zeit wurde sie von der unverkennbaren Silhouette des Watzmanns begleitet, der auf der gegenüberliegenden Seite des Königssees aufragte. An der rechten Seite des mächtigen Massivs konnte sie ziemlich weit oben ein Haus erkennen. Das musste das Watzmannhaus sein.

Sie kam an einer unbewirtschafteten Berghütte vorbei, vor deren verwitterter Holztür ein Wasserstrahl in einen alten Holztrog plätscherte. Sehr gut, ihre Kehle war schon wieder staubtrocken. Christine war sportlich, aber der heiße Tag und der

stetig ansteigende Weg, dazu die ungewohnt steifen Wanderstiefel und vielleicht auch die Höhe – all das forderte doch einige Anstrengung. Als sie stehen blieb, um die Wasserflasche aus dem Rucksack zu nehmen, sah sie plötzlich zwei Marmeltiere, die sich ein Stück den Hang hinauf die Bergkräuter schmecken ließen. Die Tiere wirkten behäbig und ließen sich nicht stören, obwohl sie Christine sicher bemerkt hatten. Der größere Geselle schnupperte kurz in ihre Richtung und wandte sich dann wieder dem saftigen Gras zu. Seine Frau blickte gar nicht erst auf. Wahrscheinlich hatte sie heute Morgen ihren Mann für den Wachdienst eingeteilt.

Die Marmeler zupften am Gras, hoppelten ein paar Schritte weiter, probierten

Kräuter und schauten dann wieder neugierig in die Gegend. Ab und zu sahen sie sich gegenseitig an oder stupsten die Nasen zusammen. Sie schienen sich darüber zu verständigen, dass dies ein schöner Tag für einen ausgedehnten Brunch war.

Christine beobachtete die kuscheligen Tiere, die sie bisher nur aus dem Fernsehen kannte. Sie wirkten entspannt und vollkommen mit sich und der Welt zufrieden. Sie wünschte, sie hätte das Gleiche von sich sagen können. Aber anstatt neben ihr Wache zu halten und zu pfeifen, wenn ein Adler nahte, vögelte ihr Mann mit einer fremden Frau. Mist, sie schaffte es nicht, die Gedanken an ihre völlig überraschend gestrandete Ehe zu verdrängen. Der Versuch, den schönen Tag

einfach nur zu genießen, scheiterte. Wahrscheinlich war das normal, Verdrängung wurde überbewertet. Außerdem musste sie sich ja früher oder später sowieso damit beschäftigen. Es war zu klären, wie es jetzt weitergehen sollte. Spätestens nächste Woche musste sie irgendwas wegen des Rosenheimer Hauses unternehmen. Am besten alles wegschmeißen und neu anfangen. Gab es eigentlich bei Murmeltieren so etwas wie Ehekrach? Wahrscheinlich nicht, denn wie sollte das aussehen? Den gemeinsam gebuddelten Bau verkaufen und den Zugewinn aufteilen? Wahrscheinlich würde ein Tier allein den Winter gar nicht überleben, die waren ja darauf angewiesen, sich in ihrer Höhle aneinanderzukuscheln.

Christine schraubte die Colaflasche zu, die ihr als Wasserflasche diente. Die Murren sortierten immer noch Almkräuter in leckere und sehr leckere. Plötzlich richtete das eine Tier sich auf, hockte sich auf den Hintern, streckte die Vorderbeine in die Luft und stieß den berühmten Pfiff aus. Keine halbe Sekunde später waren beide verschwunden. Während Christine sich noch fragte, was die beiden auf einmal hatten, hörte sie selbst das Rotorengeräusch. Und dann sah sie auch schon den orangeroten Hubschrauber, der an den Bergwänden entlangflog. Er flog über sie hinweg, ging niedriger und verschwand schließlich hinter einer Waldzeile, wo er wohl zur Landung ansetzte. Es musste ein Unfall passiert sein, denn der Hubschrauber war rot. Der

Rettungshubschrauber Christoph 14 flog oft über das Tal und die Reha-Klinik, meistens Richtung Watzmann. Dann schauten die einheimischen Patienten immer aus dem Fenster ihres Sprechzimmers und sagten: «Da ist was passiert.»

Christine bedauerte, dass die beiden Murmeltiere bei ihrem Brunch gestört worden waren. Sie stand auf und setzte sich ebenfalls wieder in Bewegung.

Der Weg wurde jetzt unebener und steiler, Christines neue Bergstiefel bewährten sich. Sie selbst war inzwischen am ganzen Körper schweißnass, aber dafür hatte sie sich an die steifen Sohlen gewöhnt und ihren Rhythmus gefunden. Sie trat sicher auf und spürte keinerlei Druckstellen. Im Gegenteil, ein Gefühl der Befriedigung machte sich breit und wuchs

mit jedem Meter Höhe, den sie gewann. Bis sich schließlich ihr Magen meldete. Demnächst würde es Zeit für eine sogenannte Brotzeit werden.

Einige Minuten später fand sie einen ergonomisch günstigen Felsen und ließ sich darauf nieder. Sie hatte die weiten Almwiesen inzwischen hinter sich gelassen und befand sich in einem engen, ansteigenden Tal. Der Watzmann war ausnahmsweise nicht zu sehen. Im Talgrund lagen Steine und Felsblöcke aller Größen, dazwischen wuchsen Almrausch und Latschen, auch einige Lärchen krallten sich in den steinigen Boden. Links und rechts ragten steile Felswände in die Höhe, sodass nur ein enger Ausschnitt des blauen Himmels zu sehen war. Deshalb hörte sie auch das Brummen schon lange,

bevor sie den Hubschrauber wieder sehen konnte. Unter ihm baumelte jetzt an einem langen Seil eine Trage, neben der ein Bergwachtmann in der Luft zu stehen schien. Der Hubschrauber flog direkt über ihren Sitzplatz hinweg.

Plötzlich bemerkte Christine, dass etwas von oben zu ihr herabsegelte. Es musste aus dem Hubschrauber oder von der Bahre gefallen sein. Das flatternde Ding fiel ganz in ihrer Nähe auf einen Latschenbusch. Christine hatte keine Mühe, es herunterzupflücken. Verblüfft hielt sie eine Papierserviette mit dem vertrauten Logo ihres Arbeitgebers in Händen. Diese Servietten gab es nur in ihrer Klinik. Und das konnte nur eins bedeuten: Das Unfallopfer musste entweder ein Patient oder ein Besucher sein.

Die meisten Patienten waren nicht mehr fit genug, dass sie mehrstündige Wanderungen wagen konnten – nicht einmal bergab, von der Bergstation aus. Nur solche, die wegen Burnout oder sonstiger psychosomatischer Symptome in der Klinik waren, kamen in Frage. Und genau das waren die Patienten, mit denen sie am meisten zu tun hatte. Wenn es tatsächlich ein Patient oder eine Patientin war und kein Besucher oder passionierter Papierserviettensammler, dann war es eine Person, die sie kannte. Spätestens Montag würde sie mehr wissen. Aber die Trage musste ja nichts wirklich Schlimmes bedeuten. Wahrscheinlich hatte sich nur jemand den Fuß verstaucht. Oder sich ein bisschen übernommen und dann locker per Handy die Bergwacht gerufen. Für teures

Geld natürlich. Ein Hubschraubereinsatz kostete einige tausend Euro, wenn man nicht im Alpenverein war. Aber manche Privatpatienten waren gegen so gut wie alles versichert. Christine beendete ihre Mahlzeit und wanderte weiter bergauf.



Unten im Tal blickte die Gestalt von der Gartenarbeit auf. Der Hubschrauber war ein gutes Zeichen. Ja, das Tal sollte zur Todesfalle werden. Zu der Hölle, die es für sie schon war, seit sie denken konnte. Als Kind war sie völlig wehrlos gewesen. Niemand hatte ihr geholfen, und schon bald hatte sie von niemand mehr Hilfe erhofft. Für ihre überforderte Mutter war sie lästig gewesen, für ihren Vater reine

Dekoration. Er mochte es, sie auf seinen Schultern durch den Ort zu tragen. Dass sie dort oben panische Angst gehabt hatte, war ihm egal gewesen. In der Öffentlichkeit gab er den guten Familienvater, doch hinter verschlossenen Türen zeigte er sein wahres Gesicht. Einmal, als das Kind merkte, dass der Vater wieder wütend war, flüchtete es in Richtung Treppe. Doch der Vater holte es ein und trat ihm von hinten in den Rücken, sodass es die steinernen Stufen hinunterstürzte.

Damals war das Kind noch nicht einmal zur Schule gegangen. Sein einziger Zufluchtsort war der Wald gewesen. Und die Phantasie. Abends, allein im Bett, hatte das Kind sich vorgestellt, es könne zaubern – zaubern und bestrafen. Es verfluchte alle, die ihm nicht halfen, die

wegschauten, weil es bequemer war. Sie wurden in Tiere verwandelt, in dunkle Höhlen gesperrt und qualvoll getötet. Jetzt endlich wurde der Zauber Wirklichkeit. Der ganze Talkessel wurde bestraft. Dafür, dass man den Vater so hofiert und das Leid des Kindes nicht beachtet hatte. Dafür, dass man sich niemals für das geschlagene Kind des großen Wohltäters interessiert hatte. Für Gier und Ignoranz.



Christine wanderte weiter, bis sie nach über vier Stunden an einen kleinen See gelangte. Eigentlich war es eher eine größere Pfütze, man konnte an jeder Stelle auf den Grund sehen. Rundherum zog sich ein breiter, völlig unbewachsener Rand,

was darauf hindeutete, dass das Seelein im Frühjahr wesentlich größer war. Klar, hier lief das Schmelzwasser von den umliegenden Hängen zusammen. Oberhalb des Wassers ragten bröselige, mit Gras durchsetzte Felsen steil empor. Nach Süden stiegen Schottermassen zu einem Sattel an. Nach Christines Karte musste der Sattel das Hochgschirr sein und der Berg links davon der Kahlersberg. Von ihrem Standort aus konnte sie sich gar nicht vorstellen, dass man dort hinaufkam. Aber ihre Karte zeigte einen Steig an.

Im Schatten auf der gegenüberliegenden Seite des kleinen Sees lag Altschnee. Auch das Gras an den Hängen war nass und plattgedrückt, als hätte noch vor kurzem Schnee darauf gelegen. Und das mitten im Hochsommer. Aber

immerhin befand sie sich bereits auf über 1800 Metern Höhe.

Inzwischen spürte sie ihre Beine doch recht deutlich. Aber es war ein wohliges Gefühl, wie die Bestätigung, dass sie etwas geschafft hatte. Direkt am Ufer luden ein paar große Steine zum Sitzen ein.

Christine zweigte vom Weg ab und ging zum See hinunter. Sie blickte sich um. In den letzten zwei Stunden waren ihr vielleicht zehn Leute entgegengekommen, doch hier war sie momentan der einzige Zweibeiner. Die Wasseroberfläche glitzerte im Sonnenschein, aber man konnte sehen, dass die Sonne selbst im Sommer nur wenige Stunden hoch genug unterwegs war, um in die Mulde zu scheinen.

Plötzlich fiel ihr ein Tier auf, das seelenruhig über die grasdurchsetzten

Felsen an der gegenüberliegenden Seite spazierte. Die einzigen Gämsen, die sie bisher gesehen hatte, befanden sich auf den Postkarten, die in der Klinik verkauft wurden und die von zufriedenen Patienten heimwärts geschickt wurden – wahrscheinlich oft mit Bemerkungen wie «So werde ich auch bald wieder laufen können». Sie hatte gehört, dass Gämsen sehr schreckhaft waren, aber diese hier ließ sich gar nicht stören. Schließlich hob sie den Kopf und sah zu Christine herüber. Das Tier trug riesige gedrehte Hörner, die fast so hoch waren wie sein ganzer Körper. Nein, das war gar keine Gämse. Das war ein Steinbock. Und er war nur mäßig an ihr interessiert.

Christine ließ sich vorsichtig auf dem nächsten Stein nieder und holte langsam

ihre Wasserflasche heraus. Der Steinbock machte immer noch keine Anstalten, die Flucht zu ergreifen, sondern sah ihr geruh-sam zu. Als nichts weiter passierte, wandte er sich ab und schlenderte zum nächsten interessanten Grasbüschel. Christine hatte plötzlich das Gefühl, vom Schicksal begünstigt zu sein. Plötzlich wusste sie, was mit dem Ausdruck «Naturerlebnis» gemeint war.

Während das Tier sich weiter dem Aufbau seines Winterfettes widmete, aß auch Christine genüsslich ihr letztes Brot. Danach würde sie den gleichen Weg zurückgehen, ein Rundweg schien sich nicht anzubieten. Allenfalls den letzten Teil des Weges würde sie auf einer etwas anderen Strecke zurücklegen können, indem sie bei der Königsbachalm den unteren

Weg einschlug. Der anfangs noch rein blaue Himmel hatte sich inzwischen offensichtlich darauf besonnen, wo er sich befand, und eine Vielzahl typisch bayerischer weiß-blauer Wolken aufgezo-gen. Christine sah zu, wie die Wolken sich zunehmend schneller über den Himmel be-wegten und dabei immer größere Watte-haufen bildeten. Schließlich brach sie auf. Dabei konnte sie es sich nicht verkneifen, dem Steinbock ein «Tschüs» hinüberzurufen. Der antwortete aber nicht.



Matthias war kein Langschläfer. In der Woche stand er morgens um sechs auf, am Wochenende zwei Stunden später. So saß

er auch an diesem Samstag schon um acht Uhr mit seinem Morgenkaffee auf dem Balkon, um einen halben Zigarillo zu rauchen. Die Sonne wärmte bereits, der Tag versprach wunderschön zu werden, fast zu heiß für sein Vorhaben. Er wollte sich auf seine tiefrote 1200er BMW schwingen und einige Stunden über die Landstraßen des Chiemgau kurven.

Als er seine Ledermontur anlegte, stellte er sich vor, dass das Motorrad unten in der Garage schon ungeduldig auf ihn wartete und mit den Rädern scharrte. Wer ihn jetzt in seiner zwanzig Jahre alten Lederjacke, dem abgeschabten Halstuch und dem fliegenbeklebten BMW-Helm sah, würde sich kaum vorstellen können, dass er die ganze Woche mit gebügelmtem Hemd und Krawatte vor seinem Computer saß. In

der Bank hatte er sich zwar durch Zuverlässigkeit und Hilfsbereitschaft kleine Freiräume erkämpft, aber die Krawatte musste er tragen wie alle anderen.

Trotz der Hitze verzichtete er nicht auf den Rückenprotektor. Motorradfahrer töten nicht – sie werden getötet. Das war sein Spruch. Ihm war bewusst, dass er ein gefährliches Hobby hatte. Aber der Genuss war das Risiko wert. Die kurvenreichen Straßen durch die Berge waren einfach ideal. Viele Fahrer aus ganz Deutschland kamen hierher, um die Queralpenstraße zwischen Ramsau und Inzell zu befahren, oder sogar die ganze Runde ums Steinerne Meer. Auch um den Chiemsee herum gab es kleine gewundene Sträßchen mit wenig Autoverkehr und ästhetisch

geschwungenen Kurven. Das alles hatte er direkt vor der Haustür.

Oft sang er beim Fahren laut vor sich hin. Sein Repertoire reichte von Elvis bis zu den Beatles. Mit neueren Sachen konnte er nichts anfangen. Und die alten Hits passten auch am besten zu seinem Fahrstil, denn er war alles andere als ein Raser. Vielmehr genoss er das meditationsartige Einswerden mit der Maschine, das harmonische Wiegen in den Kurven. Nur wenn ein hässlicher Opel Vectra mit Dresdner Kennzeichen vor ihm über die Straße schlich und die herrliche Aussicht versperrte, griff er auf die vollen 163 PS zwischen seinen Schenkeln zurück, schaltete zwei Gänge herunter und war in wenigen Sekunden an dem Hindernis vorbei. Natürlich durfte man nicht darüber

nachdenken, dass das Motorrad in diesen Sekunden so viel Sprit schluckte wie ein Golf GTI. Aber sein Bike war ja auch kein Fortbewegungsmittel, sondern ein reines Spaßgerät – sein einziges wahres Laster.

Er schob die Maschine aus der Garage, setzte den Helm auf, zog die Handschuhe an und drehte den Zündschlüssel herum. Ohne jegliches Geprotze fuhr er mit wenig Gas die schmale Gasse zur Hauptstraße hinab. Dann überließ er sich dem Sog des Asphalts, der auf ihn fast so entspannend wirkte wie seine morgendliche Meditation. Seit die Staatsgrenze nach Österreich kein zeitraubendes Hindernis mehr darstellte, konnten seine Touren sich in praktisch jede Richtung erstrecken. Matthias kannte jede Kurve im Umkreis von 100 Kilometern und wusste, wie man sie fahren musste.

Nach einiger Zeit fand er sich auf dem Parkplatz an der Hochkönigstraße wieder. Neben ihm standen zwei schwere Maschinen mit italienischen Kennzeichen. Als die Fahrer ihre Helme abnahmen, stellte sich heraus, dass es zwei junge Frauen waren. Er bot den Italienerinnen von seinen Zigarillos an, aber die lehnten freundlich ab. Dann wandten sie sich dem Panorama zu und begannen sich leidenschaftlich zu küssen. Matthias schmunzelte. Seine Höflichkeit war kein Baggerversuch gewesen, sondern lediglich freundschaftlicher Umgang unter Motorradfahrern. Er blickte an dem Pärchen vorbei in die Ferne und bemerkte, dass die Wolken nicht nur zahlreicher, sondern auch dunkler wurden. Er rauchte sein Zigarillo auf und fuhr wieder Richtung Schönau.

Kurze Zeit später wuchs im Nordwesten eine gelbgraue Wand heran. Und es wurde immer schwüler. Er hoffte, dass er es noch vor dem Unwetter nach Hause schaffen würde. Trotzdem – Gewitter hin oder her –, auf dem Rückweg musste er unbedingt noch an der Tankstelle vorbei, die seine Lieblingszigarillos führte.



Um Punkt sechzehn Uhr war es so weit. Die dunkle Wolkendecke öffnete sich. Die ersten Tropfen wirkten noch erfrischend, doch bald gingen eiskalte Sturzbäche nieder. Christine hatte den Wetterumschwung viel zu spät kommen sehen. Sie befand sich auf einem Weg, von dem sie nicht genau wusste, ob er sie tatsächlich

zu ihrem Auto führen würde, da er sich immer weiter ins Tal schlängelte. Ihr Auto aber stand auf 1100 Metern Höhe am Hinterbrand. Doch nasser konnte sie ohnehin nicht mehr werden, selbst wenn sie den ganzen Weg bis zur Pension laufen würde. Allmählich wurde ihr kalt. Sie hatte keine Jacke dabei, keinerlei Regenschutz, nicht einmal eine Plastiktüte. Das Trockenste an ihr waren die Füße, denn ihre nagelneuen Bergschuhe hielten, was der braungebrannte Verkäufer versprochen hatte. Der Weg wurde immer rutschiger, und auf der linken Seite ging es steil bergab. An einigen Stellen gab es ein Geländer, an anderen war es weggefault. Während Christine über rutschige Steine abwärts glitt, wünschte sie sich nicht nur eine Regenjacke herbei, sie begann auch zu verstehen,

warum so viele Wanderer Teleskopstöcke benutzten. Trotzdem bereute sie ihr Abenteuer keine Sekunde lang. Im Gegenteil, sie beschloss lediglich, dass sie sich für die nächste Wanderung besser ausrüsten musste.



Wer mit dem Auto zum schönsten See Deutschlands fährt, passiert erst einmal eine Tankstelle und einen McDonald's, um dann auf einen Großparkplatz zu gelangen wie in Disneyland. Sobald man das Auto abgestellt und den Großparkplatz verlassen hat, entdeckt man den entscheidenden Unterschied: Hier ist alles echt. Man kann zwar vieles machen, was man auch in einem Vergnügungspark tun

kann – Boot oder Seilbahn fahren, Erinnerungsfotos schießen, Geld für unglaublichen Kitsch ausgeben und sich von zwei mechanischen Holzfällern mit einer riesigen altertümlichen Baumsäge einen Gedenktaler von einem Ast sägen lassen –, doch man kann all dies auch einfach links liegen lassen. Denn die Landschaft ist wirklich so beeindruckend wie auf den zahllosen Postkarten, die von hier seit Ganghofers Zeiten verschickt werden.

Unter dem Tankstellendach vor der Einfahrt zum Großparkplatz stand Matthias neben seiner roten BMW. Er hatte schon jenseits der österreichischen Grenze seine Regenmontur angezogen, in der er zwar aussah wie ein Marsmensch, die aber selbst bei 120 Stundenkilometern noch zuverlässig dicht hielt. Er war gerade

dabei, die frisch erworbenen Zigarillos trocken im Seitenkoffer zu verstauen, als er eine traurige Gestalt erblickte, die den Elementen im Gegensatz zu ihm voll ausgeliefert war. Das Wasser tropfte ihr aus den Haaren, das T-Shirt war komplett durchsichtig, und die schlammbespritzte Sommerhose klebte ihr klatschnass an den Beinen. Die Frau strebte Richtung Ortsmitte an der Tankstelle vorbei, hatte also noch mindestens 2 Kilometer vor sich. Das tiefende Etwas kam ihm irgendwie bekannt vor. Ohne lang nachzudenken, trat Matthias unter dem Dach hervor und rief: «Servus, wo soll's denn hingehen?»

Als die Frau aufblickte, erkannte er sie. Es war die Auswärtige, die im Nachtcafé mit dem Polizeichef rumgeknutscht hatte. Ihr Gesicht war voller Schlammgespritzer,

und die Haare hingen ihr strähnig in die Stirn. Matthias konnte nicht verstehen, wie man in so einem Aufzug und ohne jeglichen Wetterschutz eine Bergtour machen konnte. Preiß halt. Aber irgendwie sah sie auch süß aus in dem patschnassen Outfit. Als sie die Adresse ihrer Pension nannte, grinste er. Es war das Haus neben seinem.

«Da muss ich eh hin», sagte er. «Nächster Halt: Tee mit Rum.»

Er ging zu seiner Maschine, um den Ersatzhelm aus dem Koffer zu holen.

Christine dachte kurz darüber nach, ob dieser Fremde in der Gummimontur sie vielleicht im nächsten Wäldchen vergewaltigen würde. Doch der Gedanke erschien ihr weniger bedrohlich, als noch weiter frierend im Regen herumzulaufen. Also setzte

sie den Helm auf und kletterte auf den Rücksitz.

Matthias fuhr betont vorsichtig – langsam in den Kurven und ohne irgendwelche Angebereien. Und wie versprochen bog er schon zwei Minuten später in seine kleine Straße ein. Er fuhr an Christines Bleibe vorbei, direkt zu seiner Garage. Als er anhielt, stieg Christine ab, bedankte sich für die Hilfsbereitschaft und machte Anstalten zu gehen. Sie wollte so schnell wie möglich raus aus den nassen Klamotten. Doch Matthias ließ sich nicht so leicht abwimmeln.

«Halt, wo willst du denn hin?»

«Na, in meine Pension, umziehen, baden. Beziehungsweise ausziehen, duschen, umziehen.»

«Die Schön nimmt dir garantiert drei Euro fürs Bad ab, bei mir kannst du

umsonst baden.» Ganz Hilfsbereitschaft – und vielleicht ein kleiner Hintergedanke.

«Das ist nett gemeint, aber ich brauch doch mein Waschzeug und meine Kleidung.» Das hätte ihr gerade noch gefehlt, bei dem Gummimann zu duschen.

«Na gut, dann gehst du jetzt baden und kommst nachher rüber. Kriegst 'nen schönen Kaffee und einen Whisky dazu. Okay?»

«Na gut.» Christine hatte nicht vor, ihrem erotischen Erlebnis von Donnerstag gleich heute ein zweites folgen zu lassen. Aber sie sah ein, dass ihr Retter zumindest Anspruch darauf hatte, mit ihr einen Kaffee zu trinken. Außerdem kam ihr der große Mann, der sich während der Unterhaltung nach und nach aus seinem wasserfesten Überzug pellte, vage bekannt vor.

«Ich brauch so eine halbe Stunde», sagte sie und wandte sich zum Gehen.

Matthias schob sein Motorrad in die Garage. Im Gegensatz zum Nachbarhaus war seins erst in den sechziger Jahren erbaut worden – von seinen Eltern. Zur Hälfte gehörte es seinem Bruder, der mit seinem Freund in München wohnte. Hin und wieder kamen die beiden auch gerne mal ein paar Tage zum Wandern oder Skifahren heraus. Doch die meiste Zeit lebte Matthias allein in dem Haus, das zwar alles andere als ein Schmuckstück, aber doch solide von den Handwerkern in der Verwandtschaft gebaut war. Seinen Ansprüchen genügte es jedenfalls. Er interessierte sich weder für Inneneinrichtung noch für Haus- oder Gartenarbeit. Das sah man dem Anwesen leider an. Er

wusste das, aber er stand dazu und dachte gar nicht daran, jetzt in hektische Betriebsamkeit zu verfallen, nur weil er Damenbesuch erwartete.

Als Christine die Auffahrt zur Pension hinaufging, sah sie ihre Vermieterin auf der alten, aus einem ganzen Baumstamm herausgehauenen Bank neben dem Eingang sitzen. Die Bank war durch das weit vorspringende Dach vor dem Regen geschützt. Mit einem für ihre Verhältnisse recht zufriedenen Gesichtsausdruck blickte die Frau zu dem jetzt kaum erahnbaren Bergmassiv hinüber, von dem Christine gerade heruntergestolpert war. Sie grüßte freundlich und wollte an der Wirtin vorbei ins Haus gehen.

Da grantelte die Schön: «Jessas, ziehen Sie halt die Schuhe aus!»

Die Frau war wirklich unmöglich. Noch nie was von Dienstleistungsgesellschaft gehört. Aber wozu ärgern, gehorsam setzte Christine sich ans Ende der Bank und quälte sich aus den schlammigen Bergstiefeln. Dann ging sie auf Strümpfen nach oben, ließ Badewasser ein, schnappte sich aus ihrem Zimmer saubere Sachen und Waschzeug und verschwand im Bad. Es war herrlich, im warmen Wasser zu versinken. Erst jetzt merkte Christine, wie sehr ihr Körper ausgekühlt war. Selbst nach drei Minuten im heißen Wasser fühlte sich ihr Hintern immer noch an wie ein auftauender Eisblock. Sie musste sich eingestehen, dass sie heute Morgen wirklich sehr unbedarfte losgestolpert war. Schließlich hätte sie sich bei dem rutschigen Rückmarsch auch den Fuß brechen

können. Und sie hatte nicht nur keine Jacke dabeigehabt, auch ihr Handy war leer. Niemand wusste, wo sie war, niemand hätte nach ihr gesucht, niemand den roten Hubschrauber geschickt. Das wäre eine unangenehme Nacht im Schlamm geworden. Roter Hubschrauber ... Wer da wohl geborgen worden war?

Als sie endlich wieder aufgetaut war und ihre Muskeln und Gedanken sich entspannten, fiel ihr plötzlich auch ein, woher sie den Gummimann kannte: Er war einer der Steinzeitmänner aus der Kneipe. Und es war nicht nur die Regenmontur gewesen, die das Erkennen erschwert hatte. In der Kneipe hatte er wie die anderen Einheimischen in Berchtesgadener Dialekt geredet. An der Tankstelle jedoch hatte er sie in fast perfektem Hochdeutsch

angesprochen. So richtig wusste sie nicht, was sie von ihrem Retter zu halten hatte. Sie kannte nicht einmal seinen Namen. Aber sie brauchte sich ja auch nicht lange bei ihm aufzuhalten. Ein Kaffee der Höflichkeit halber – und dann würde sie wieder gehen.

Einunddreißig Minuten später klingelte Christine an der Tür ihres Regenretters. Er öffnete in blauen Adiletten, ausgebeulter grauer Jogginghose und dem orange-schwarz karierten Flanellhemd, das sie schon kannte. Dieser Aufzug bedeutete für Christine zwar eine akute Netzhautbeleidigung, aber andererseits auch, dass der Mann offenbar nicht vorhatte, sie zu verführen. Das war positiv.

«Magst du einen Kaffee?», fragte ihr Retter. Und als sie zustimmend nickte,

schob er gleich die nächste unvermeidliche Frage hinterher: «Wie heißt du eigentlich?»

Christine war klar, dass es lächerlich wirken würde, wenn sie unter diesen Umständen Titel und Nachnamen nannte. Sie konnte nicht beim «Sie» bleiben, weil es nie ein «Sie» gegeben hatte. «Christine», sagte sie.

«Matthias», sagte ihr Gastgeber und schüttelte ihr unvermittelt die Hand. Dann bat er sie überraschenderweise nicht in die Küche, sondern direkt ins Wohnzimmer. Das war in dieser Gegend äußerst ungewöhnlich. Aber ungewöhnlich war wohl auch dieser Matthias. Und sein Wohnzimmer eine ziemliche Katastrophe. Alles, was man in einem Wohnzimmer brauchte, und sehr vieles, was Christine in einem

Wohnzimmer noch nie gebraucht hatte, lag auf dem Fußboden herum. Besonders sauber war es auch nicht. Hier wurde zwar offenbar hin und wieder staubgesaugt – aber nur unter weiträumiger Umfahrung aller Stapel und Häufchen, die sich über den Teppichboden verteilten. In einer Ecke des Raumes standen eine Kiste mit Motorradteilen und ein Kanister Motoröl.

Der erstaunlichste Einrichtungsgegenstand befand sich jedoch in der Ecke neben dem Sofa. Dort stand auf einem niedrigen dreieckigen Tisch ein kleiner geschlossener Schrank, der mit seinen zwei Flügeltüren und der geschwungenen Form an einen Altar erinnerte. Christine dachte zunächst, es sei einer der hierzulande notorischen Herrgottswinkel. Aber weit und breit war kein Kreuz zu sehen,

weder mit noch ohne baumelnden Jesus. Vor dem liebevoll geschnitzten Holzchränkchen befand sich ein kleines schwarzes Metallgefäß mit Deckel. Vom Boden vor dem Tisch ragten links und rechts zwei hohe Kerzenhalter in die Höhe. Zwischen ihnen lag ein abgewetztes Sitzkissen, und rechts vom Kissen gab es einen kleinen Ständer mit einem Metallschälchen darauf, neben dem ein Klöppel lag.

Nach allem, was Christine wusste, gehörten diese Gegenstände wahrscheinlich zu irgendeiner östlichen Religion. Bei näherem Hinsehen fiel ihr auf, dass diese Ecke des Raumes die einzig saubere war. Auf dem Tisch war erst kürzlich staubgewischt worden, und der Teppich unter dem Sitzkissen war gründlich

gesaugt. Christine räumte zwei Pullover beiseite und setzte sich auf das braune Ledersofa. In diesem Moment kam Matthias mit zwei Kaffeetassen durch den offenen Durchgang aus der Küche. Er stellte die Tassen auf den Couchtisch vor dem Sofa und entfernte im Gegenzug eine alte Pizzapappe und eine leere Chipstüte aus dem Blickfeld.

Christine war neugierig auf die Geschichte, die hinter den fernöstlichen Kultgegenständen steckte. Schließlich war Matthias eindeutig kein Japaner, sondern ein Einheimischer mit schwerem bayerischen Dialekt. Sie überlegte, ob es zu indiskret wäre, danach zu fragen. Aber schließlich stand das Zeug hier mitten im Wohnzimmer herum – und das in einer Gegend, die nicht gerade für ihre religiöse

Vielfalt bekannt war. Also nahm sie einen Schluck Kaffee und fragte möglichst unverfänglich: «Was ist denn das da für ein hübsches Schränkchen?»

«Das ist mein Butsudan», antwortete Matthias, ohne zu zögern. Dann ging er zu dem Schränkchen und öffnete die beiden Flügeltüren. Automatisch ging innen ein Licht an, und man sah eine Schriftrolle mit altertümlichen Zeichen. «Und das ist mein Gohonzon. Er enthält alle Weisheit des Universums.»

«Wie? Alles auf einem Blatt?», fragte Christine ungläubig.

«Ja, das ist ja das Geniale.»

Christine merkte, dass Matthias das nicht ironisch meinte. Er glaubte es wirklich. Und dann erzählte er ihr die ganze Geschichte von seiner Bekehrung,

inklusive seiner Kneipenbekanntschaft und seinen unreligiösen Motiven, sie nach München zur Buddhistenversammlung zu begleiten. Christine war beeindruckt. Man musste ganz schön autonom sein, um sich in dieser Umgebung offiziell vom Katholizismus abzuwenden. Nett fand sie auch, dass Matthias die ganze Sache trotzdem nicht verbissen sah. Er erzählte, dass es viele verschiedene Richtungen des Buddhismus gebe, dass seine Richtung zum Beispiel ziemlich wenig mit dem Dalai Lama zu tun habe. Er beschrieb auch, wie er jeden Tag praktizierte, morgens vor der Arbeit. Dabei sei ein Text zu rezitieren, den kein Mensch verstand, weil er in Altjapanisch geschrieben war, der aber wegen seiner Tiefe und Mehrdeutigkeit nicht übersetzt werden konnte. Christine fragte

dezent, was es einem Menschen bringen sollte, etwas zu rezitieren, was er letztendlich nicht verstand.

«Wo ist das Problem? Die lateinischen Messen früher hat ja auch niemand verstanden», antwortete er schlagfertig.

Der Kaffee, den Matthias gekocht hatte, schmeckte überraschend gut, und die Zeit verging schneller, als Christine gedacht hätte. Als sie aufstand, um aus dem Fenster zu sehen, stellte sie fest, dass die Bergspitzen auf der linken Seite des Tales bereits ganz in Rosa getaucht waren. Außerdem sah sie auf dem Nachbargrundstück ihre Wirtin, die vor der Küchentür ihren Katzen das Abendessen kredenzte.

«Wow, ein richtiges Alpenglühen», sagte Christine.

Matthias trat neben sie. «Das haben wir hier jeden Tag», antwortete er. Und fügte grinsend hinzu, dass das der Standard-spruch seiner Eltern gewesen sei. Sie hatten an Feriengäste vermietet, und wenn die etwas besonders lobten, egal, ob es die hübschen Wolken, das Wetter oder die Bergsicht war, dann hieß es: «Das haben wir hier jeden Tag.» Wenn etwas schlecht war – meistens das Wetter –, dann hieß es: «Morgen wird's besser.» Egal, ob der Wetterbericht im Radio gerade drei Wochen Regen angesagt hatte. Christine lachte. Ihr wurde bewusst, dass sie die Einheimischen nur aufgrund ihres Dialekts bisher automatisch für ein bisschen langsam gehalten hatte. Sie hatte sich getäuscht. Und als sie sich etwas später von Matthias verabschiedete, war sie durchaus erfreut, als er

sie fragte, ob sie Lust hätte, mal mit ihm auszugehen.

4

In der Polizeiwache hatte sich Hektik breitgemacht. Schon wieder eine Leiche – und noch vor dem Mittagessen. Das hatte Holzhammer gerade noch gefehlt. Angeblich lag sie in einer verlassenen alten Hütte im Jennergebiet herum. Mehr war aus dem Penner nicht herauszukriegen. Er hatte sich die Tote nicht genauer angesehen.

«Das hätte mir noch gefehlt, dass ihr meine Fingerabdrücke da findet», sagte er. Und damit hatte er wohl recht.

Holzhammer hatte den Hubschrauber angefordert, und der war fünfzehn Minuten später in der Schönau gelandet, um den Notarzt und zwei Bergwachtler an Bord zu nehmen. Inzwischen war der Leichnam vom Berg geholt und direkt ins Kreiskrankenhaus gebracht worden. Von dort hatte man auf der Polizeiwache angerufen und die Personendaten durchgegeben. Die gute Frau hatte braverweise ihren Ausweis dabeigehabt. Einige Anrufe später wusste Holzhammer, dass es sich bei der Toten um eine privatversicherte ältere Dame namens Mathilde Zechner handelte, die in der örtlichen Reha-Klinik untergebracht war. Dort erholte sie sich von einer Schlüsselbeinfraktur und hatte mit Genehmigung der Klinik die leichte Wanderung unternommen. Da sie

ein Ticket der Jennerbahn bei sich hatte, lag es nahe, dass sie mit der Seilbahn bis zur Bergstation gefahren und von dort bergab Richtung Mittelstation gegangen war. Allerdings war sie unterwegs von dem breiten Forstweg abgewichen und auf einem kleinen unbezeichneten Steig weitergegangen – bis zu der alten Schutzhütte, in der sie tot aufgefunden wurde.

Der Arzt konnte nicht genau sagen, woran sie gestorben war. Während bei dem Gleitschirmflieger ein Unfall ziemlich plausibel erschien, war diese Todesursache hier praktisch auszuschließen. Der Körper war in dem offenen Unterstand auf dem Boden vor einer Bank liegend gefunden worden und hatte keinerlei äußere Verletzungen aufgewiesen.

«Todesursache: Herzinfarkt» hatte der

Arzt geschrieben, aber Holzhammer wusste, das war im Grunde nur geraten. Nach den Infos aus der Klinik hatte die Sechzigjährige weder an Bluthochdruck noch an Arteriosklerose gelitten. Den Messwerten zufolge hatte sie das Herz einer gesunden Vierzigjährigen gehabt, war weder übergewichtig noch Raucherin, und auch ihr EKG war mustergültig gewesen. Holzhammer würde seinen Chef bitten, eine Obduktion zu beantragen. Schon wieder.

Die beiden Toten, die Holzhammer da in den Schoß gefallen waren, hatten kaum etwas gemeinsam: jung und alt, Mann und Frau, die eine Leiche ohne äußere Verletzungen, die andere – nun ja – mit ziemlich vielen. Natürlich, wenn man in 3000 Metern Höhe mitten in der Luft

verstarb, holte man sich solche Verletzungen zwangsweise. Noch ein weiterer Unterschied zwischen den beiden Toten fiel ihm ein: Während sich für die erste Leiche zumindest einen Tag lang die Presse interessiert hatte, krächte kein Hahn nach der rüstigen Seniorin. Allerdings war sie auch nicht spektakulär vom Himmel gefallen, sondern still in einer Hütte verschieden.

Die einzige Gemeinsamkeit zwischen den Toten bestand bislang darin, dass beide aus unklarem Grund in ihrer Freizeit dahingeschieden waren. Und beide waren Auswärtige. Aber was hieß das schon. Touristen starben schneller mal. Von den Unfalltoten seiner Laufbahn waren sicher achtzig Prozent Gäste gewesen. Holzhammer war eigentlich niemand, der sich mit

Gefühlen aufhielt. Normalerweise brauchte er das auch nicht, weil er eh schon wusste, was los war. Normalerweise gab es hier nur zwei Sorten von polizeirelevanten Ereignissen: Unfälle und sonnenklare Fälle. Doch diesmal hatte er ein ungutes Gefühl. Er versuchte, dieses Gefühl in Worte zu fassen, als er seinen Chef um die Anordnung einer Obduktion bat. Ohne Erfolg.

«Für eine Oma aus dem Kohlenpott, die sich beim Bergwandern übernimmt und dann einen Sonnenstich bekommt, setze ich noch nicht mal die Spurensicherung in Marsch. Von der Gerichtsmedizin ganz zu schweigen. Das gibt nur wieder einen Rüffel aus dem Ministerium wegen Verschwendung von Steuergeldern», sagte

Fischer. «Und von einer Obduktion brauchen wir gar nicht zu reden.»

«Gut, reden wir nicht», sagte der Hauptwachtmeister und ging hinaus. Er wollte nicht diskutieren, denn er hatte ja nichts vorzuweisen. Aber irgendwas würde er unternehmen, das war klar. Dieses unangenehme Gefühl der Unklarheit musste er unbedingt aus seinem Kopf kriegen. Daher stieg er in den Streifenwagen, holte von zu Hause seine Bergschuhe und bestieg kurze Zeit später die Seilbahn Richtung Jennergipfel.

Der Angestellte, der den Fahrgästen beim Aussteigen half, hatte auch am Tag zuvor Dienst gehabt, als Mathilde Zechner ihre verhängnisvolle Wanderung begann. Holzhammer zeigte ihm das Ausweisfoto der Toten und beschrieb die Kleidung, die

sie getragen hatte. Tatsächlich erinnerte sich der Mann an die ältere Frau, die allein und mit einem kleinen Kinderrucksack auf dem Rücken losmarschiert war. Sie sei ihm aufgefallen, weil sie einerseits eindeutig als Touristin erkennbar war, andererseits aber ein älteres Modell recht teurer Bergschuhe trug. Die Schuhe seien zwar alt gewesen, hätten aber wie neu ausgesehen. Als seien sie vor zwanzig Jahren im Urlaub gekauft und danach nie mehrangezogen worden. In seiner Position achte man auf solche Dinge, erklärte der Liftler. Schon, um sich die Zeit zu vertreiben.

Holzhammer machte sich daran, den letzten Fußmarsch der Mathilde Zechner nachzugehen. Zunächst wanderte er den Hauptweg hinab, den fast alle Touristen nahmen. Einheimische gingen viel lieber

bergauf als bergab, weil man davon keine Knieschmerzen bekam. Aber viele Gäste hatten gar nicht genug Schmalz in den Beinen, um auch nur eine Stunde bergauf zu gehen. Die wanderten bergab und wunderten sich dann am nächsten Tag, dass sie kaum laufen konnten. In letzter Zeit war es sogar vorgekommen, dass Wanderer, die sich ein bisschen übernommen hatten, einfach die Bergwacht riefen. Da hörte für Holzhammer der Spaß auf. Aber die Bergwacht musste natürlich ausrücken, und normalerweise hörten solche Deppen nicht einmal ein böses Wort, denn die Bergwachtler hatten sich in ihrer Charta dazu verpflichtet, nicht über Gerettete zu urteilen. Unangenehm wurde es für diese Wanderspezialisten erst, wenn sie nicht im

Alpenverein waren und irgendwann die Rechnung für den Einsatz kam.

Bald erreichte Holzhammer die Abzweigung, die zur Hütte führte. Sie lag an einem Seitenweg, der steiler verlief als der breite Hauptweg. Was mochte die Zechner bewogen haben, diesen Weg zu nehmen? Holzhammer sah, dass einige Gäste den Anfang des Steigs als Toilette benutzt hatten – Tempotücher lagen herum. Vielleicht war die Frau ihrer Notdurft nachgegangen, und bei der Gelegenheit hatte sie den Steig entdeckt. Oder sie hatte gehofft, es handele sich um eine Abkürzung. In jedem Fall würde Holzhammer mit jemandem von der Klinik sprechen, um mehr über sie zu erfahren.

Schließlich gelangte er zu dem Unterschlupf aus großen Feldsteinen mit dem

morschen Holzdach. Innen bildeten drei halbierte Baumstämme eine U-förmige Bank, eine Tür gab es nicht. Niemand hatte irgendetwas abgesperrt. Es waren ja auch keine Spuren gesichert worden. Man hatte ein Foto gemacht und die Frau dann abtransportiert. Holzhammer trat ein und blickte sich um. Den Rucksack der Toten hatten die Rettungskräfte natürlich mitgenommen. Aber er fand noch die Wasserflasche unter der Bank sowie zwei Papierservietten mit dem Aufdruck der Klinik. Die Tote hatte also in der Hütte Brotzeit gemacht. Und den Unterschlupf dann nicht mehr lebend verlassen. Sie ist putzmunter, wandert hier vorbei, entdeckt die Hütte und setzt sich rein. Sie isst die Brote komplett auf – es lagen nur noch ein paar Krümel herum –, und dann stirbt sie? So

ungesund konnte die Kost aus der Klinik doch gar nicht sein. Der Hauptwachmeister holte einen Plastikbeutel aus der Hosentasche und steckte die beiden Papierservietten hinein. Die Wasserflasche nahm er ebenfalls mit.

Als er wieder aus der Hütte trat, hatte der Himmel sich verfinstert. Die letzten Tage war es knochentrocken gewesen. Ein Gewitter war zwar überfällig, aber der Wetterbericht hatte nichts davon erwähnt. Das wusste Holzhammer ganz genau, denn sonst hätte er ja den Beton abgedeckt. Er zog das Handy aus der Tasche und überlegte. Seiner Frau Marie konnte er kaum zumuten, die dicke Plane aus dem Keller zu holen und über das trocknende Fundament zu breiten. Nein, er brauchte Andi. Notfalls musste der seine Arbeit im Stich

lassen. Andi wohnte in Bischofswiesen und arbeitete zurzeit auf einer Baustelle unten am Triftplatz. Dort, wo die Banditen aus der Schönau den Berchtesgadenern gerade einen Haufen Supermärkte direkt vor die Nase setzten. So sahen es die Leute aus dem Markt zumindest.

Holzhammer wählte die Nummer seines Sohnes. Zum Glück erklärte der sich sofort bereit, in die Stanggass zu fahren, um den Beton zu retten. Der Sohnnemann war von Beruf Zimmerer und verstand somit genug von der Sache, um den Ernst der Lage zu erkennen. Erst als das geklärt war, machte Holzhammer sich an den weiteren Abstieg. Eine halbe Stunde später erreichte er die Mittelstation – gerade noch rechtzeitig.

Auf der Fahrt nach unten sah er einige Wanderer, die sich ihre Jacken über die

Köpfe hielten. Dicke Tropfen prasselten auf das Blechdach der Seilbahnkabine. Letztes Jahr hatte der TÜV einige Gondeln aus dem Verkehr gezogen – etwas, das ihm zum Glück nicht passieren würde. Er war Beamter. Und nie hatte er diesen Status mehr zu schätzen gewusst als in den letzten Jahren. Die meisten seiner Spezis waren Handwerker, Werkzeugmacher, Schreiner oder Bäcker, ihre Frauen Verkäuferinnen, Friseurinnen oder im Gastgewerbe beschäftigt. Was die in letzter Zeit von ihren Arbeitgebern angeschafft bekamen, das ging auf keine Kuhhaut. Die Abteilungsleiterin der Parfümerieabteilung im örtlichen Supermarkt musste neuerdings die Obstregale auffüllen. Und als sie das in Frage stellte, hatte man ihr gesagt, draußen warteten zehn

Bewerber, die den Job mit Kussband nehmen würden. Ein anderer Bekannter musste als Bäcker sieben Tage die Woche arbeiten. Da blieb das Privatleben komplett auf der Strecke. Das Nebengeschäft mit Ferienzimmern ging auch nicht mehr so wie früher. Es kamen zwar noch genauso viele Gäste, aber sie blieben nicht mehr so lange und feilschten oft um die Übernachtungspreise. Oder sie reisten gleich mit großen Busunternehmen an, die ihre Dumpingpreise auf Kosten der Zimmerwirte kalkultierten. Und viele machten heutzutage auf Selbstversorgung, anstatt ins Restaurant zu gehen. Sogar der Döner-türke hatte neulich gejammert: «Bei mir geht a nix mehr.» Auch in dem Supermarkt, wo seine Frau Marie arbeitete, ging es nicht mehr so gemütlich zu wie früher.

Aber Marie ließ sich nichts anschaffen. Vielleicht half es auch, dass ihr Chef wusste, wo ihr Mann arbeitete. Völlig klar.

Die Bahn war unten angekommen, und Holzhammer lief durch den strömenden Regen zu seinem Streifenwagen, den er zum Glück direkt vor der Bahn geparkt hatte. Auch in solchen Fällen half es, Polizist zu sein. Im Wagen überlegte er, was er nun mit seinen «Beweisstücken» machen sollte? Für eine aufwendige Laboruntersuchung der Wasserflasche brauchte er eine Genehmigung von seinem Chef. Und die würde der nicht erteilen. Wenn er eigenmächtig handelte und es kam nichts dabei raus, dann würde ein saftiger Rüffel fällig. Also würde er das Ding einfach erst mal aufbewahren. Man wusste ja nie.

In der Polizeiwache angekommen, stellte er also die Wasserflasche hinter sich ins Regal. Auch die Papierservietten landeten dort. Holzhammers Blick fiel auf die Sachen des toten Gleitschirmfliegers. Die Spurensicherung hatte alles auf der Dienststelle abgeliefert, und natürlich hatten die Kollegen nichts Besseres zu tun gehabt, als ihm das ganze Zeug ins Zimmer zu knallen. Holzhammer überlegte, ob er die Sachen freigeben konnte. Dann könnte der Freund des Toten alles für die Eltern mitnehmen. Das Gurtzeug war auch dabei. Es sah aus wie eine Art Rucksack zum Reinsetzen. Bei «Rucksack» fiel ihm etwas ein: War da nicht auch irgendwo Platz für Proviant? Er holte das Gurtzeug aus der Beweismittelhülle. Und tatsächlich gab es an der linken Seite ein Staufach. Darin

fand er eine Wasserflasche sowie mehrere Müsliriegel und zwei leere Müsliriegelpapierchen. Er stellte den Proviant des Fallschirmspringers neben den der Rentnerin ins Regal. Dann fand er, es sei erst einmal Zeit, sich um sein eigenes Leibeswohl zu kümmern, und lehnte sich mit einem Becher Kaffee im Bürostuhl zurück.



Der Lorbeertee schmeckte bitter – doch die Nachrichten aus dem Radio versüßten ihn. Gerade wurde von der zweiten Leiche berichtet. Planmäßig hatte es wieder einen Feriengast getroffen. Alles funktionierte perfekt. Es hatte Monate gebraucht, um sich für einen Stoff zu entscheiden und die

richtige Dosis zu finden. Aber Zeit war keine Mangelware. Es war nicht viel zu tun – außer zu hassen. Der Hass war über Jahrzehnte gewachsen, bis er alles beherrschte. Am Anfang, im Kindesalter, war da nur Hilflosigkeit gewesen. Ein verzweifelter Kind, das ohne Liebe aufwachsen musste, das weder Gefühle noch Meinungen äußern durfte. Und das keine Liebe erfuhr, weil der Vater nur das Tal liebte. Das Tal wurde von ihm verhätschelt und gefördert, für das Fortkommen und Wohlergehen des Talkessels setzte er sich mit ganzer Kraft ein. Für das Kind aus Fleisch und Blut blieb nichts. Nichts als Wut und Gewalt. Nach dem Tod des Vaters waren Ohnmacht und Hilflosigkeit langsam, aber sicher in abgrundtiefen Hass umgeschlagen. Hass nicht mehr nur auf

den Vater und die tatenlose Mutter – sondern auf alle Bewohner des Talkessels, die weggehen hatten. Der Hass war gewachsen und gewachsen und eines Tages zur finsternen Entschlossenheit gereift. Der Regen prasselte ans Fenster – endlich. Das war gut für die Pflanzen.



Christine saß in ihrem Zimmer. Die schmutzigen Kleider hatte sie im Waschbecken ausgespült und zum Trocknen über die Heizung gehängt. Jetzt überlegte sie, was sie am nächsten Tag bloß anfangen sollte. Bei diesem Mistwetter. Am Ende würde sie noch vor lauter Langeweile in die Klinik fahren und dort Papierkram erledigen. Gegen neunzehn

Uhr klopfte es an der Tür. Draußen stand die Wirtin.

«Telefon für Sie», sagte sie vorwurfsvoll. Dann drehte sie sich um und verschwand wieder im Flur.

Wer konnte das sein?, fragte sich Christine. Es wusste doch niemand, dass sie hier war. Sie folgte der Frau die Treppe hinunter. Das Telefon stand im Durchgang von der Küche zum Wohnzimmer auf einem kleinen Wandregal in Eiche rustikal. Christine nahm den Hörer auf und meldete sich: «Ja bitte?»

«Ja, hallo! Matthias hier. Hast du Lust, heute Abend mit zu Manu zu gehen?»

Christine war erleichtert. Andererseits: Wollte sie wirklich ein weiteres Mal in diese Kneipe mit der geschmacklosen Einrichtung, in der sie sich vom Polizeichef

hatte verführen lassen? Aber die Alternativen waren ein Abend in ihrem Zimmer ohne vernünftiges Buch oder ein Abend im Frühstücksraum vor dem Fernseher ohne vernünftiges Programm.



Matthias war einer der ersten Gäste gewesen, als Manu vor fünfzehn Jahren ihr Nachtcafé eröffnete. Seitdem war die Kneipe für ihn und einige Bekannte zur zweiten Heimat geworden. Auch viele andere Einheimische schauten zumindest mehrmals im Monat herein. Und das lag nicht zuletzt an der Wirtin. Denn Manu war alles, was eine gute Barfrau sein musste – und noch einiges mehr. Sie war Zuhörerin, Trösterin, Beichtmutter,

Schlichterin, Beziehungsberaterin, in hoffnungslosen Fällen aber auch Kupplerin, die frustrierten Eheleuten zu Abenteuern in fremden Betten verhalf. Deshalb war sie nicht überall gleichermaßen beliebt. Bei Bedarf gab sie sogar die Rausschmeißerin. Schon mancher Gast, der sich nicht benehmen konnte, hatte sich schneller vor der Tür wiedergefunden, als er hineingekommen war. Manu war nicht zimperlich, doch wer in ihrer Gunst stand, der erhielt auch mal einen Drink umsonst. Und wer gerade gar kein Geld hatte, konnte manchmal erleben, dass sein Weißbierglas sich auf wundersame Weise trotzdem füllte, wenn er gerade nicht hinsah.

Einer, dem das immer mal wieder passierte, war der kleine Mönch. Er war einer von drei Gottesdienern, die immer

noch das örtliche Franziskanerkloster bevölkerten. Er kam regelmäßig mit drei Euro Startkapital, die er den ganzen Abend über krampfhaft festhielt. Er war allgemein beliebt, hörte sich mit viel Humor durchaus unchristliche Witze an und erzählte auch selbst hin und wieder aus dem Klosterleben. Zum Beispiel die Geschichte, wie er sich ein Fitnessgerät bestellt hatte, das auch nach Wochen nicht geliefert wurde. Als er schließlich beim Versender anrief, sagte man ihm, der Lieferant sei da gewesen, aber als er die Kirche gesehen habe, sei er wieder weggefahren. Er dachte, die Bestellung sei ein Witz gewesen.

Manchmal geschah es auch, dass sich Leute mit ihren Problemen an den kleinen Mönch wandten wie an einen Beichtvater.

Er nahm deren Sorgen dann sehr ernst und verzweifelte manchmal fast, wenn er jemandem nicht helfen konnte. Er musste noch lernen, damit zu leben, dass es nicht für alle Probleme eine Patentlösung gab.

Nach Manus Meinung hätte er auch noch etwas ganz anderes lernen sollen, denn er war jung, und sie fand ihn sehr niedlich. Doch da biss sie auf Granit. Manch anderer Gast ihrer Kneipe war hingegen auch schon Gast in ihrem Bett gewesen. In den Augen vieler Einheimischer – vor allem weiblichen Geschlechts – war Manu daher nicht wirklich gesellschaftsfähig. Umso mehr bemühte sie sich um die zahlreichen Künstler und Sportler, die bei ihr verkehrten. Und wenn in dem Zelt auf dem Großparkplatz mal wieder eine Musicalpremiere stattfand, dann saß

sie mit ihrer Freikarte, die sie vom Bandleader höchstpersönlich erhalten hatte, in der ersten Reihe neben den Honoratioren.

Matthias scherte sich nicht um diese Dinge. Er selbst hatte sich in seiner Jugend oft anhören müssen, er sei ein Taugenichts, vor allem von seinem Onkel. Und das nur, weil er Motorrad fuhr und lange Haare hatte.



Bei Manu angekommen, führte Matthias Christine zu der Ecke, in der er schon bei ihrem ersten Besuch gesessen hatte – als sie ihn noch für einen Steinzeitmann hielt. Und einer, den sie ebenfalls zuerst in diese Schublade gesteckt hatte, war auch schon

da: der bodenständige Polizist vom letzten Mal.

«Hallo, schöne Frau, und servus, Matthias. Gratulation», begrüßte er sie.

Christine starrte ihn an. Hatte dieser Holzhammer Matthias tatsächlich gerade zu seiner Beute gratuliert? Sie fragte sich, ob es sich bei dem Polizisten eventuell doch um einen echten Neandertaler handelte. Aber bevor sie sich einen Reim auf dieses prähistorische Geschlechterverhalten machen konnte, lenkte er ihre Aufmerksamkeit auf ein anderes Thema. Holzhammer erzählte von seinem heutigen Einsatz. Wie der Penner die Tote gemeldet hatte und von seinem Ausflug zur Berghütte. Christine hatte den Hubschrauber schon fast vergessen gehabt. Doch jetzt fiel ihr plötzlich die Serviette

wieder ein, und sie fragte besorgt, wer die Frau gewesen sei.

«Jemand aus der Klinik. Eine sechzigjährige Frau namens Mathilde Zechner.» Holzhammer sah keinen Grund, diese Information zurückzuhalten. Am Montag würde sie ohnehin in der Zeitung stehen.

Christine war erschüttert. Die Frau hatte gestern noch in ihrem Sprechzimmer gesessen. Es war die nette ältere Dame, die sich so für ihre Tochter und Enkelin aufgeopfert hatte. Ein solches Ende hatte diese Frau nicht verdient. Christine hatte doch so daran gearbeitet, dass Mathilde Zechner, die so lange nur für andere da gewesen war, jetzt endlich auch selbst ein paar schöne Jahre erlebte. Die anderen

hatten ihr Entsetzen bemerkt und schauten sie fragend an.

«Die Frau war doch total fit!», rief Christine, als könnte man etwas an dem Tod ändern, indem man dem Schicksal nachträglich noch ein paar Gegenargumente lieferte. Das Schlimmste konnte sie jedoch gar nicht aussprechen. Sie selbst hatte der Frau zu ausgedehnten Spaziergängen geraten. War dieser Rat tödlich gewesen?

«Wann ist sie denn überhaupt gestorben?», fragte Christine schließlich. Vielleicht waren es ja Umstände gewesen, die nichts mit ihrer Empfehlung zu tun hatten.

«Auf jeden Fall schon gestern», antwortete Holzhammer, «das ist eindeutig, weil sie am Lift gesehen wurde und auch ein

Ticket bei sich hatte. In der Klinik hatte man sie noch gar nicht vermisst. Sie ist wohl nach dem Mittagessen zu der Wanderung aufgebrochen, denn am Nachmittag hat sie niemand von ihren Mitpatienten mehr gesehen.»

Christine nickte. «Und die Todesursache?»

«Natürlicher Tod durch Herzversagen, sagt der Arzt. Er ist sich aber nicht hundertprozentig sicher.»

Herzversagen! Das konnte und wollte Christine nicht glauben. Zum einen, weil es bedeutet hätte, dass die Wanderung – und somit ihre ärztliche Empfehlung – ursächlich für den Tod ihrer Patientin gewesen wäre. Und zum anderen, weil das Herz von Mathilde Zechner nach allem, was sie wusste, absolut perfekt

funktioniert hatte. «Natürliche Todesursache» – das hieß, es würde keine Obduktion geben, und man würde nie erfahren, was wirklich passiert war.

«Wo ist die Tote jetzt?», fragte sie.

«Im Moment liegt sie in der Pathologie des Kreiskrankenhauses. Aber sie wird wohl Montag freigegeben. Ich wollte ja eine Obduktion, aber der Chef sagt, das ist Geldverschwendung.»

«Das darf nicht wahr sein!», sagte Christine. Und mit diesem Typen war sie noch vor zwei Tagen ins Bett gesprungen.

«Mir tut's ja auch leid, aber er sagt, für Rentnerinnen, die sich beim Wandern übernehmen, stellt er keine Steuergelder zur Verfügung.»

«Ich will sie sehen. Ich war ihre Ärztin», forderte Christine. Sie hatte die Frau

zwar lediglich psychologisch betreut, aber das spielte ja wohl keine Rolle.

Holzhammer schaute sie lange und ernst an. Dann sagte er: «Mein Chef sollte das nicht unbedingt mitbekommen.»

«Ich werde es ihm schon nicht auf die Nase binden.» Christine hatte bekanntlich nicht vor, ihr kleines Tête-à-Tête vom letzten Donnerstag zu wiederholen. Dieser Klaus hatte sich seither nicht einmal gemeldet, was so gar nicht zum Bild des kultivierten Gentleman passte, das er an dem bewussten Abend von sich geliefert hatte.

Christine insistierte: «Ich möchte sie selbst untersuchen, auf eigene Kosten. Ich will einfach wissen, woran sie gestorben ist.» Sie wusste natürlich, dass eine ungenehmigte Leichenöffnung kein

Kavaliersdelikt war. Sie war ja nicht einmal Pathologin. Ganz abgesehen davon, dass sie eigentlich nie wieder ein Skalpell hatte in die Hand nehmen wollen. Aber sie musste einfach herausfinden, woran Frau Zechner gestorben war.

Auch für Holzhammer war die Sache keine Kleinigkeit. Aber als geborener Berchtesgadener war er im Grunde von Haus aus Anarchist. Selbst als Beamter. So fiel sein Einwand auch eher dezent aus: «Du bist dir im Klaren, was das bedeutet?», fragte er. «Wir könnten einen Haufen Ärger bekommen.»

Christine entging nicht, dass sein Einwand nur theoretischer Natur war. Wir könnten Ärger bekommen – damit hatte er die Aktion im Grunde schon auf die

Tatsachenebene gehoben. Nur der Ärger blieb im Konjunktiv.

«Also, wann können wir ins Krankenhaus?», fragte sie entschlossen.

«Am besten morgen gleich in der Früh. Ich hol dich ab.»

Morgen war Sonntag, und Holzhammer hatte keinen Dienst. Jetzt musste er sich nur noch eine überzeugende Ausrede für seine Frau ausdenken.

Christine wandte sich an Matthias: «Können wir nachher noch bei der Klinik vorbeifahren, ich brauch für die Untersuchung einige Instrumente.»

«Ja, sicher», sagte der.

Damit war die Aktion beschlossene Sache, und nach einiger Zeit wandte man sich unterhaltsameren Themen zu. Die beiden Männer fingen an, über die

gemeinsame Wehrdienstzeit zu sprechen. Damals, sagten sie, verweigerte man nicht – selbst dann nicht, wenn man sich als Revoluzzer verstand. Stattdessen ließ man einflussreiche Verwandte intervenieren, damit man zu den Gebirgsjägern kam und nicht etwa zu den Fischköpfen. So kam man in den Genuss eines kostenlosen LKW-Führerscheins und durfte dort mit schweren Geschützen herumschießen, wo andere nicht einmal Blumen pflücken durften.

Holzhammer erzählte von einem Manöver unter Anwesenheit des Bundesverteidigungsministers, bei dem sie viel Spaß gehabt hatten. Die Gebirgsjäger sollten ihre mustergültige Zusammenarbeit mit den Amerikanern demonstrieren, die damals noch hier stationiert waren. Das

Szenario sah vor, dass die Gebirgsjäger schräg an der Haupttribüne vorbeirannten und die Amis ihnen per Hubschrauber Deckung gaben. Ein geltungssüchtiger deutscher Hauptmann kam auf die Idee, dass das Ganze noch wesentlich spektakulärer aussehen würde, wenn die Hubschrauber niedriger und noch dichter zusammenfliegen würden. Die Piloten sagten dem Hauptmann, dass es völlig idiotisch sei, ausgerechnet für ein Manöver die Sicherheitsabstände zu missachten. Das machte man im Krieg, wenn es nicht anders ging, aber nicht zu Showzwecken. Als der wütende Hauptmann endlich abgezogen war, kam es zur konspirativen Völkerverständigung. Die Gebirgsjäger aus der Strub und die amerikanischen Piloten steckten die Köpfe zusammen. Der

Hauptmann sollte eine Show bekommen – und zwar eine, die seine Phantasie weit in den Schatten stellte. Sie kamen überein, dass die Gebirgsjäger nicht schräg an der Tribüne vorbei, sondern genau darauf zu laufen sollten ...

Der große Tag kam, und die Alpinsoldaten rannten durchs Unterholz auf die Tribüne zu. Als ihr Funkgerät anfang zu fiepen, stellten sie sich taub. Klar, da wollte ihnen jemand sagen, dass sie den falschen Kurs hatten, aber so ein Funkgerät kann ja auch mal kaputt sein. Die Jäger rannten weiter, das Gewehr im Anschlag. Da hörten sie auch schon das Dröhnen der Rotoren. Direkt vor der Tribüne warfen sie sich ins Gras. Rotor an Rotor donnerten zwölf Black Hawks über sie hinweg – und in einer Höhe von weniger als zwanzig

Metern genau über die Tribüne. Die Gebirgsjäger lagen direkt vor dem Podium, quasi in der ersten Reihe. Von dort konnten sie aus nächster Nähe zusehen, wie sich ihr Verteidigungsminister und ihr Standortkommandant in blinder Panik unter eine Bank schmissen.

Holzhammer und Matthias waren sich einig, dass dies das absolute Highlight ihrer Bundeswehrzeit gewesen war. Am nächsten Tag waren alle Beteiligten zum Kommandanten zitiert und verhört worden. Warum war der Zug den falschen Kurs gelaufen? Keine Ahnung, Kompass kaputt, war die einhellige Antwort. Funkgerät ging irgendwie auch nicht, kann halt mal passieren. Und warum waren die Piloten ebenfalls den falschen Kurs geflogen? Ganz klar, sie sollten die deutschen

Gebirgsjäger beschützen. Da mussten sie ja wohl fliegen, wo die Deutschen liefen.

Es hatte keinerlei Nachspiel gegeben, keine Disziplinarverfahren, keine Pressemeldung. Der ganze Vorfall wurde komplett und professionell totgeschwiegen. Aber sie waren dabei gewesen. Matthias als Wehrpflichtiger und Holzhammer als Feldwebel. Und sie hatten anschließend mit den Amis mächtig einen gesoffen.

Eine andere Story aus der Wehrdienstzeit war weniger lustig. Matthias erzählte von einem Unteroffizier, der seine Autorität dadurch beweisen wollte, dass er die Leute körperlich fertigmachte. So schickte er seine Mannen, als sie auf einem Berggipfel angekommen waren, direkt wieder runter ins Tal, nur um

denselben Berg gleich noch einmal zu besteigen. Auf halber Höhe hatte Matthias dem Unteroffizier dann erklärt, sie gingen jetzt nicht mehr weiter, weil einige zu erschöpft seien. Dann hatte er sich auf einen Stein gesetzt. Der Vorgesetzte drohte ihm daraufhin mit disziplinarischen Maßnahmen und wurde ausfallend: «Du arschloch, ich sorg dafür, dass du aus'm Bau nimmer aussu kimmst!» Matthias, der auf dem Stein sitzend ungefähr so groß war wie der Feldwebel im Stehen, hatte bloß geantwortet: «Wenn du ned gleich stad bist, sorg ich dafür, dass du von diesem Berg nimmer obi kimmst.»

An dieser Stelle hatte sich ein anderer Soldat eingemischt. Er war ausgebildeter Bergführer und kannte sich mit Erschöpfungszuständen aus. In ruhigem Ton wies

er den Unteroffizier darauf hin, dass einige seiner Leute bereits ganz blaue Lippen hätten. Und dass er selbst bald ein Disziplinarverfahren am Hals hätte, wenn er nicht jetzt sofort rasten und dann umkehren ließe.

Unter lautem Fluchen hatte der Feldwebel schließlich klein beigegeben. Auch diese Sache hatte keinerlei Nachspiel gehabt.

«Drohst du jedem immer gleich Prügel an?», fragte Christine Matthias. Bisher hatte sie ihn ausschließlich ruhig und entspannt erlebt. Allerdings hatte sie ihn auch erst dreimal gesehen.

«Das war natürlich, bevor ich Buddhist wurde», erklärte er ein wenig verlegen. «Früher war ich total aggressiv und konnte überhaupt nicht mit Stress umgehen.»

Der Buddhismus hatte sein Leben verändert. Heute fuhr er nur noch in absoluten Ausnahmefällen aus der Haut.

Christine sah in die Runde. Hauptwachtmeister Holzhammer, der mehr kriminalistisches Gespür zu haben schien als sein präventiöser Chef, Wirtin Manu, die sich hier mit viel Arbeit eine Existenz aufgebaut hatte – beide schienen Matthias' Buddhismus längst zu den Akten gelegt zu haben. Sie hatten die Geschichte wahrscheinlich schon zu oft gehört. Christine musste wieder an die tote Mathilde Zechner denken. Und daran, dass sie morgen sehr früh würde aufstehen müssen, um sich auf die Skalpell-Aktion vorzubereiten. Hauptsächlich mental.

Sie sagte zu Matthias: «Du, wir sollten langsam los, wir müssen ja noch in der Klinik vorbei.»

Sie zahlten und verabschiedeten sich. Dann fuhren sie in Richtung Reha-Klinik. Matthias wartete im Auto, während Christine im Gebäude verschwand. Und plötzlich fiel ihm auf, dass er sich seit dem gestrigen Unwetter fast ununterbrochen mit Christine beschäftigt hatte. Zunächst war sie einfach nur eine Fremde gewesen, die er, ohne darüber nachzudenken, aus dem Regen gerettet hatte. Einfach weil sie ohne Wetterschutz unterwegs gewesen war und weil er als Buddhist mit jedem Lebewesen Mitleid hatte. Er hätte auch einen alten Opa auf sein Motorrad gehievt. Dass sie weiblich und nicht ganz unattraktiv war, hatte er natürlich durchaus bemerkt –

deshalb hatte er sie zum Kaffee eingeladen. Das folgende Gespräch hatte ihm ebenfalls gefallen, er hatte sich über ihre interessierten Fragen gefreut und mochte ihre unkomplizierte Art. Heute Abend war dann noch etwas dazugekommen, das ihm imponierte: Die Frau zeigte Zivilcourage. Und sie schien echten Anteil an ihren Patienten zu nehmen.

Als sie aus der Klinik wiederkam, stieg Matthias schnell aus dem Wagen, um ihr die Tür zu öffnen. Die Tasche, die sie bei sich trug, verstaute er auf dem Rücksitz.

«Leider hab ich keine Knochensäge gefunden», sagte Christine, während Matthias sich wieder hinters Steuer setzte.

«Eventuell muss ich mir da im Kreiskrankenhaus was ausleihen. Ich kann natürlich auf die Schnelle keine komplette

Obduktion durchführen. Aber ich muss mir unbedingt das Herz ansehen. Für einen Infarkt gibt es ein paar klare Zeichen, die will ich überprüfen.»

Matthias konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie diese zierliche Frau mit brachialen Methoden einen menschlichen Körper auseinandernehmen würde.

«Wenn du im Fernsehen mal CSI gesehen hast, dann weißt du, was man alles untersuchen kann. Aber man braucht wenigstens einen Anfangsverdacht, sonst ist das uferlos. Ich werde nachsehen, ob es im Herz Veränderungen gibt, die einen Infarkt ausgelöst haben könnten. Ob ein Herzkranzgefäß durch ein Blutgerinnsel verschlossen ist oder ob Verengungen durch Arteriosklerose vorhanden sind.

Aber ich hab die medizinischen Daten von Frau Zechner mitgenommen, und denen zufolge dürfte das alles nicht der Fall sein.»

Für Matthias waren das böhmische Dörfer. Aber er hatte größten Respekt vor Christines Vorhaben. Um sie nicht zu unterbrechen, wartete er noch damit, den Wagen anzulassen.

«Eigentlich müsste ich mir auch das Gehirn anschauen», fuhr Christine fort, «aber achtzig Prozent der Schlaganfälle werden durch Arteriosklerose ausgelöst. Und wenn ich da im Herzen nichts finde und an der Halsschlagader auch nicht, dann kann man das eigentlich vernachlässigen.» Zu Christines persönlichem Interesse an der Aufklärung hatte sich inzwischen auch wissenschaftliche Neugier gesellt. Sie

bemerkte, dass beides zusammen ausreichen könnte, ihren Widerwillen gegen das Aufschneiden von Menschen noch einmal zu überwinden.

«Ich bewundere dich total dafür, dass du dir so viele Gedanken um die Frau machst», sagte Matthias. «Sie war schließlich nur eine Patientin von vielen.»

«Nein, das war sie nicht», antwortete Christine verlegen. «Ich wollte, dass sie sich selbst mal etwas Gutes tut, sich Zeit für ihre eigenen Bedürfnisse nimmt. Und da habe ich ihr geraten ...»

Christine zögerte. Sie kannte Matthias ja kaum. Andererseits, dachte sie, wenn sie es jemandem sagen konnte, dann ihm. Im Buddhismus gab es doch keine Schuld, das hatte er ihr erst gestern erzählt. Schuld sei ein christliches Konzept, von dem er nichts

halte. Und so rückte sie endlich damit heraus, was ihr schon den ganzen Abend auf der Seele gelegen hatte. Sie erzählte ihm die ganze Wahrheit: dass sie es gewesen war, die der Frau Zechner zu ausgedehnten Spaziergängen geraten hatte.

Matthias schaute sie ruhig an und nickte. Ihm war klar, was das für Christine bedeutete. Aber er wusste auch, dass es in diesem Moment nichts Hilfreiches gab, was er dazu hätte sagen können. Er wusste, die Sache würde ihr keine Ruhe lassen, bis sie die Obduktion durchgeführt hatte. Und so startete er den Motor und brachte Christine zum Haus der Schön. Er selbst fuhr das Auto in die Garage und ging nachdenklich in seine Wohnung. Der Abend war interessant gewesen. Dennoch

schief er fast augenblicklich ein, als er sich in sein Bett legte.

Christine hingegen holte auf ihrem Zimmer einen Schreibblock heraus und machte sich Notizen, um am nächsten Morgen ja nichts zu vergessen. Sie wollte neben der Untersuchung des Herzens auf jeden Fall auch einige Proben entnehmen. Wenn die Leiche erst einmal freigegeben und womöglich eingeäschert würde, war es dazu zu spät. Wie sie ihrem One-Night-Stand Dr. Klaus Fischer und den Angehörigen der Toten die ungenehmigte Öffnung des Leichnams erklären wollte, musste sie sich auch noch überlegen. Störung der Totenruhe war immerhin eine Straftat und mit bis zu drei Jahren Haft bewehrt. Sogar ihre Approbation stand auf dem Spiel. Aber dann fiel Christine ein, dass die

Tochter von Mathilde Zechner als engste Angehörige ja eine Obduktion genehmigen konnte. Und es gab eigentlich keinen Grund, warum sie das nicht tun sollte. Sie würde doch wohl auch wissen wollen, woran ihre Mutter gestorben war. Also würde Christine morgen nach der Obduktion die Tochter anrufen und um ein Fax mit der Genehmigung bitten. Das wäre dann nur noch eine kleine Ungenauigkeit im zeitlichen Ablauf.



Als der Hauptwachtmeister sie am Sonntagmorgen abholte, war Christine bereits einsatzbereit und stand mit gepackter Tasche im Hof. Um nicht von der Situation überwältigt zu werden, hatte sie fast eine

ganze Stunde damit zugebracht, sich die Sache bildlich vorzustellen. Jetzt hoffte sie nur noch, ihre mentale Konstitution lange genug aufrechterhalten zu können, um es durchzuziehen.

«Na, hast du dein Leichenfleddererbesteck beisammen?», begrüßte Holzhammer sie gut gelaunt. Eine ungenehmigte Leichenöffnung war nichts, was ihm die Sonntagslaune verderben konnte.

«Nicht ganz, leider», gab sie knapp zurück. Für eine launige Unterhaltung war sie nicht in Stimmung.

Die Fahrt zum Kreiskrankenhaus war kurz. Der Regen hatte aufgehört, und die Sonne machte erste Anstrengungen, die Feuchtigkeit zu vertreiben. Alle Wiesen dampften.

Natürlich kannte der Pförtner der Klinik Holzhammer. Daher weckte sein Begehren, am Sonntagmorgen in den Leichenkeller gelassen zu werden, keinerlei Misstrauen. Es war ja nicht so abwegig, dass ein Polizist eine Leiche begutachten wollte.

«Ist recht», sagte der Pförtner gutgelaunt. «Unten ist der Flori, ich ruf an, dass ihr kommt.»

Holzhammer und Christine gingen durch die nach Putzmittel riechenden Gänge und schließlich die Treppe zur Pathologie hinunter. Es stellte sich heraus, dass Flori ein Münchner Medizinstudent war, der hier ein Praktikum absolvierte.

«Ihr wollt also den Flieger noch mal ansehen?», fragte er.

«Eigentlich interessieren wir uns mehr für die Frau Zechner», antwortete Christine.

«Schade, mich hätte der Flieger mehr interessiert, ich bin nämlich selbst Gleitschirmflieger. Bin jede freie Minute in der Luft. Deshalb hab ich mich auch hierher beworben. Und dann dieser angebliche Unfall. Der Typ war ein Könnner, ich hab ihn öfter oben gesehen. Würde mich schon sehr interessieren, was den wirklich runtergeholt hat.»

«Also tu jetzt erst einmal die Frau heraus», forderte Holzhammer ihn auf, «um den Jungen kümmern wir uns vielleicht später.»

Flori öffnete die entsprechende Schublade, und der Körper von Mathilde Zechner glitt heraus wie auf einem

Backofenauszug. Christine biss die Zähne zusammen und trat an die Tote heran. In dieser Minute fand sie, dass der Obduktion im Medizinstudium viel mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden sollte.

«Ich sehe mir das Herz an und die Blutzufuhr zum Gehirn», erklärte sie. «Außerdem würde ich sehr gern einige Proben entnehmen. Hirn, Blut, Urin, Mageninhalt. Dafür hab ich allerdings keine Behälter dabei, und die Präparate müssten dann auch gekühlt werden. Ich kann sie ja schlecht bei der Schön in den Kühlschrank stellen.» Verdammt, Christine biss sich auf die Zunge. Hatte sie damit den äußerst inoffiziellen Charakter ihres Besuchs verraten?

«Oh, das ist kein Problem», sagte Flori stolz. «Hier ist ja alles vorhanden. Ich hole

ein paar Behälter. Und ich kann die hier auch in die Kühlung tun. Wir haben jede Menge Platz.» Er sprach, als gehöre die Klinik ihm. Zumindest der Keller.

Holzhammer sah kurz zu Christine hinüber. Beide waren sich nicht sicher, ob der Student mitbekommen hatte, dass die Sache hier nicht ganz offiziell war. Vielleicht war er einfach noch nie bei einer Obduktion dabei gewesen und hielt ihr Vorgehen für völlig normal. Jedenfalls kam ihnen seine Kooperationsbereitschaft gerade recht.

Christine wusste nicht, wie sie erklären sollte, dass die Lagerung möglichst unauffällig zu erfolgen hatte. Dass nichts in irgendwelche Listen, Kataloge und Protokolle eingetragen werden durfte.

Holzhammer nahm ihr die Sache ab, indem

er einfach die Wahrheit sagte: «Das hier ist eine inoffizielle Untersuchung, verstehst du? Eine Obduktion ist eigentlich nicht vorgesehen.»

«Oh, verstehe. Kein Geld für Obduktionen», nickte Flori. «Die alte Leier. Kein zivilisiertes Land führt weniger Obduktionen durch als Deutschland. Wissen Sie, ich wollte ja eigentlich Gerichtsmediziner werden. Aber keine Chance. Kein Geld. Keine Stellen. Und die Folge: Tausende unnatürlicher Tode bleiben unentdeckt.»

«Genau das wollen wir in diesem Fall verhindern», sagte Christine. Sie war erleichtert, jetzt offen sprechen zu können. Der Student warf ihr einen bewundernden Blick zu.

«Darf ich zusehen?», fragte er. «Ich kann Ihnen assistieren. Und ich bin verschwiegen wie ein Grab.»

Holzhammer hingegen war bereits auf dem Weg nach draußen. «Ihr macht das schon», rief er durch die Tür. «Mich braucht ihr dann ja erst mal nicht mehr, oder? Ich müsste nämlich mal kurz an die frische Luft.»

Das war Christine nur recht, denn zwei Leute, die ihr bei dieser Arbeit zuschauten, waren fast schon einer zu viel. Sie und ihr eifriger Assistent gingen an die Arbeit. Schon nach kurzer Zeit war Christine froh, den jungen Mann bei sich zu haben. Im Gegensatz zu ihr hatte er sich nämlich während des Studiums ausführlich der Pathologie gewidmet. Sie ließ ihn die Proben entnehmen, während sie selbst den

Leib öffnete, um an das Herz heranzukommen.

Zwei Stunden später stand für sie fest: Mathilde Zechner hatte keinen Herzinfarkt erlitten. Auch ein Schlaganfall war denkbar unwahrscheinlich. Das hieß, Christine war nicht schuld am Tod der Frau. Doch dafür warf diese Erkenntnis neue Fragen auf. Und wenn sie wissen wollte, was ihre Patientin nun wirklich das Leben gekostet hatte, musste sie Dr. Fischer von einer umfassenden Obduktion überzeugen. Oder jemanden auftreiben, der die entnommenen Proben chemisch untersuchte.

Flori riss sie aus ihren Gedanken: «Wenn wir schon dabei sind, sollten wir doch vielleicht auch von dem Flieger Proben entnehmen, oder? Wer weiß,

eventuell haben ja beide Tode miteinander zu tun.»

Christine runzelte die Stirn. Was sollte ihre Frau Zechner mit dem jungen Gleitschirmflieger zu tun haben? Das erschien ihr äußerst unwahrscheinlich. Aber da Flori ihr so nett geholfen hatte und er sich viel mehr für den Fliegerkollegen interessierte – warum nicht. Und womöglich hatte er mit seiner Vermutung ja sogar recht.

Als sie fertig waren, verstaute Flori die Proben ganz hinten im Kühlschrank der pathologischen Abteilung. «Im Moment schaut hier außer mir sowieso kaum jemand rein», sagte er. «Ich bin ja der Hiwi, der den Pathologen die Präparate hinterherträgt.» Für alle Fälle tauschten sie

noch ihre Handynummern aus. Dann verabschiedete sich Christine.

Draußen vor der Klinik saß Franz Holzhammer entspannt auf einer Bank und las den *Berchtesgadener Anzeiger*, den er sich vom Pförtner ausgeborgt hatte. Es war fast elf Uhr. Die Glocken läuteten. Ein Schwung Autos kam vorbei, alle mit einheimischen Kennzeichen.

«Kirche ist aus», kommentierte Holzhammer.

«Hm», machte Christine. «Für unsere beiden Toten hat wohl niemand gebetet.»

«Und wie schaut's nun aus?», fragte Holzhammer. «Was hat die Leichenfledderei ergeben?»

«Es war kein Herzinfarkt und kein Schlaganfall», antwortete Christine, «und damit ist die Todesursache unbekannt.

Und das bedeutet eigentlich, dass eine Obduktion zwingend vorgeschrieben ist. Die Frage ist nur, wie wir das deinem Chef beibringen.»

«Das lass mal meine Sorge sein. Aber du hast eben von zwei Toten gesprochen ...»

«Ja, weil wir schon schon dabei waren, haben wir auch von dem Gleitschirmflieger Proben entnommen. Wenn der Leichnam morgen schon abgeholt wird, ist es zu spät.»

Holzhammer dachte an die beiden Trinkflaschen, die in seinem Büro auf dem Regal standen, und nickte. Dann gingen sie zum Wagen. Christine ließ sich von Holzhammer zur Reha-Klinik fahren, um dort die Nummer der Zechner-Tochter herauszusuchen und gleich anzurufen.

Schnell hatte sie die Unterlagen gefunden. Die Frau wusste schon über den Tod ihrer Mutter Bescheid, darum hatte sich die Polizei gekümmert. Das machte ihr den Anruf deutlich leichter.

Christine wählte die Nummer, und es meldete sich eine kränkliche Stimme. Christine stellte sich vor und erklärte der Frau, dass ihre Mutter eigentlich gesund gewesen sei, dass große Zweifel an einem Herztod bestünden. Und sie bat um die Genehmigung zur Obduktion. Am anderen Ende der Leitung wurde es still.

«Ich will herausfinden, woran sie gestorben ist», ergänzte Christine eindringlich. «Wollen Sie das nicht auch?»

«Mir ist egal, ob es ein Herztod, ein Hirnschlag oder eine Bauchblutung war»,

schluchzte die Tochter. «Meine Mutter ist tot.»

Die Frau hatte natürlich von ihrem Standpunkt aus gesehen recht. Christine musste improvisieren. Daher fügte sie hinzu: «Es besteht die Möglichkeit, dass es kein natürlicher Tod war.»

«Was, wollen Sie etwa sagen, dass jemand meine Mutter ermordet hat?»

«Na ja, vielleicht nicht absichtlich. Es könnte auch eine Art Unfall gewesen sein.» Eine Art? Sie redete Blödsinn. Argumente mussten her – notfalls transzendente. «Sehen Sie, ich habe in den letzten Tagen viel mit Ihrer Mutter gesprochen. Ich bin sicher, Ihre Mutter selbst würde auch gern wissen, woran sie gestorben ist.»

Am anderen Ende der Leitung wurde geseufzt. Christine legte weiter nach: «Und wenn Ihre Mutter Sie fragen würde, woran sie gestorben ist, dann würden Sie ihr doch sicherlich gern eine Antwort geben können. Oder?»

Christine wusste, dass das starker Tobak war. Sie setzte eine kranke Frau unter Druck. Und das nur aufgrund ihrer eigenen vagen Vermutungen. Sie begann gerade, daran zu zweifeln, dass ihr Anruf noch irgendeinen Erfolg haben würde, da lenkte die Tochter ein: «Gut, Sie bekommen die Genehmigung. Aber dann will ich auch das Ergebnis wissen. Von Ihnen persönlich.»

«Selbstverständlich», sagte Christine. «Ich bereite ein Formular vor, das Sie nur

noch unterschreiben müssen. Da es eilt, würde ich Ihnen das gern faxen.»

Die Frau nannte die Telefonnummer ihres Nachbarn, der das Fax entgegennehmen, ihr rüberbringen und dann unterschrieben zurückfaxen würde. Christine war erleichtert. Sie blieb noch eine Weile in ihrem Bürosessel am Schreibtisch sitzen, und ihr Blick fiel auf die Wiese, auf die der junge Alexander Klein so unsanft aufgeschlagen war. Ihre Gedanken schweiften zurück zu der letzten Therapiesitzung mit Mathilde Zechner. Und plötzlich fiel ihr etwas ein. Hatte die Frau nicht über Leibschmerzen geklagt? Christine zog die Notizen hervor, die sie während jeder Therapiesitzung anfertigte. Oft waren es nur einzelne Bemerkungen, manchmal aber auch mehrere Seiten pro Stunde.

In der letzten Stunde mit Mathilde Zechner hatte sie geschrieben: «Berichtet von starken, krampfhaften Leibschmerzen, nimmt keine Hilfe in Anspruch. Ignoriert immer noch ihre eigenen Bedürfnisse.

Nächste Stunde neuerliche Intervention!»

Wer weiß, was das für Leibschmerzen gewesen waren? Was, wenn die Ursache der Leibschmerzen auch die Ursache für ihren Tod war? Warum hatte Christine nicht sofort reagiert? Klar, weil Leibschmerzen in aller Regel von selbst wieder verschwanden. Oft waren sie psychosomatischen Ursprungs. Oder es handelte sich um Sodbrennen, induziert durch schlechte Ernährung oder zu viel Rotwein. Oder das Problem saß etwas tiefer und ließ sich als Verstopfung beschreiben. Daran litten ältere Damen sowieso die meiste Zeit. In

den allerseltensten Fällen war die Ursache für Leibschmerzen etwas Ernstes. Erst wenn solche Schmerzen über Tage anhielten, würde man etwas unternehmen. Nein, rational betrachtet hatte Christine sich nichts vorzuwerfen. Im Nachhinein war man eben immer schlauer.

Heute wusste sie: Sie hätte Mathilde unverzüglich zum Stationsarzt schicken müssen. Und ins Labor. Was hätten die wohl gefunden? Womöglich einen exotischen Virus? Hatten die beiden Toten womöglich sogar an der gleichen Krankheit gelitten? Aber das war doch höchst unwahrscheinlich. Dann müssten sie irgendetwas gemeinsam gehabt haben. Oder miteinander in Kontakt gekommen sein. Oder wenigstens das Gleiche gegessen haben. Konnten beide sich an dem

gleichen Lebensmittel vergiftet haben? Die beiden kannten sich nicht einmal. Und eine durchschnittliche Lebensmittel- oder Salmonellenvergiftung verlief auch ziemlich linear. Da ging man nicht zwischen- durch Wandern oder Drachenfliegen.

Christine versuchte, die beunruhigenden Gedanken zur Seite zu schieben, aber sie ließen ihr keine Ruhe. Sie nahm sich vor, einige Möglichkeiten zu prüfen. Zum Beispiel, ob Mathilde Zechner an einer seltenen Erkrankung gelitten hatte. Heutzutage wusste man ja nie, was alles eingeschleppt wurde, von der Schweinepest bis zur Vogelgrippe. Es war der Klinik nicht anzulasten, dass man Patienten nicht routinemäßig auf jede nur erdenkliche Krankheit untersuchte. Schließlich war das hier eine Reha-Klinik und kein

Tropeninstitut. Nur gut, dass Christine die Proben gesichert hatte. Morgen würde sie alles in das Labor schicken, das sämtliche Untersuchungen für die Klinik erledigte. Dort würde man ihr sicher den Gefallen erweisen und die gewünschten Untersuchungen vornehmen.

Heute Nachmittag wollte sie aber endlich das tun, was eigentlich schon lange fällig war. Nämlich nach Rosenheim fahren und sich einen Stapel Kleidung holen. Auf der Fahrt könnte sie dann auch überlegen, wie sie mit dem leeren Haus und ihrem untreuen Gatten weiter verfahren wollte.



Auch Franz Holzhammer konnte die Gedanken an die Toten nicht verdrängen.

Und das, obwohl er gerade den Feierabend-Blick von seiner noch aufzustellenden Hütte ausprobierte. Dank der Plane hatte der Beton den Regen gut überstanden, war aber noch immer nicht ganz trocken. Deshalb hatte er den Gartenstuhl vor die zukünftige Terrasse auf den Rasen gestellt. Hier saß es sich wirklich ausgezeichnet. Es dämmerte bereits, und er konnte auf die Berggipfel schauen – aber ihn selbst konnte man nur von einem kleinen Loch in der Hecke aus sehen.

Die umliegenden Häuser sahen dem seinen recht ähnlich. Alle hatten die gleiche Dachneigung und einen weiten Dachüberstand. Die Neigung war vorgeschrieben, aber sie hatte auch einen sehr praktischen Sinn. Sie war nämlich gerade so flach, dass der Schnee die meiste Zeit

oben liegen blieb und nicht dauernd in Lawinen auf die Bewohner niedersauste. Erst bei extremen Bedingungen, bei denen im freien Gelände Lawinenwarnstufe 4 ausgerufen wurde, rutschte der Schnee von den Dächern ab. Holzhammer machte sich ein Weißbier auf. Schönrammer natürlich, das wurde zwar nicht im Berchtesgadener Land gebraut, aber knapp daneben, bei Teisendorf. Ohne sich eine weiße Nase zu holen, schlürfte er das Bier unter dem dicken Schaum hindurch. Jahrelange Übung.

Zwei Tote an zwei Tagen. Gab es irgendwelche Gemeinsamkeiten? Holzhammer ging im Kopf noch mal alles durch. Es schien sicher, dass die beiden Toten sich nicht gekannt hatten. Sie waren weder verwandt, noch kamen sie aus derselben

Stadt. Sie waren nicht einmal zur gleichen Zeit hier angekommen. Frau Zechner war seit vier Wochen in der Klinik gewesen, Alexander war erst vor einer Woche mit seinem Kumpel angereist. Und da Holzhammer lange mit dem Freund gesprochen hatte, wusste er, dass die beiden jungen Männer praktisch die ganze Zeit gemeinsam verbracht hatten. Alexander hatte gar keine Zeit gehabt, Mathilde Zechner zu begegnen.

Wenn aber kein Zusammenhang zwischen den beiden Personen bestand, dann konnte auch ihr Tod keine gemeinsame Ursache haben. Es war einfach Zufall gewesen: zwei Unfälle. Es musste so gewesen sein, denn die einzige Alternative war ja Mord. Und wer hätte zwei Wildfremde ermorden sollen? Jeder Mord hatte

ein Motiv, und die häufigsten Motive waren Habgier, Eifersucht und die Vertuschung einer anderen Straftat. Das wusste sogar er. Und das kam ja wohl alles nicht in Frage. Der junge Mann hatte kein Geld, auf das jemand scharf sein konnte, es waren keinerlei Verwandte oder Bekannte von ihm am Ort, die es auf ihn abgesehen haben könnten. Außer seinem Fliegerkollegen, aber der hatte ja wohl keinen Grund, seinen Kumpel umzubringen. Und warum in aller Welt hätte er dann auch noch die alte Dame töten sollen? Das hätte ja allenfalls der Erbin, der Tochter, etwas gebracht.

Mathilde Zechner war wohlhabend gewesen, aber sie hatte ihrer Tochter bereits zu Lebzeiten ihr halbes Vermögen überschrieben. Und die Tochter war nicht

nur weit weg, sondern außerdem auch noch bei ziemlich schlechter Gesundheit. Das ergab alles keinen Sinn. Also war vielleicht einer der Tode natürlicher Art, und der andere hatte ein Motiv, das noch im Dunkeln lag? Oder ein Tod war natürlicher Art, der andere ein Unfall, und er, Holzhammer, machte sich völlig lächerlich. Aber Christine hatte gesagt, dass ein Herztod bei der Zechner auszuschließen war. Und einen Unfall hatte die Frau auch nicht gehabt. Dann hätte man ja irgendwelche äußeren Verletzungen gefunden.

5

Am Sonntagnachmittag herrschte auf der Promenade zwischen Parkplatz und Königssee reger Betrieb. Von der Seelände fuhr alle paar Minuten ein schneeweißes Schiffchen ab, um Gäste zur Halbinsel St. Bartholomä mit ihrer berühmten Kapelle zu bringen. Jener rosafarbenen Kapelle mit Holzschindeldach, die als Titelbild auf jedem zweiten Oberbayern-Bildband prangt. Hinter der Kapelle ragt die 2000 Meter hohe Watzmann-Ostwand auf, und beides zusammen bildet für viele Touristen die Quintessenz der Bergromantik

überhaupt. Von der Seelände aus kann man St. Bartholomä allerdings noch gar nicht sehen, weil der See an diesem Ende einen kleinen Knick macht.

Aus diesem Grund hatte Tanja Bühler mit ihren beiden Söhnen, Sven und Thomas, acht und zehn, gerade den kurzen Spaziergang zum Malerwinkel unternommen. Der Weg war ihr von ihrer Zimmerwirtin empfohlen worden. Und tatsächlich, nach fünfzehn Minuten öffnete sich der Blick über den ganzen See. Durch die Buchen hindurch erblickte man in einiger Entfernung die Halbinsel mit der Kapelle. Am gegenüberliegenden Ufer gab es einen hohen Wasserfall, der allerdings jetzt im Hochsommer nur wenig Wasser führte. Die Boote auf dem See bewegten sich lautlos – sie hatten Elektromotoren. Tanja Bühler

wusste das, weil sie die Fahrt nach St. Bartholomä zusammen mit ihrem Mann und den beiden Kindern gestern selbst gemacht hatte. Auf halber Strecke hatte der Bootsführer angehalten und eine Trompete hervorgeholt, um damit eine Melodie zum Fenster hinauszublasen. Alle Passagiere waren ganz still gewesen, und die Echowand hatte geantwortet. Nach der kleinen Vorführung war der Kapitän herumgegangen und hatte Trinkgeld eingesammelt. «Das teile ich dann mit dem, der zurückgeblasen hat», war sein Spruch dazu gewesen.

Am Ende des Sees erhob sich steil das Steinerne Meer mit seinen schroffen Gipfeln. Am auffälligsten war die Schönfeldspitze, eine gleichmäßig steile Pyramide, die Tanja aus diesem Blickwinkel stark an

das Matterhorn erinnerte. Natürlich war sie nicht ganz so hoch, aber ihr kam es vor, als würde ganz oben auch hier etwas Sommerschnee liegen. Vom See schallte leise Trompetenklang herüber. Romantischer ging's nicht. Tanja hätte den Ausblick gerne noch länger genossen. Doch ihre Söhne quengelten, sie wollten ein Eis. Also machten sie sich auf den Rückweg zur Seelände.

Natürlich hatten die Touristenläden auch an Feiertagen geöffnet. Es gab Geschäfte für Landhausdirndl, für Sportkleidung und für Halbedelsteine. Überall konnte man Panoramapostkarten, mit Edelweiß bedruckte Tücher und die unglaublichsten Kitsch-Auswüchse wie goldene Steinböcke aus Plastik oder Plüschaffen mit Seppelhut erwerben. Zum

Glück gab es direkt gegenüber vom Schiffsanleger auch ein einfaches italienisches Eiscafé. Das hatten Tanjas Söhne schon gestern entdeckt. Bald darauf hielt jeder der beiden eine große Waffel in der Hand.

Und kaum war das Eis aufgegessen, hatten die Jungen schon die nächste Attraktion ins Auge gefasst, für die Tanja zwei Euro herausrücken musste. Hier war aber nicht das Produkt das Spektakuläre, sondern die Herstellung. Die Jungs warfen ihre Euros in einen altmodischen Automaten, und daraufhin begannen zwei lebensgroße Figuren aus Pappmaché mit einer riesigen Säge dünne Scheiben von einem Baumstamm abzusägen. Nach zwei Minuten fielen die zentimeterdicken Holzscheiben in eine Rinne und rollten zu den begeisterten Kindern. Dann konnten sie

ihre Souvenirs mit Motivstempeln selbst bedrucken. Stempel und Stempelkissen lagen in einem kleinen Kasten bereit. Nachdem die Kinder ihre Holzscheiben vorn und hinten mehrfach bestempelt und sich dabei ordentlich mit Farbe beschmiert hatten, zogen sie weiter.

In einem der Andenkenläden entdeckte Tanja einige liebevoll bemalte Gläser mit der Aufschrift «Resis gesunder Brotaufstrich mit original Mankeifett». Auf den Gläsern war ein lachendes Murmeltier zu sehen, das in eine Brotscheibe biss. Tanja konnte nicht glauben, dass dieser Brotaufstrich tatsächlich echtes Murmeltierfett enthielt. Als kritische und neugierige Verbraucherin befragte sie die Verkäuferin, die im verkaufsfördernden Dirndl bereitstand.

«Doch, das Mankeifett ist ein uraltes Hausmittel bei uns», gab diese Auskunft. «Es wird hauptsächlich äußerlich angewendet, bei wunden Füßen und Blasen, gegen Rheuma und Reißen, Ekzeme, Blutergüsse und vieles mehr. Aber auch innerlich wirkt es sehr gut, ganz ähnlich wie Lebertran.»

«Aber dafür müssen dann ja die armen, kleinen Murmeltiere sterben!»

«Schon, aber die werden sowieso bejagt, zumindest in Österreich. Gerade in den letzten Jahren haben die sich durch die milden Winter extrem vermehrt. Sie ruinieren Almwiesen und dringen teilweise sogar in Heustadel und Scheunen ein. Die werden also nicht extra für das Mankeifett geschossen, sondern das ist quasi Recycling. Der Brotaufstrich ist aber auch noch

mit vielen Bergkräutern angereichert. Ich kann nur raten, probieren's das einmal auf einem kräftigen Bauernbrot. Des schmeckt wie Griebenschmalz mit Kräutern. Resis gesunden Brotaufstrich mit original Mankeifett gibt es nirgends sonst zu kaufen, nicht einmal im Internet. Nur hier am Königssee.»

Tanja schaute sich das Etikett noch einmal an. Das lachende Murmeltier wartete also nur darauf, dass man es auspresste und zu Brotaufstrich oder Warzensalbe verarbeitete. Tanja entschied, dass die Gläser in jedem Fall originelle Mitbringsel waren, und kaufte drei Stück. Dann schlug sie mit den Kindern den Heimweg ein. Ihr Mann Mark war auf einer Bergtour. Am späten Nachmittag wollten sie sich in der Pension treffen und dann gemeinsam

essen gehen. Tanja und ihr Mann waren beide Lehrer. Sie kamen aus Hof an der Saale, und es war ihr dritter Urlaub in diesen schönen Bergen. Sie mieteten immer die gleiche Ferienwohnung, eine gemütliche Nichtraucherwohnung im Dachgeschoss bei einer netten Familie mit Katzen und Kaninchen.

Für einen der nächsten Tage war dann noch ein Besuch der neu eröffneten Bergtherme geplant. Dort würden die Kinder den ganzen Nachmittag herumplanschen, während Tanja und Mark sich in der Sauna und auf der Liegewiese entspannten. Tanja freute sich schon darauf.



Die einsame Gestalt saß auf ihrem Stein an der Waldlichtung in der Abendsonne, die das gegenüberliegende Bergmassiv in ein dunkles Rosa tauchte. Schon als Kind war sie so oft wie möglich in die Natur geflüchtet, hatte manchmal stundenlang reglos auf einer Bergweide gelegen, so ruhig, dass ihr einmal sogar ein Mankei über den Fuß gehoppelt war. Denn unten im Tal war die Hölle. Eine Hölle, die für andere unsichtbar war. Eine Hölle, vor der das Kind nicht einmal von ihrer eigenen Mutter geschützt wurde. Die Mutter hatte weder sehen noch hören wollen. Sie war nur da gewesen, wenn es darum ging, vor dem ganzen Ort die Heile-Welt-Familie zu spielen. Dann hatte sie sich im Glanz ihres Mannes gesonnt. Des Mannes, der sich hinter verschlossenen Türen jederzeit und

aus heiterem Himmel in ein jähzorniges Monster verwandeln konnte. Für ihn gab es nur zwei Sorten von Menschen: solche, die ihn behinderten, und solche, die er benutzen konnte. Mit dieser Einstellung war er sehr erfolgreich gewesen. Er hatte die erste Bergbahn im Tal durchgesetzt. Von ihm stammten die Pläne für das Schwimmbad und die Bobbahn. Der Nationalpark hingegen war ihm immer ein Dorn im Auge gewesen. Vor dem Rathaus hatten sie ihm nach seinem Tod eine Büste errichtet.

Es dämmerte bereits, als die Gestalt aufstand und den schmalen Trampelpfad einschlug, der auf den Hauptwanderweg führte. Etliche Exemplare von *Aconitum napellus*, dem Blauen Eisenhut, standen am Weg. Die dunkelblauen, helmartigen

Blütenblätter leuchteten im schwachen Licht. Ein Lächeln zog über das verbitterte Gesicht.



Christine rauschte in ihrem Z4 über die Autobahn. Der Haustürschlüssel lag schwer in ihrer Handtasche, doch ihre Gedanken waren nicht in Rosenheim. Sie schwirrten hin und her zwischen Mathilde Zechner, Franz Holzhammer und Matthias. Sie begann, Vergleiche anzustellen zwischen ihrem Mann – ihrem zukünftigen Exmann – und dem bayerischen Buddhisten. Sie hatte Matthias erst ein paarmal gesehen, aber eins war sonnenklar: Er war das pure Gegenteil von ihrem Mann Bernd.

Bernd war ein ehrgeiziger Überflieger, für den die Karriere immer an erster Stelle gestanden hatte. Viel Geld zu machen und dabei möglichst berühmt zu werden – das war sein Lebensziel. Bisher hatte Christine diesen Ehrgeiz nie hinterfragt. Aber jetzt stellte sich heraus, dass auch ihre Ehe in seinen Augen wohl nicht viel mehr gewesen war als eine Zweckgemeinschaft. Man konnte gesellschaftlich gemeinsam auftreten, abends Fachgespräche führen, sich über Kongresse austauschen und gemeinsam über Kollegen lästern. Klar, am Anfang hatten sie auch im Bett eine Menge Spaß gehabt.

Vor ihrem ehemaligen Zuhause angekommen, merkte sie, wie sich ihr Magen zusammenzog. Ihre Hand zitterte, als sie den Schlüssel ins Schloss steckte. Drinnen

war auf den ersten Blick alles wie immer. Nur im Schlafzimmer lag eine einzelne Herrensocke herum. Christine öffnete die Schränke ihres Mannes. Alles war weg. Er war also schon da gewesen. Sie holte ihre eigenen Koffer und packte wie für einen vierwöchigen Urlaub. Dann ging sie in die Küche, um sich einen Kaffee zu machen. Aus dem Kühlschrank schlug ihr der Geruch verdorbener Lebensmittel entgegen. Sie beschloss, dass das Haus so schnell wie möglich weg musste. Genauso wie die klumpige, schimmelige Milch, die sie in den Abfluss schüttete.

Inzwischen war es wieder ein richtig heißer Sommertag geworden – von dem gestrigen Unwetter war nichts mehr zu spüren. Beim Kofferschleppen kam sie richtig ins Schwitzen. Die nächste Hürde

bestand darin, die zwei großen Koffer plus Tasche im Kofferraum ihres Sportwagens zu verstauen.

Als der Wagen schließlich mit Slips, Schuhen, T-Shirts, Blusen, Hosen, Röcken und einigen Büchern beladen war, machte sie sich unverzüglich auf den Rückweg. Gewohnheitsmäßig schaltete sie das Autoradio an. Gerade wurde von einem Giftmord in Norddeutschland berichtet. Jemand hatte seine Schwiegertochter mit Marmelade vergiftet, jedenfalls war das die Überzeugung der Staatsanwaltschaft. Eine Obduktion war angeordnet worden, und man hatte tatsächlich Gift gefunden. Gift, das sich offenbar auch in einem Marmeladenglas befand, das die Schwiegermutter der Toten geschenkt hatte. Die Schwiegermutter leugnete vehement, doch ihr Mann

belastete sie schwer, indem er behauptete, dass seine Frau schon immer eifersüchtig auf die Tote gewesen wäre und es ihr niemals verzeihen habe, den einzigen Sohn an sich gebunden zu haben. Der Sohn gab indes vor zu trauern und hatte ein Alibi, da er sich zur Zeit des Mordes auf Geschäftsreise befunden hatte.

Christine schüttelte den Kopf. Schwiegermuttermord? Ihre eigenen Schwiegereltern waren nett, sie mochte die beiden. Wie würden sie wohl auf die Scheidung reagieren? Würden sie den Kontakt abbrechen? Würde sie selbst überhaupt noch Kontakt wollen? Nach und nach wurde ihr bewusst, wie viel Leben an so einer langjährigen Beziehung dranhing. Sie trat aufs Gaspedal, um die Gedanken hinter sich zu lassen.

Gegen achtzehn Uhr war Christine wieder in ihrem Ferienzimmer. Sie schleppte die beiden Koffer hinauf und ging dann in die Küche, um ihre Wirtin nach einigen zusätzlichen Kleiderbügeln zu fragen. Unwillig wie immer kam diese der Bitte nach, indem sie eine Handvoll Bügel aus dem frei gewordenen Nachbarzimmer holte. Anscheinend war der Kamerad des toten Gleitschirmfliegers abgereist. Christine hängte ihre Blusen und Röcke auf und stapelte alles andere in die Schrankfächer. Dann fiel ihr ein, dass sie versuchen sollte, einen günstigeren Preis auszuhandeln, wenn sie jetzt auf unabsehbare Zeit hier wohnen blieb. Sie ging wieder in die große Küche hinab, doch die Wirtin war nirgends mehr zu sehen.

Der Abend war mild, und gegessen hatte Christine bereits auf der Rückfahrt. Also setzte sie sich mit einem Buch und einer Flasche Mineralwasser auf den Balkon. Doch ihre Gedanken schweiften ab. Sie stand auf und sah versonnen in den Abendhimmel. Wenn sie sich ein bisschen vorgebeugt hätte, hätte sie genau in das Wohnzimmer von Matthias hineinsehen können. Aber das tat sie natürlich nicht.

Stattdessen blickte sie in den gepflegten Bauerngarten ihrer Wirtin hinab. Die hohen Stauden in den Beeten waren alle sorgfältig angebunden, kein einziger Halm Unkraut war auf der lockeren schwarzen Erde zu sehen. Auch der Rasen war erst kürzlich gemäht worden und hätte jedem englischen Schloss zur Ehre gereicht. Die Steingartenpflanzen an der

Böschung zum Nachbargrundstück waren schon verblüht.

Auf der Grenze zwischen Garten und Waldrand stand eine verrottete Futterraufe. Darauf saß eine große, flauschige Katze, deren Schwanz vor Aufregung leicht zitterte. Plötzlich sprang sie ab – hinunter ins hohe Gras. Als sie sich wieder aufrichtete, zappelte in ihrem Maul eine braune Maus. Stolzerhobenen Hauptes schritt die Katze mit ihrer Beute aufs Haus zu. Christine fiel auf, dass einige Meter hinter der Futterraufe ein kleiner Haufen frischer Erde lag. Als hätte jemand ein Loch gegraben und anschließend wieder zugeschüttet. Ob kürzlich eine der Katzen ihrer Wirtin das Zeitliche gesegnet hatte?

Nun beugte Christine sich doch noch ein Stück weiter über die Brüstung und

sah Matthias in seinem Wohnzimmer vor dem buddhistischen Schrein sitzen und beten – ach nein, bei ihm hieß das ja chanten. Hingegeben und friedlich murmelte er vor sich hin. Ein beruhigender Anblick. Christine las noch eine Weile und ging dann ins Bett.

6

Am Montagmorgen war die Polizeiwache voller unglücklicher Menschen. Die Eltern von Alexander Klein waren angekommen. Sie wollten ihren Sohn sehen und überführen lassen. Ihr Unglück war umfassend und untröstbar. Deshalb trauerten sie still. Dann war da der Bestatter, der die Leiche von Mathilde Zechner überführen sollte, von Holzhammer aber erst einmal gebremst worden war. Holzhammer hoffte insgeheim immer noch, seinen Chef von einer umfassenden, offiziellen Obduktion überzeugen zu können. Der

Leichenbestatter wurde langsam ungeduldig, und Holzhammer wünschte sich, dass Dr. Fischer endlich eintrudeln würde. In der Zwischenzeit konnte er nichts tun, außer allen Anwesenden Kaffee anzubieten. Also bot er allen Anwesenden Kaffee an.

Schließlich erschien Dr. Klaus Fischer. Er war ein wenig verschnupft und alles in allem überhaupt nicht in der Stimmung, sich von seinem Untergebenen zu irgendwelchen Extratouren anstiften zu lassen. Er schimpfte nur: «Was lassen Sie die Leute hier warten? Die Leichen sind freigegeben. Das haben wir doch schon am Freitag besprochen.»

Da war nichts zu machen, bei der Laune war jede Gegenrede sinnlos. Nur gut, dass sie die wichtigsten Untersuchungen

sowieso schon gemacht hatten. Grimmig rief Holzhammer in der Klinik an, um Bescheid zu sagen, dass die Leichen herausgegeben werden durften. Dann gab er den beiden Parteien die entsprechenden Formulare mit. Der Leichenbestatter war gleich zur Tür hinaus. Die Eltern von Alexander Klein wandten sich hingegen noch kurz an Dr. Fischer.

«Wie konnte das nur passieren?», fragten sie. «Unser Junge hat immer gesagt, dass es ungefährlich wäre. Man könnte praktisch gar nicht abstürzen.»

«Es tut mir sehr leid. Leider kann es eben doch passieren», fertigte Fischer sie ab. «Es ist halt eine Risikosportart.»

Damit sollten die armen Leute sich zufriedengeben? Holzhammer, der direkt danebenstand, dachte an die Beweismittel,

die er hinter seinem Schreibtisch gebunkert hatte. Und an die Proben, die Christine entnommen hatte. Ihm fiel auch ein, wie der Tote ausgesehen hatte, als er da am Boden lag. Hoffentlich hatte man ihn halbwegs ordentlich hergerichtet. Kaum waren die Eltern aus der Tür, rief er noch einmal beim Krankenhaus an und ließ sich mit der Pathologie verbinden. Flori war am Apparat.

Holzhammer fragte: «Du, gleich kommen die Eltern von dem jungen Flieger. Sieht der einigermaßen erträglich aus?»

«Also, wir sind ja kein Bestattungsinstitut. Wir schminken die Leichen nicht, wir untersuchen sie. Aber wir haben ihn gleich, als er reinkam, ausgezogen und gewaschen. Er riecht zumindest nicht mehr

nach Fäkalien. Und – von der Untersuchung ist auch nichts zu sehen.»

Holzhammer bedankte sich und legte beruhigt wieder auf. Aber wo sollte er nun weitermachen? Nur ganz kurz dachte er darüber nach, wie es wäre, wenn seinem eigenen Sohn etwas passiert wäre. Schnell weg mit dem Gedanken.



In den Bäumen sangen die Vögel, über den Wiesen summten die Bienen, am Boden zirpten die Grillen, und über den grünen Almen ragten die steilen Felsen auf, in deren tiefsten Spalten sich der Schnee das ganze Jahr über hielt. Zwischen 600 und 3000 Metern Höhe wuchsen praktisch alle Alpenkräuter dieser Welt – und einige

davon waren dazu in der Lage, einen Menschen von dieser Welt in die nächste zu befördern.

Aconitum napellus ist die giftigste Pflanze Europas. Die wenigsten wussten das. Der Gestalt kam es vor, als nickten die Blüten ihr zu, als sie mit ihrem Korb vorüberging. Sie kannte alle Kräuter – heilende, halluzinogene und tödliche. Das war der Verdienst einer Grundschullehrerin gewesen, die immer versucht hatte, den Kindern Respekt vor der Natur beizubringen. Während die meisten Talbewohner versuchten, mit Hotels, Skipisten und Großparkplätzen so viel Profit wie möglich aus der Natur herauszuschlagen, hatte sie den Kindern erklärt, dass die Natur das einzig Dauerhafte war, was sie besaßen. Und dass es galt, sie zu schützen. Sie lehrte,

keine Butterbrotpapiere in die Landschaft zu werfen, den Froschlaich im Teich zu lassen und im Winter die Tiere im Wald nicht aufzuscheuchen, weil diese bei der Flucht durch den hohen Schnee zu viel Energie verbrauchten und dadurch leicht verhungern konnten. Und sie zeigte ihren Schülern auf Ausflügen zahlreiche Pflanzen. Doch während die meisten Kinder nicht zugehört hatten und stattdessen lieber rauchten und spielten, hatte eines immer besonders gut aufgepasst.

Umso schlimmer war es gewesen, als die Frau vorzeitig in Pension geschickt wurde – nicht zuletzt auf Betreiben des großen Baulöwen. Mit ihrem Einsatz für den Naturschutz hatte sie nämlich seine Projekte gefährdet. Er hatte behauptet, sie bringe den Kindern nur unnützes Zeug bei

und sei eine Hexe – warum sonst lebe sie allein in einem Häuschen am Waldrand und sammele zu jeder Jahreszeit Pflanzen und Kräuter. Letztlich hatte er so viele Eltern und Politiker gegen die Frau mobilisiert, dass der Schulrat sie unter fadenscheinigen Vorwänden entließ.

Doch kurze Zeit später hatte das einsame Kind die alte Lehrerin im Wald besucht, in dem alten morschen Häuschen am Schattenberg. Dort hingen Kräutersträuße von der Decke, Gläser mit lateinischen Aufschriften standen im Regal, und der Bücherschrank war gefüllt mit Werken über Kräuter und Pilze. Das neugierige Kind hatte gefragt und gefragt, und die Hexe hatte in aller Ruhe geantwortet und erklärt. Sie war der einzige Mensch, der das Kind ernst nahm. Immer wieder hatte

das Kind danach die Hütte besucht und sich mit der Frau unterhalten. Und eines Tages hatte die Lehrerin ihm einen Ring geschenkt. Er hatte keinen Stein, sondern war aus Weißgold und Gelbgold raffiniert geflochten. Am Anfang war der Ring zu weit gewesen. Inzwischen passte er wie angegossen.

Jahrelang hatte das Kind die ehemalige Lehrerin regelmäßig besucht und von ihr gelernt. Beide waren älter geworden, und eines Tages hatte die alte Lehrerin einfach leblos neben dem Herd gelegen. Doch ihr Erbe sollte bewahrt werden. Alle Aufzeichnungen der Alten über Fundorte und Rezepte waren in einen Pappkoffer gewandert, der sich auf dem Speicher fand. Erst danach erfolgte der Anruf bei der Polizei.

Da es keine Angehörigen gab, war die Bestattung auf Gemeindekosten erfolgt. Niemand außer einer einzigen Person trauerte, niemand außer einer einzigen Person besuchte das Grab. Und an diesem Grab erfolgte dann auch der Schwur – ein Racheschwur.



Bei Christine in der Klinik war einiges los. Die Patienten hatten natürlich Wind von dem Todesfall bekommen, und nun versuchte jeder, irgendwelche exklusiven Informationen aus Ärzten oder Therapeuten herauszuholen. Die Klinikleitung hatte gleich morgens die allgemeine Devise für den Umgang mit jeglichen Anfragen vorgegeben: Beruhigen, beschwichtigen,

ablenken. Ein tragischer Unfall, sollte es heißen, wir sind sehr betroffen, aber das hat nichts mit Ihrer Krankheit und Ihrem Aufenthalt in der Klinik zu tun. Die Patienten entwickelten nun diverse Strategien, um ihren Ansprechpartnern doch noch etwas zu entlocken. Die Schüchternen schlichen nur ständig um die Stationskanzel herum. Die Forschesten sprachen den zuständigen Stationsarzt direkt an. Doch die Mehrheit versuchte, hintenrum an Informationen zu kommen. Zum Beispiel, indem man sich in den Therapiestunden beunruhigt zeigte.

Für Christine war es nicht leicht zu verbergen, wie beunruhigt sie selbst war – wie sehr der Tod von Mathilde Zechner ihr an die Nieren ging. Sie war froh, als sie die Mittagspause erreicht hatte. In der

Personalkantine traf sie die ehemalige Stationsärztin der Toten, Dr. Martina Franke, die jüngste Reha-Fachärztin in der Klinik. Christine fragte, was sie von der Sache hielt.

«Die Frau war fit», antwortete Dr. Franke. «Bis auf ihren psychischen Erschöpfungszustand, aber den kennst du ja besser als ich. Sie hatte ein gesundes Herz, den Allgemeinzustand einer Vierzigjährigen. Es kann also nur ein Unfall gewesen sein.»

«Ja», sagte Christine. «Oder etwas, das wir übersehen haben?»

«Blödsinn, was sollte das sein? Ebola vielleicht?» Die junge Ärztin war pragmatisch veranlagt, Spekulationen waren nicht ihre Sache.

«Na ja, kann es nicht wirklich ein seltener Virus gewesen sein? Oder eine Allergie?» Im Grunde ihres Herzens wusste Christine, dass das nicht stimmte. Aber sie wollte die Stationsärztin unbedingt dazu bringen, noch mal alle Daten über Mathilde Zechner durchzusehen.

«Jaja, oder Malaria vielleicht? Ich bitte dich. Die Frau ist aus dem Ruhrpott kaum herausgekommen. Außerdem kann ich mir kaum eine Viruserkrankung vorstellen, bei der man fröhlich zu einer Wanderung aufbricht und sich drei Stunden später zum Sterben hinlegt.»

«Tust du mir einen Gefallen und lässt die Blutproben trotzdem noch mal durchchecken?»

«Sicher, wenn du dann ruhiger schläfst. Hat das Labor mal etwas anderes zu tun

als immer nur kleines Blutbild, großes Blutbild.»

«Vielen Dank!»

Christine ging in ihr Büro zurück und hatte sich kaum hingesetzt, als eine Sekretärin ihr das Fax der Zechner-Tochter brachte. Es enthielt die offizielle Genehmigung für die Obduktion. Damit war ihre sonntägliche Probenentnahme nachträglich abgesichert, zumindest gegenüber der Erbin. Sie überlegte. Im Grunde würde sie erst Gewissheit haben, wenn eine richtig professionelle Obduktion durchgeführt worden war. Wahrscheinlich konnte sie erreichen, dass die Klinik dies veranlasste – schon um sich abzusichern. Da musste sie nur bei den richtigen Leuten die richtigen Knöpfe drücken.

Das Fax noch in der Hand, rief Christine in der Kreisklinik an, um sicherzustellen, dass die Leiche weiterhin ordentlich aufbewahrt wurde. Doch Überraschung: Die Leiche war vor einer Stunde abgeholt worden. Die Zechner-Tochter hatte zwar die Obduktion genehmigt, doch sie hatte natürlich in ihrer Trauer und Verwirrtheit nicht daran gedacht, die Überführung abzubestellen.

«Wer zum Teufel hat sie abgeholt?» Christine brüllte vor Aufregung fast in den Hörer. Der Pförtner suchte das entsprechende Formular heraus und las ihr den Namen des Bestattungsinstituts vor.

«Steht da eine Handynummer?», fragte sie. «Der Kerl muss sofort umkehren und die Leiche wiederbringen.»

Betont langsam las der Pförtner ihr eine Nummer vor, die sie sich notierte. Kaum war er bei der letzten Ziffer angelangt, drückte sie auf die Gabel und wählte neu. Doch niemand meldete sich. So ein Bestatter hörte wahrscheinlich AC/DC während der Fahrt.

Christine rief nochmals den Pförtner an und ließ sich die Büronummer des Bestattungsinstituts geben. Doch auch dort ging niemand ans Telefon.

Am Nachmittag hatte sie noch zwei Therapiestunden zu absolvieren. Die erste gab ihr mal wieder Anlass, an Sinn und Zweck der Verhaltenstherapie zu zweifeln. Der Patient war ein Manager mit typischem Burn-out-Syndrom. Doch er war unter einem Vorwand in die Klinik gekommen, weil er es sich «beruflich nicht

leisten» konnte, dass herauskam, er würde wegen «irgendwelcher Gehirnerweichung» behandelt. Offiziell kurierte er also seinen Tennisarm aus, während er in Wirklichkeit an Erschöpfungszuständen litt. Und anstatt endlich mal abzuschalten, schleppte er seit drei Wochen ständig zwei empfangsbereite Handys mit sich herum und erkundigte sich mehrmals täglich in der Firma nach dem Stand der Dinge. Er weigerte sich sogar, die Geräte wenigstens in der Therapiestunde auszuschalten. Normalerweise hätte Christine hier sofort ausgiebige Bergwanderungen verordnet, weil sie wusste, dass oben große Funklöcher existierten, in denen keinerlei Empfang möglich war. Aber nach dem Fall Zechner würde es lange dauern, bis sie wieder jemand in die Berge schickte.

Als letzte Patientin an diesem Tag kam ein junges Mädchen, das erst seit einer Woche in der Klinik war. Sie hatte sich bei einem Fahrradunfall den rechten Arm und das rechte Bein gebrochen, also auf den ersten Blick eine rein physiologische Angelegenheit. Doch nach den ersten beiden Stunden hatte Christine den Eindruck gewonnen, dass das Mädchen schwer depressiv war. Entsprechend zog sie in Betracht, dass der Unfall eventuell ein Suizidversuch gewesen war. Sie wusste noch nicht, wie sie an das Mädchen herankommen sollte, das von sich aus fast nichts sagte. Vielleicht würde es ihr innerhalb der begrenzten Zeit hier gelingen, vielleicht auch nicht. In diesem Fall waren dann eigentlich alle Stunden verschwendete Zeit.

Christine spürte plötzlich, wie erschöpft sie war, und ließ sich kraftlos in ihren Bürosessel fallen. Zum Glück hatte sie keine weiteren Termine mehr und konnte Feierabend machen.



Als Matthias von der Arbeit heimkam, hingen an allen Bäumen in seiner Straße Zettel mit dem Foto eines grauen Zwergpudels. Jemand vermisste seinen Hund. Matthias erinnerte sich an den blöden Köter, der alles und jeden ohne Sinn und Verstand angekläfft hatte. Jetzt war er weg.

Matthias war kein Hundefreund, und ein Freund dieses Hundes schon gar nicht. Aber ihm taten die Besitzer leid, die das

Vieh sicher geliebt hatten. Er holte die Post aus dem Kasten und ging ins Haus.

Beim Abendkaffee auf dem Balkon sah er seine missmutige Nachbarin im Garten kramen. Offensichtlich redete sie jeder Blume einzeln zu, dass sie ja schön blühen sollte. Matthias hatte keine Ahnung, was da alles in dem angrenzenden Garten wuchs. Aber es sah hübsch aus, das musste er zugeben. Und es war offensichtlich, dass die Pflanzen sich alle wohl fühlten bei der seltsamen Frau.

7

Am nächsten Morgen hatte der Himmel sich bedeckt. Ein dichter blaugrauer Schleier lag über dem Tal, die Berge waren nicht zu sehen, ebenso wenig wie die Sonne. In der Polizeiwache war es ruhig. Die Leichen waren weg, die Journalisten waren weg, nur der Papierkram war noch da. Und Holzhammer saß missmutig davor. Sein Chef war nach München gefahren, angeblich zu einem Verwaltungskongress. Der Hauptwachtmeister wusste, dass Dr. Fischer sich nichts sehnlicher wünschte als eine Rückkehr auf die große

Münchener Bühne. Aber ihm sollte das nur recht sein. Es war Hauptwachtmeister Franz Holzhammer ziemlich wurst, wer unter ihm Chef war. Er selbst hatte keinen Ehrgeiz in dieser Richtung, er konnte mit fast allen Menschen auskommen, und den Rest konnte er souverän ignorieren. Ihm gefiel sein Job, und er wusste ganz genau, dass jeder Chef von auswärts ohne ihn aufgeschmissen war. Wenn einer das nicht wahrhaben wollte, dann würde er es schnell merken. Die Einheimischen schalteten sofort auf stur, wenn ihnen einer preußisch kam. Und dann war vernünftige Polizeiarbeit unmöglich.

Holzhammer packte seine Brotzeit aus. Eine Zeitlang war seine Frau auf dem Gesundheitstrip gewesen und hatte ihm morgens nur noch Tupperdosen mit

Weizenkeimmüsli eingepackt. Die hatte er aber beharrlich ungeöffnet zurückgehen lassen. Inzwischen bekam er zum Glück wieder seine geliebten Butterbrezen mit Käse oder Wurst. Aber gerade als er einen kräftigen Bissen nehmen wollte, klingelte das Telefon. Er nahm ab und meldete sich.

«Schönen guten Tag, hier ist die Polizeidirektion Hannover, Hauptkommissar Kühne.»

«Grüß Gott, wo fehlt's denn?», kam Holzhammer direkt zur Sache. Schließlich hatte er eine Brotzeit zu erledigen.

«Tja, wenn wir das wüssten», sagte der Hannoveraner. «Aber vielleicht können Sie uns da helfen.»

Noch nie hatte eine andere Polizeidienststelle sich von Holzhammer Hilfe erhofft.

Schon gar nicht ein Hauptkommissar aus Preußen.

«Stets zu Diensten, solange ich dafür ned nach Hannover muss.»

«Also wir haben hier eine tote junge Frau. Und wir wissen, dass sie vergiftet wurde. Wir wissen auch, womit. Mit einem Pflanzengift, Aconitin.»

«Aconitin?» Holzhammer hatte das Wort noch nie in seinem Leben gehört. Da war er ziemlich sicher.

«Das ist ein Alkaloid, sagt mir der Gerichtsarzt, es wird aus dem Blauen Eisenhut gewonnen. Früher, im Mittelalter, hat man das wohl öfter für Morde und Selbstmorde verwendet. Heutzutage ist es ziemlich aus der Mode gekommen.»

«Na servus. Und was haben wir damit zu tun?» Da war er jetzt wirklich gespannt.

Der Kollege hatte es tatsächlich geschafft, ihn von seiner Brezen abzulenken.

«Also passen Sie auf: Es ist erwiesen, dass das Gift in einem Marmeladenglas drin war. Die Tote hat sich das Zeug aufs Brot geschmiert. Und diese Marmelade hat die Schwiegermutter der Toten geschenkt. Das wissen wir sicher. Die Schwiegermutter leugnet auch gar nicht, der Toten die Marmelade geschenkt zu haben. Aber sie leugnet geradezu hysterisch, das Gift da hineingetan zu haben.»

Das würde ich auch leugnen, wenn ich Schwiegermutter wäre, dachte Holzhammer. Laut sagte er: «Ich weiß immer noch nicht, was wir damit zu tun haben. Ich war's nicht.»

«Jetzt lassen Sie mich doch ausreden. Die Schwiegermutter war bei Ihnen im Urlaub.»

Holzhammer fühlte, wie sich am ganzen Körper seine Polizistenhaare aufstellten. Jetzt fielen die toten Berchtesgaden-Touristen nicht nur hier vom Himmel, jetzt tauchten sie auch noch am anderen Ende der Republik auf.

«Scheiße.» Das kam aus tiefstem Herzen.

Hauptkommissar Kühne fuhr fort: «Sie ist erst diesen Sonnabend zurückgekommen. Und sie hat diese Marmelade als Andenken mitgebracht: <Resis Brotaufstrich>.»

«Das ist keine Marmelade», widersprach Holzhammer automatisch. Und Scheiße, Scheiße, Scheiße, dachte er.

«Was denn sonst?», fragte Kühne.

«Mankeifett», antwortete Holzhammer geistesabwesend.

Der Preuße war jetzt völlig verwirrt.

«Wie bitte?», fragte er.

«Fett vom Mankei, vom Murmeltier», übersetzte Holzhammer.

«Mein Gott, Sie wollen mir doch nicht erzählen, dass man bei Ihnen Murmeltiere auspresst und zu Marmelade verarbeitet.»

«Nein, nein. Meistens zu Öl oder Salbe. Das hilft gegen Rheuma und Fußblasen.» Holzhammer hörte, wie am anderen Ende der Leitung geschluckt wurde. Und das lenkte ihn für den Moment sogar von dem Giftmord ab. Die Möglichkeit, einen Preußen anzutreiben, konnte er sich nicht entgehen lassen. Die Antreiberei war eine

anerkannte Sportart in Berchtesgaden. Mit Preußen ging das immer am besten.

«Nehmen Sie mich nicht auf den Arm», tönte es aus dem Telefonhörer.

«Fragen Sie doch Ihren Gerichtsarzt», sagte Holzhammer gelassen. «Aber erst erzählen Sie mir, was Sie jetzt eigentlich von mir wollen.»

«Schon gut, lassen wir das. Also die Schwiegermutter, die den Mord leugnet, hat dieses Zeug bei Ihnen im Ort gekauft. Anscheinend gibt es das ja auch tatsächlich nur bei Ihnen – was mir angesichts der Inhaltsstoffe kein Wunder zu sein scheint.»

«Also Gift ist normalerweise nicht drin», bemerkte Holzhammer trocken, «das tun wir erst zum Ende der Saison rein, wenn wir von den Touristen genug haben.» Er kreiselte in seinem Drehsessel,

und sein Blick wanderte über das Regal hinter seinem Schreibtisch. Da lagen ein Rucksack, zwei Trinkflaschen und zwei Beweismitteltüten, die eine mit Müsliriegeln, die andere mit Papierservietten. Sakra, die Sachen mussten so schnell wie möglich untersucht werden. Und er musste unbedingt mit Christine sprechen. Die Proben von den beiden Toten mussten ebenfalls ins Labor – bislang standen sie ja noch unberührt im Leichenkeller der Kreisklinik. Und mit seinem sogenannten Chef musste er nun wohl auch dringend mal Klartext sprechen. Aber zuerst musste er den Hannoveraner am Telefon loswerden. «Was brauchen Sie denn nun von mir?»

Der Hauptkommissar zählte seine Wünsche auf: «Also für meinen Bericht hätte ich gerne ein paar Infos über den

Produktionsprozess und den Vertriebsweg dieses Brotaufstrichs. Ist es möglich, dass in der Fabrik versehentlich Gift hineingelangte? Wo wird das Zeug genau verkauft? Eventuell ein paar Stichproben von anderen Gläsern. Sie wissen schon ...»

Fabrik ist gut, dachte Holzhammer. Ins Telefon sagte er: «Verstanden, ich kümmere mich drum.»

Den sogenannten Produktionsprozess brauchte Holzhammer nicht zu recherchieren – er kannte ihn nur zu gut. Natürlich hatte er dem Preußen nicht gesagt, dass Resis gesunder Brotaufstrich seit Jahrzehnten von seiner eigenen Familie produziert wurde. In einem alten Holzschuppen. Resi war Holzhammers Großtante gewesen. Sie hatte zur Produktion allerdings nie etwas anderes

beigesteuert als ihren Namen, denn das Auskochen des Fettes war eine ziemlich widerliche Angelegenheit. Dafür war seit jeher Holzhammers Großonkel Sepp verantwortlich gewesen. Auch heute noch besserte er sich mit dem Geschäft die Rente auf, Großtante Resi war inzwischen gestorben. Als Holzhammer noch ein kleiner Franz gewesen war, hatten seine Eltern darauf bestanden, dass er jeden Tag mindestens ein Brot mit Resis gesundem Brotaufstrich zu sich nahm. Trotzdem war er nur 1,65 m groß geworden.

Die Mankei hatte der Onkel früher von österreichischen Jägern bezogen, heute kamen sie vorwiegend aus Russland. Und auch die Kräuter, die er hinzusetzte, waren keineswegs so bayerisch, wie einen das Etikett glauben machen wollte. Er kaufte

sie seit Jahr und Tag bei dem gleichen Großhändler, der die «heimischen Gebirgskräuter» auf großen Feldern in der Türkei und in Asien anbauen ließ und damit ganz Europa belieferte. Die gleiche Mischung, die in Deutschland und Österreich als «Alpenkräuter» verkauft wurde, hieß in Spanien «Pyrenäenkräuter» und in Ungarn «Puztakräuter». Es war also völlig ausgeschlossen, dass der Onkel aus Versehen irgendwelche Giftpflanzen in seine Mixtur getan hatte. Und wenn beim Großhändler etwas schiefgelaufen wäre, dann hätte das sicher schon längst hohe Wellen geschlagen. Trotzdem würde Holzhammer seinem Großonkel einen Besuch abstatten.

In diesem Moment ging Holzhammer auf, dass die Schlussfolgerungen des norddeutschen Kollegen möglicherweise völlig

falsch waren. Und wenn es nun nicht die Schwiegermutter gewesen war, dann bedeutete das ja ... Er griff sich die Wagenschlüssel und rannte hinaus.

Mit Blaulicht raste er durch den Ort, vorbei an blühenden Wiesen, vorbei am McDonald's, mitten über den Großparkplatz, durch die Fußgängerzone zum See. Die Touristen sprangen nur so zur Seite, und die Ladenbesitzer fluchten hinter ihm her, weil seine quietschenden Reifen kleine Steinchen auf die Landhausdirndl an den Verkaufsständen schleuderten. Aber damit konnte Holzhammer sich jetzt nicht aufhalten. Er wusste genau, in welchen Geschäften Resis gesunder Brotaufstrich verkauft wurde. Als kleiner Bub hatte er sich sein Taschengeld aufgebessert, indem er die Gläser per Fahrrad

dort ablieferte. Und am Vertriebsweg seines Großonkels hatte sich seitdem nichts geändert. Nur dass er inzwischen andere kleine Buben beschäftigte und die Preise für die Auslieferung von fünfzig Pfennig auf zwei Euro pro Karton gestiegen waren. Mit quietschenden Reifen hielt Holzhammer vor dem ersten Geschäft und stürmte hinein.

«Servus, Franz», grüßte die Verkäuferin, die eine Freundin seiner Frau war.

«Servus, Beate, gib mal schnell a Sack-
erl bitt schön», antwortete er außer Atem
und war schon dabei, die Gläser mit Resis
Brotaufstrich aus dem Regal zu räumen.

«Ja, was ist denn los? Was machst du
denn da?», fragte die Verkäuferin
entgeistert.

«Die san konfisziert.» Holzhammer hatte jetzt keine Zeit für lange Erklärungen.

«Wennst meinst, aber warum denn?» Zum Glück versuchte Beate nicht, ihn zu hindern, sondern hielt ihm ganz automatisch eine Plastiktüte hin.

«Später, ich muss weiter.» Er steckte die vier Gläser in die mit dem Ladenlogo bedruckte Plastiktüte und hastete hinaus. Er stellte den Beutel durchs offene Fenster ins Fahrzeug und lief gleich zu Fuß zum nächsten Andenkenladen. Nach kaum mehr als zehn Minuten hatte er fünf Tüten mit dreiundsiebzig Gläsern eingesammelt. Erschöpft ließ er sich in den Fahrersitz sinken. Er hoffte nur, dass er schnell genug gewesen war, denn inzwischen war er sicher, dass in Hannover eine

Schwiegermutter unschuldig im Gefängnis saß. Und das bedeutete im Umkehrschluss, dass jemand schuldig im Talkessel herum-lief. Jemand, der wahllos Touristen tötete.

Holzhammer fuhr mit seiner Beute zur Polizeiwache und begann zu telefonieren. Zuerst mit dem kriminaltechnischen Institut in München. Er kündigte an, dass er per Kurier dreiundsiebzig Gläser Brotaufstrich vorbeischicken würde, außerdem Reste von Müsliriegeln und Papierservietten. Alles wäre auf Gift zu untersuchen, und zwar presto. Doch erst musste die Spurensicherung sich über die Gläser her-machen. Um nicht beim Versand noch mehr Spuren zu verwischen, bestellte er die Spezialisten aus Traunstein direkt zu sich auf die Wache. Dann wählte er die Nummer von Christine, die sofort abnahm.

«Servus, hier ist der Holzhammer Franz.»

«Hallo, was gibt's?» Christines Stimme klang erfreut.

«Ja, es war gut, dass du Proben von den Leichen genommen hast. Die müssen jetzt sofort untersucht werden. Auf Gift.»

Holzhammer erzählte ihr, was er von der Polizei aus Hannover gehört hatte. Und von seiner Jagd nach den Gläsern. «Natürlich weiß ich jetzt noch nicht, was mit den Gläsern ist, ich schicke die Sachen erst heute Nachmittag nach München, aber wir hatten ja beide kein gutes Gefühl.»

Christine brauchte einen Augenblick, um die Informationen zu verdauen und die Implikationen auf die Reihe zu bekommen. Kein Unfall. Nein, Plural. Keine Unfälle.

«Mein Gott, wer macht denn so was und weshalb? Das ergibt doch überhaupt keinen Sinn.»

«Sehen wir erst mal, was bei der Untersuchung herauskommt. Ich lass die Proben aus dem Krankenhaus kommen und gebe alles dem Kurier nach München mit. Das Ergebnis hab ich dann wohl morgen Nachmittag. Wenn man Druck macht, geht immer alles recht schnell.»

«Ich möchte das dann unbedingt sofort wissen, ja?»

«Sicher, du erfährst es als Erste, noch vor meinem Chef.» Bei der Erwähnung seines Chefs fiel Holzhammer ein, dass er den schon wieder etwas stiefmütterlich behandelt hatte. Drüben auf dem Kongress konnte er zwar nicht ins Geschehen eingreifen, aber ein kleiner Statusbericht

wäre wohl trotzdem angebracht. Andererseits hatte Fischer sich vehement gegen eine Obduktion der Leichen ausgesprochen – und er wusste ja auch überhaupt nichts von den Proben, geschweige denn von der ganzen Aktion mit Christine. Da konnte man ihn jetzt schlecht wegen der Genehmigung der Analyse fragen. Das war alles völlig verfahren. Und was hatte er bis jetzt wirklich in der Hand? Eigentlich nichts. Es war immerhin möglich, dass sich in keinem der Gläser Gift fand und in den Gewebeproben auch nicht. Vielleicht sah er Gespenster. Vielleicht hatte die alte Vettel aus Hannover ihre Schwiegertochter doch absichtlich ins Jenseits befördert. Und niemand von hier hatte mit der Sache zu tun. Wenn es sich so verhielt, dann würde ihm wahrscheinlich ein

sauberes Disziplinarverfahren ins Haus stehen.

Noch bevor Holzhammer sich endgültig entschieden hatte, wie er weiter vorgehen sollte, öffnete sich seine Bürotür, und drei dynamische, mit Taschen beladene Männer stapften herein. Die Spurensicherung in voller Besetzung.

Holzhammer wies auf die Tüten mit den Gläsern. «Einmal das volle Programm», sagte er. «Fingerabdrücke und was ihr sonst noch könnt. Und ganz wichtig: Ich muss wissen, ob die geöffnet oder sonst wie manipuliert wurden.»

Josef Berg, der Chef der Spurensicherung, blickte von der Tütensammlung auf dem Tisch zu Holzhammer und wieder zurück. «Sag mal, hast du die Gläser mit der nackten Hand in diese dreckigen

Beutel gesteckt?», fragte er. «Wie gehst du eigentlich mit Beweismaterial um? Ein bisschen was solltest doch sogar du inzwischen gelernt haben.»

Die beiden kannten sich seit ihrer Kindheit. Sie hatten zusammen Fußball gespielt. Berg war hier aufgewachsen, dann hatte er in München Werkstofftechnik studiert. Anschließend war er als Seiteneinsteiger in den gehobenen Polizeidienst gegangen, direkt zur Spurensicherung. Wenn es nichts zu sichern gab, betätigte er sich bei der Bergwacht oder hielt Schulungen für Spurenvernichter wie Holzhammer.

«Jetzt mach mal halblang», gab Holzhammer zurück, «die Dinger sind vielleicht vergiftet. Ich musste so schnell wie möglich dafür sorgen, dass die nicht mehr

verkauft werden. Außerdem, irgendwas müsst ihr ja auch noch zu tun haben.»

«Schon gut», lachte Berg. «Nehmen wir halt deine Fingerabdrücke zum Abgleich – falls die nicht zu dick sind für unseren Teststreifen.»

Einer von Bergs Assistenten nahm Holzhammers Fingerabdrücke, der zweite stellte ein Fotostativ für die Makroaufnahmen auf.

«Um wegen der Manipulationen sicherzugehen, müssten wir die Gläser aber öffnen», erklärte Berg dem Hauptwachtmeister.

«Alles, was du willst. Nur iss nichts davon. Ich mach dann derweil eine Runde durch den Markt», sagte der. Dann griff er nach seiner Uniformjacke und stand auf. Er konnte genauso gut seine Mittagspause

vorziehen, denn hier war im Moment ohnehin nichts mehr zu tun. Und den Spurenleuten bei der Arbeit zuzuschauen machte ihn immer wahnsinnig.

«Ist gut, wenn ein Mord passiert, ruf ich dich am Handy an.» Und schon hatte Berg sich zum bequemerem Arbeiten auf Holzhammers Platz gesetzt.

Holzhammer verließ das Polizeigebäude. Draußen war es schon wieder viel zu heiß für seinen Geschmack. Er stieg in seinen Dienstwagen, fuhr die 500 Meter bis zur Fußgängerzone und parkte auf dem Busparkplatz im Halteverbot. Hier lagen sich das Kurhaus, eine Betonbausünde aus den siebziger Jahren und das nagelneue, an den örtlichen Baustil angepasste Hotel Edelweiß direkt gegenüber. Hinter dem Edelweiß lag die Fußgängerzone. Das

neue Pflaster und überhaupt die ganze Auffrischung der Fußgängerzone hatten die Berchtesgadener einem Österreicher zu verdanken. Einem Gastrounternehmer aus Großarl, der das völlig heruntergekommene Hotel Post hatte abreißen lassen und dafür das neue Vier-Sterne-Hotel Edelweiß gebaut hatte. Natürlich erst nach langjährigen Widerständen der einheimischen Bevölkerung, denn Neuerungen hatten es immer schwer im Talkessel. Inzwischen aber gab es kaum noch jemanden, der nicht begeistert war von dem neuen Schmuckstück in der Ortsmitte. Die anfänglichen Proteste hatten insofern ihr Gutes gehabt, als das neue Hotel nicht ganz so hoch und klotzig geworden war wie ursprünglich geplant. Die oberen Stockwerke waren zurückgesetzt worden,

sodass von einer Verschattung der umliegenden Fußgängerstraßen kaum eine Rede sein konnte. Immerhin hatte das alte Hotel auch vier Stockwerke gehabt. Und alles rundherum war schöner geworden. Vom Gehweg bis zum Angebot der umliegenden Läden.

Wenn Holzhammer durch den Ort ging, kam er normalerweise nicht weit. Im Allgemeinen traf er alle 20 Meter Bekannte, mit denen ein paar Worte gewechselt werden mussten – privat oder dienstlich. An diesem Vormittag jedoch schienen alle Bekannten irgendwo beschäftigt zu sein. Ihm begegneten ausschließlich Touristen, die vor den Schaufenstern standen oder sich gegenseitig vor den alten Häusern fotografierten. Holzhammer ging über den Weihnachtsschützenplatz in die

Metzgergasse, vorbei an Sportgeschäften und Trachtenläden. Hinter dem Müllermarkt passierte er das Hirschenhaus mit der berühmten Affenfassade. Diese alte Freskenmalerei war der deutliche Beweis, dass die Berchtesgadener schon immer eine subversive Ader gehabt hatten. In Reihen, wie in einem Comic, waren kleine Bilder angeordnet, die Szenen aus dem damaligen Stadtleben zeigten. Allerdings: Alle handelnden Personen waren als Affen dargestellt.

Da Josef Berg sich eine Viertelstunde später noch immer nicht gemeldet hatte, setzte Holzhammer sich auf eine der Bierbänke vor dem Goldenen Bär und bestellte ein Jubi. Kurz überlegte er wieder, ob er seinen Chef anrufen sollte. Aber er beschloss, dass das noch Zeit hatte,

mindestens bis das Ergebnis der Spurensicherung vorlag.

Eine halbe Stunde und drei Gespräche mit vorbeikommenden Bekannten später klingelte endlich Holzhammers Handy. Spurensucher Berg war dran: «Du kannst zurückkommen. Wir haben dein Büro jetzt ausreichend verwüstet.»

«Na super. Und, was gefunden?»

«Tja, jede Menge Fingerabdrücke», sagte Berg. «Auf jedem Glas mindestens drei verschiedene, auf einigen sogar vier. Deine natürlich auf jedem Glas – und noch eine Sorte. Und dann fünf unterschiedliche aus den fünf verschiedenen Tüten. Wahrscheinlich von den Verkäuferinnen, die die Gläser in die Regale geräumt haben. Das heißt, wir brauchen die Fingerabdrücke von diesen Verkäuferinnen. Aber wir

lassen natürlich auch alles durch den Computer laufen.»

«Und sonst?» Holzhammer merkte, dass Berg ihm noch etwas vorenthielt.

«An vier von deinen Gläsern wurde das Etikett manipuliert. Und genau an diesen Gläsern haben wir auch minimale Kratzspuren am Deckel gefunden.»

«Und das heißt? Jetzt lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen.»

«Wenn du mich fragst, heißt das, dass diese vier nach der Herstellung noch einmal geöffnet wurden. Und zwar sehr vorsichtig. Und sorgfältig wieder verschlossen», sagte Berg.

Da hatte er's.



Als Holzhammer wieder im Revier eintraf, fiel ihm als Erstes auf, dass die Spurensicherer sein Büro deutlich ordentlicher hinterlassen hatten, als es zuvor gewesen war. Sie hatten ihre Spuren perfekt verwischt. Die Gläser hatten sie alle einzeln in Beweismitteltüten verpackt und nummeriert. Vier extra gekennzeichnete Gläser standen abseits. Auch die Proben aus dem Krankenhaus waren mittlerweile eingetroffen. Berg hatte sie entgegengenommen und dafür unterzeichnet. Holzhammer bestellte den Kurier, der alles nach München bringen sollte. Dann rief er im kriminaltechnischen Institut an und erklärte, worauf untersucht werden sollte. Den Namen des Gifts hatte er sich aufgeschrieben: «Aconitin. Aus dem Eisenhut.»

«Wow, endlich mal was Interessantes», freute sich der junge Biochemiker am anderen Ende der Leitung.

«Wann bekomme ich das Ergebnis?»

«Tja, im letzten Jahrhundert hätte das zwei Tage gedauert. Aber mit unserem Spektrometer haben wir das Ergebnis in ein paar Minuten. Die Präparation der Proben mitgerechnet. Genaue Mengenanalysen dauern etwas länger. Aber ich hab die Proben ja noch nicht einmal hier.»

«Die sind auf dem Weg. Und wenn Gift drin ist, will ich es sofort wissen. Danach können Sie von mir aus fürs Protokoll die Atome einzeln zählen.»

«Ist ja gut, wir tun immer unser Bestes.»

«War nicht so gemeint, Entschuldigung. Dafür dürfen Sie die sauberen Proben

behalten. Der Brotaufstrich ist gut für Wachstum und Knochenbau.» Holzhammer konnte nicht wissen, dass seine geringe Größe den größten Kummer und Komplex des jungen Mannes begründete. War er selbst mit seinen 1,65 m doch vollkommen zufrieden.

«Ich melde mich. Wiederhören.»

Holzhammer rechnete sich aus, dass die Proben so zwischen sechzehn und siebzehn Uhr im Labor eintreffen würden. Das hieß, er würde frühestens gegen achtzehn Uhr Bescheid wissen. Und dann? Dann hatte er wahrscheinlich ganz offiziell einen Seriengiftmörder am Hals – oder eine Seriengiftmörderin. Bis dahin würde er sich die Zeit damit vertreiben, Fingerabdrücke von den Verkäuferinnen in den Souvenirshops zu nehmen. Und von

seinem Großonkel. Natürlich hätte er die Leute auch alle aufs Revier bestellen können, aber ihm fiel die Decke auf den Kopf. Angesichts der neuesten Entwicklung brauchte er eindeutig frische Luft.

Die Verkäuferinnen waren kein Problem. Holzhammer erklärte ihnen – möglichst ohne größere Panikmache –, dass er ihre Abdrücke nur zur Unterscheidung von denen eines vermeintlichen Kriminellen brauchte. Die größte Sorge der Damen war, wie sie die Tinte wieder von ihren Fingern bekamen.

Danach stand der Ausflug zu seinem Großonkel an. Er hatte den Alten zuletzt auf der Beerdigung von Großtante Resi gesehen. Er war ein Eigenbrötler, den man am besten in Ruhe ließ, wenn man nicht

einen sehr guten Grund hatte, ihn zu stören. Die einzigen Leute, mit denen er seit dem Tod seiner Frau noch regelmäßigen Kontakt hatte, waren seine Kameraden vom Kriegerverein. Mit denen traf er sich einmal im Monat nach der Kirche zum Frühschoppen.

Holzhammer fragte sich, wie er dem Hersteller und Erfinder von Resis gesundem Brotaufstrich erklären sollte, dass er seine Fingerabdrücke brauchte, ohne ihm gleichzeitig zu erklären, dass ausgerechnet sein gewinnbringendes Familienprodukt zu ein paar scheußlichen Giftmorden benutzt worden war. Einige Sekunden lang überlegte er, ob sein Großonkel selbst dahinterstecken konnte. Schließlich war er schon immer ein alter Griesgram gewesen, und seit Resis Tod hatte er sich

immer mehr zurückgezogen. Aber nein, so etwas war ihm wirklich nicht zuzutrauen. Außerdem waren die Gläser nachträglich geöffnet worden. Das hätte sein Onkel Sepp ja gar nicht nötig gehabt. Er war schließlich Herrscher über den gesamten – wie hatte der Hannoveraner gesagt – Produktionsprozess.

Sepp Holzhammer lebte auf einem ehemaligen Bauernhof oberhalb von Berchtesgaden. Das Haus war erst vor fünfzehn Jahren ans Stromnetz angeschlossen worden – geheizt und gekocht wurde nach wie vor mit Holz. Das Zentrum des Hauses war ein riesiger grüner Kachelofen. Im Wohnzimmer nahm er halbkreisförmig eine ganze Ecke ein und bot mit seiner umlaufenden Holzbank jede Menge Platz, um sich im Winter nach dem Schneeräumen

aufzuwärmen. Die Rückwand mit dem angebauten Herd ragte in die Küche, und die Oberseite des Ofens bildete eine Art Fußbodenheizung für das darüberliegende Schlafzimmer.

Das Haus war auf allen Seiten von einer blühenden Bergwiese umgeben. Es war das letzte an der Straße. Mitten auf der Wiese stand der mit Holzschindeln gedeckte Schuppen, in dem früher Ponys und Ziegen gehaust hatten und in dem sich nun schon seit vielen Jahren die Produktionsstätte von Resis gesundem Brotaufstrich befand.

Als Holzhammer in seinem Dienstwagen vorfuhr, saß sein Großonkel draußen neben der Eingangstür auf einer uralten Holzbank im Schatten und trank in aller Seelenruhe ein Glas Weißbier. Seine

Vorliebe für dieses Kaltgetränk war der Hauptgrund dafür gewesen, dass er damals seiner Frau nachgegeben und den Stromanschluss hatte legen lassen.

Schon Sepps Eltern hatten die Landwirtschaft mehr oder weniger aufgegeben und sich stattdessen dem Fremdenverkehr verschrieben. Der Stall und die darüberliegende Tenne waren zu Fremdenzimmern umgebaut worden. Die meisten Wiesen wurden an andere Bauern verpachtet, nur direkt beim Haus behielt man ein Stückchen Land, auf dem für die Urlauber einige Ziegen und ein Pony gehalten wurden.

Die Fremdenzimmer ließen sich jedoch nur im Sommer vermieten, weil sie keine Heizung besaßen. Im Winter hatte Sepp daher früher als Liftführer am Jenner

gearbeitet und bei Bedarf auch als Skilehrer. Im Sommer hatte er die Gäste auf die Berge geführt und sie abends mit alten Geschichten aus dem Tal unterhalten, damit sie noch einige Schnäpse bestellten. Sie hatten damals sogar eine Ausschankgenehmigung gehabt, allerdings nur für Hausgäste. Sepps Frau Resi hatte im Sommer die Gästezimmer betreut und im Winter in den neuen Hotels unten bei der Bergbahn die Betten gemacht. Per Ski war sie damals zur Arbeit gefahren und abends wieder aufgestiegen, denn die steile Straße wurde nicht geräumt. Irgendwann war ihnen aufgefallen, dass die Touristen ganz wild auf ausgefallene Mitbringsel waren. Und so war beinahe zwangsläufig die Idee entstanden, selbst ein solches Mitbringsel herzustellen.

Sie hatten einige Zeit überlegt. Bildchen und Schnitzereien gab es bereits im Überfluss zu kaufen, außerdem hatte keiner in der Familie künstlerisches Talent. Schließlich kam man darauf, es mit etwas Gesundem zu versuchen. Und da es beim Mankeiöl bereits Konkurrenz gab, verfielen die Holzhammers schließlich auf den Brotaufstrich. Resis Großvater war Jäger im Salzburgischen gewesen und hatte seine Enkelin bei ihren seltenen Besuchen immer mit einer Zubereitung aus Mankeifett traktiert. Er hatte felsenfest behauptet, dass die ölige Paste ihr zu Gesundheit und Schönheit verhelfen werde, wenn sie nur genug davon aß. Damals hatte sie die Brote stets verschwinden lassen, aber inzwischen hatte sie die Erfahrung gemacht, dass Touristen praktisch

alles kauften, wenn es nur als «original bayerisch» angepriesen wurde. Der Name war schnell gefunden, das Etikett malte eine Tante mit künstlerischer Ader, und dann ging es nur noch darum, die Produktion möglichst rationell zu gestalten. Das war Aufgabe von Sepp gewesen. Nachdem seine Frau einmal beim Auskochen des Fetts dabei gewesen war, hatte sie die Hütte hinterm Haus nie wieder betreten.

Hauptwachtmeister Holzhammer parkte den Streifenwagen und ging auf seinen Großonkel zu. Der alte Sepp war ein kleiner, drahtiger Mann mit sonnengegerbtem Gesicht. Er trug einen zerrissenen grauen Strickjanker und eine ausgebeulte Kniebundhose aus braunem Cordstoff. Auf dem Kopf hatte er eine dunkelblaue Baseballmütze mit der

Aufschrift «Marines», die wahrscheinlich irgendwann einmal ein Tourist zurückgelassen hatte.

«Servus, Sepp», grüßte Holzhammer.

«Servus, Franz. Lässt dich auch mal sehen.»

«Ja weißt, ich bin dienstlich hier.» Am besten brachte er es gleich hinter sich.

«Willst mich verhaften?», fragte sein Großonkel.

«Nein, aber Fingerabdrücke bräucht ich von dir.» Da war es heraus. Aber Holzhammer war klar, dass der Alte sich damit nicht so ohne weiteres zufriedengeben würde.

«Hast mich im Verdacht, für an Raubüberfall?», fragte der und grinste.

«So schlimm ist's ned, ich muss nur deine Fingerabdrücke unterscheiden von denen, die wirklich verdächtig sind.»

«Ah so, und wo san die drauf, meine Fingerabdrücke?», hakte Sepp nach.

«Auf deine Glaseln. Vom Brotaufstrich.» Holzhammer merkte langsam, aber sicher, dass er nicht drum herumkommen würde, die ganze Geschichte zu erzählen.

«Ja logisch san meine Fingerabdrücke auf meine Glaseln. Aber was haben die mit am Verbrechen zum tun?»

Also erzählte Franz Holzhammer seinem Großonkel die ganze Geschichte. «Es besteht also der Verdacht, dass jemand einige Glaseln vergiftet hat», schloss er schließlich.

Sepp nahm die Nachricht erstaunlich ruhig auf. «Aber noch weiß man es nicht», stellte er fest.

«Richtig, aber ich bekomme heute noch Bescheid. Und dass jemand an die Glaseln herumgepfuscht hat, das ist eh schon sicher. Das hat die Spurensicherung bereits festgestellt. Die haben auch die Fingerabdrücke genommen. Und da müssen wir jetzt deine aussortieren.» Der Hauptwachmeister packte sein Fingerabdruckset aus.

«Also gut.» Sepp streckte seinem Großneffen eine schwielige Hand entgegen.

«Dank dir schön», sagte Holzhammer. Dann drückte er die Finger des Alten einen nach dem anderen auf das Stempelkissen und anschließend auf das Spezialpapier. «Was ich noch sagen wollte ...»

«Ja was?»

«Es wär besser, wenn du erst mal keine Glaseln mehr ausliefern würdest. Nur so lange, bis wir die Sache aufgeklärt haben.»

«Schon recht. Aber wer zahlt mir den Verdienstausfall?»

«Tut mir leid, da kann man nichts machen. Höhere Gewalt.»

«Jaja, Staatsgewalt ist allweil höhere Gewalt. Des kenn ma scho», grunzte Sepp. Aber er protestierte nicht weiter.

Holzhammer war ebenso froh wie verblüfft, dass der Alte die Notwendigkeit der Maßnahme sofort verstand. Doch dann fiel sein Blick auf die moderne Satel-litenschüssel, die auf dem Holzschindel-dach des alten Bauernhauses prangte. Natürlich – Sepp schaute Fernsehen. Wahrscheinlich kannte er jeden Krimi der

letzten dreißig Jahre. Daher war er mit der Polizeiarbeit vertraut.

«Wann ruft dein Quincy an?», fragte Sepp in diesem Moment und bestätigte die Überlegung seines Großneffen.

«Vielleicht um fünfe, vielleicht um sechse», antwortete der. «Aber sag mal, Sepp, wie findest du eigentlich das Fernsehen? Das muss doch am Anfang der reinste Kulturschock für dich gewesen sein. All der Mord und Totschlag.»

Sepp sah ihn spöttisch an: «Bub, du vergisst, dass ich im Krieg war – mit sechzehn an der Ostfront. Mi ham's real derschlohn wolln. Dagegen ist doch das ganze Fernsehen ein Witz.»

«Und wenn du einen Film über Russland siehst? Kommt da nicht alles wieder hoch?»

«Bub, ich hab es nie persönlich genommen, dass der Russe mich daschiaßn wollte», sagte Sepp. «Mir haben sie gesagt, der Russ ist der Feind, und dem Russ ham's g'sagt, i bin der Feind. Damals hab ich es sogar geglaubt. Der Beweis war, dass der Feind auf mich geschossen hat. Und wenn du dann heimkommst, liegt der Krieg fern und ist unwirklich wie ein Film. Aber der Witz an diesem Film ist, dass du ihn überlebt hast.»

Sepp schwieg einen Moment und sah auf die Berge, die in der warmen Nachmittagssonne lagen. Dann fuhr er fort: «Oder diese Katastrophenfilme – auch so ein Witz. Da stellen die Leut sich grundsätzlich so unglaublich blöd an, dass einfach etwas passieren muss. Ich sag dir eins –

die meisten Katastrophenfilme hätt ich leicht überlebt. Hab ich überlebt.»

Holzhammer hatte seinen Onkel noch nie so viel reden hören. Und er hatte dessen Leben auch noch nie aus Sepps eigener Perspektive betrachtet. Sepp hatte zwar wenig von der Welt gesehen, aber er hatte doch viel erlebt. Irgendwie war es schade, dass er sein restliches Leben jetzt mit fernsehen hinbrachte anstatt – ja was eigentlich? Seine Erinnerungen zu schreiben? Volkshochschulkurse zu geben? Oder einfach weiter Brotaufstrich zu produzieren. Holzhammer nahm sich vor, seinen Onkel in Zukunft öfter zu besuchen. In dem Moment klingelte sein Handy.

«Sie hatten recht», sagte die münchenerisch-hochdeutsche Stimme am anderen Ende statt einer Begrüßung. «In

den manipulierten Gläsern haben wir Gift gefunden – Aconitin. Und zwar genug, um mit einem Glas eine ganze Fußballmannschaft unter die Erde zu bringen – inklusive Trainerstab und Präsidium.»

«Sakra!», entfuhr es Holzhammer. «Wie ist das möglich?»

Sein Gesprächspartner nahm das als wissenschaftliche Frage: «Nun, wer immer das Gift da hineinpraktiziert hat, hat nicht einfach die Wurzel des Eisenhutes hineingehackt. Die enthält nämlich nur zwischen zwei und drei Prozent Aconitin. Um sicherzugehen, dass man eine tödliche Dosis beisammen hat, braucht man 5 bis 10 Milligramm reinen Wirkstoff pro Kilogramm Lebendgewicht. Das wäre also bei einem Menschen von 80 Kilo etwa ein Gramm Aconitin, und dafür bräuchte man

50 Gramm Wurzel. Die Wurzeln schmecken aber extrem bitter, und den Geschmack kann man praktisch nicht übertünchen. Das Opfer würde also merken, dass etwas nicht stimmt. Deshalb wurde das Gift aus der Wurzel extrahiert und dann in Reinform unter diesen Brotaufstrich gemischt.»

«Na sauber», sagte Holzhammer in sein Handy. «Und das war in allen vier gekennzeichneten Gläsern der Fall?»

«Ja, in den anderen ist nichts – wenn man von diesem widerlichen Murmel-tierzeugs absieht.» Man hörte förmlich, wie sich der Chemiker ekelte. Wahrscheinlich hatte er als Kind immer Lebertran einnehmen müssen.

Holzhammer sah seinen Großonkel an. In sein Handy sagte er: «Verstehe. Und was ist mit den Gewebeproben?»

«Im Gewebe ist nichts. Das war aber auch nicht zu erwarten. Allerdings haben wir in der einen Probe mit Mageninhalt per Gaschromatographie eindeutig Aconitin nachgewiesen. Und zwar in der mit <Zechner> bezeichneten Probe. In der anderen Magenprobe war kein Aconitin –», der junge Gerichtsmediziner machte eine Kunstpause, «dafür aber Amanitin.»

«Was zur Hölle ist das schon wieder? Machen Sie mich nicht wahnsinnig.» Holzhammer schwirrte allmählich der Kopf. Er hatte sich nie für Biologie oder Chemie interessiert und kam sich vor wie in der Realschule.

«Das ist auch ein Pflanzengift, ebenfalls ein Alkaloid und ebenfalls tödlich. Man gewinnt es aus dem Knollenblätterpilz.»

Holzhammer war erst mal sprachlos.

«Hallo, sind Sie noch dran?», klang es aus Hannover.

«Ja, zur Hölle», sagte Holzhammer. «Wenn wir noch Fragen haben, melden wir uns.» Er brauchte jetzt erst mal Zeit zum Nachdenken.

«Moment, Sie hatten mir noch Müsliriegel und zwei Papierservietten geschickt.»

Stimmt, die hatte Holzhammer ganz vergessen.

«Also an den Müsliriegeln ist nichts – wenn man von den üblichen Pestizidrückständen am Vollkorngetreide absieht. Aber an den Servietten befinden sich einige Brotrümel mit Aconitin in der erwartbaren Menge.»

«Also hat der Junge das Zeug nicht mit den Müsliriegeln zu sich genommen und

die Frau ihre Giftsemmeln tatsächlich in die Servietten gepackt.»

«So sieht es aus, ja.»

«Vielen Dank. Den ausführlichen Bericht schicken Sie mir dann per E-Mail, ja? Pfüat eana.»

Holzhammer schob das Handy in die Tasche seiner Uniformjacke und wandte sich an Sepp: «Also, es war tatsächlich Gift in deinem Brotaufstrich. Jetzt geht's rund.»

«Dass du mir den Kerl findest», sagte Sepp nur. Seine Stimme klang plötzlich völlig verändert, leise und grimmig.

«Schon recht, Sepp. Ich muss dann. Pfüati.» Damit erhob sich Holzhammer.

8

Auf dem Rückweg drehten sich bei Holzhammer die Gedanken. Was war jetzt als Allererstes zu tun? Seinen Chef musste er anrufen – sie hatten aller Wahrscheinlichkeit nach einen irren Serienmörder am Hals. Der Gedanke war für Holzhammer unfassbar, wie aus einer anderen Welt. Wie sollte man gegen so jemand vorgehen? Was war der nächste Schritt? Sobald er seinen Chef anrief, würde der entscheiden. Und er würde alle möglichen Dinge finden, die Holzhammer im Laufe des Tages falsch gemacht hatte. Schweren Herzens wählte

er Fischers Handynummer. Aber niemand meldete sich – mal wieder.

Dann rief er eben zuerst bei Christine an. Er hatte ihr ja ohnehin versprochen, sie über das Untersuchungsergebnis umgehend in Kenntnis zu setzen. Und beim Thema Gift konnte es ja wohl nicht schaden, mit einer Ärztin zu sprechen. Außerdem: Machte die nicht auch was mit Psychologie? Vielleicht hatte sie ja einen Tipp zum Thema Serienmörder.

Christine befand sich auf dem Weg von der Klinik zu ihrem Domizil, als ihr Handy klingelte. Verbotenerweise tat sie das, was die meisten taten, und beantwortete den Anruf am Steuer.

Holzhammer erzählte ihr kurz, was sich tagsüber ereignet hatte, und kam dann zum Punkt: «In vier der Gläser wurde

Aconitin gefunden. Und zwar nicht zu knapp.»

«Aconitin? Das ist ein Pflanzengift», sagte sie.

«Aus dem Eisenhut, ja.» Holzhammer brachte sein neu erworbenes Wissen an.

«Das ist ja verrückt. Völlig verrückt.» Diese Terminologie war nicht besonders wissenschaftlich.

«Ja, wer macht so was?» Holzhammers Frage war keineswegs rhetorisch gemeint. Schließlich musste er die Person schnellstens finden.

«Das fragst du mich? Du bist der Polizist.»

«Und du bist Psychologin. Oder nicht?»

«Na ja, ich bin Fachärztin für Psychotherapeutische Medizin. Ich versuche Leuten zu helfen, die psychische Probleme

haben. Das sind aber normalerweise keine Mörder, sondern eher Leute mit Burn-out. Ich habe nie in der Forensik gearbeitet, hatte nie mit Straftätern zu tun. Was ist denn mit den Proben, die ich entnommen habe?»

«Auch Gift», antwortete Holzhammer.

«Mein Gott, woher hatte die arme Frau Zechner denn das? Sie hat es doch nicht freiwillig genommen? Wo war das Gift bloß drin?» Christine war inzwischen an den Straßenrand gefahren, um sich besser konzentrieren zu können.

«Jesus», rief Holzhammer. Bei Christines Frage war ihm siedend heiß etwas eingefallen: «Ich muss sofort in die Klinik, das Zeug steht da vielleicht noch herum!»

«Ich kann schneller da sein», sagte Christine sofort. «Wie sieht denn das Gefäß aus?»

Holzhammer beschrieb ihr das Glas mit dem lachenden Murmeltier, das er nur allzu gut kannte. «Aber auf keinen Fall anfassen, nur schauen, dass es niemand anders erwischt! Ich komme so schnell ich kann und hol es ab.»

«Zimmer 114. Ich warte da.»

«Okay.»

Christine wendete in der nächsten Einfahrt und fuhr zurück zur Klinik. Sie holte sich den Zimmerschlüssel aus der Rezeption und ging zum ehemaligen Zimmer von Mathilde Zechner. Sie hatte eigentlich erwartet, das Zimmer bereits ausgeräumt zu finden. Aber anscheinend hatte niemand der Hausdame eine entsprechende

Anweisung erteilt, und so fand sie alles vor, als ob Frau Zechner jeden Moment von ihrer Bergtour zurückkommen konnte. Das Bett war säuberlich gemacht worden, unter den Garderobenhaken standen altmodische Hausschuhe aus beigefarbenem Filz, und über der Stuhllehne am Schreibtisch hing eine angefangene Strickerei.

Im Kühlschrank fand Christine, was sie suchte – ein angebrochenes Glas mit der Aufschrift «Resis gesunder Brotaufstrich mit original Mankeifett».

Christine setzte sich auf das gemachte Bett. Gleich würde Holzhammer kommen und sie von dem Glas befreien. Von dem Albdruck, den sie plötzlich spürte, konnte er sie sicher nicht befreien. Aus dem Fenster des Zimmers sah sie die Wiese, auf die der junge Drachenflieger gestürzt war.

Wer vergiftete im Tal arglose Gäste? Konnte ein Mensch, der so etwas tat, sich so unauffällig verhalten, dass er ausgerechnet hier unentdeckt blieb? Ausgerechnet hier, wo jeder jeden kannte? Christine wusste, dass man viel weniger in andere Menschen hineinsehen konnte, als ihre Branche dies gern glauben machte. Selbst die gewieftesten Profis konnten anderen Menschen nicht wirklich ins Hirn sehen. Und das war ja im Grunde auch gut so. Außer vielleicht, wenn man es gerade mit einem untreuen Ehemann oder einem Giftmörder zu tun hatte. Gedankenverloren griff Christine nach der Strickarbeit in pastellfarbenen Tönen, die Mathilde so sorgfältig über die Stuhllehne gelegt hatte. Wahrscheinlich hatte das ein Pullover für ihre kranke Tochter werden sollen. In dem

Moment wurde die Tür geräuschvoll geöffnet, und Holzhammer stapfte herein: «Und?»

«Da ist es drin.» Christine deutete auf den Kühlschrank.

Holzhammers besorgtes Gesicht entspannte sich ein wenig. Er nahm einen Plastikbeutel aus der Tasche seiner grünen Uniformjacke, öffnete die Kühlschranktür und griff das Glas.

«Du, ich würde gern ein bisschen ausführlicher mit dir über die Sache reden», sagte er. «Was du als Psychologin denkst. Aber erst muss ich noch auf dem Revier was regeln.»

«Sicher, gerne. Ich glaub zwar nicht, dass ich viel helfen kann, aber mich interessiert die Sache ja auch brennend. Wie wär's heute Abend bei Manu? Da wollte

ich sowieso vorbeischauen, mit dem Matthias. Der kann doch mit?»

«Ja, ist recht. Der tratscht nicht.» Der Hauptwachtmeister hielt große Stücke auf Matthias mit seiner ruhigen Art. Nur das mit dem Buddhismus hatte er nie so recht verstanden.

«Also um halb neun?»

«Ist recht. Bis dann.»

Christine wusste gar nicht genau, warum sie das mit Matthias gesagt hatte, ohne ihn vorher zu fragen. Aber als sie ihn anrief, sagte er sofort zu.



Die Gestalt stand an der tiefsten Stelle der feuchten Alm. In der Senke gab es eine Wasserpfütze, aus der die Kühe gern

tranken. Es roch nach Dung, der nahe Wald spendete Schatten. Ein ideales Bi-top für den blauen Eisenhut. Die Bergschuhe quietschten im Matsch, an den Händen schützten gelbe Gummihandschuhe. Es war mühsam, die Wurzeln mit dem kleinen Klappspaten auszugraben, aber es musste sein, denn die Wurzeln enthielten am meisten Gift.

Da hatte Holzhammer also die Gläser eingesammelt. Nun gut. Das war nur ein kleiner Rückschlag. Hatte der dicke Polizist geglaubt, er könne unbemerkt alles zunichtemachen? Mit eingeschaltetem Blaulicht war er viel zu knapp an dem alten Fahrrad vorbei zum See gerast. Das Fahrrad war zwar langsamer, aber es hatte gereicht, um gerade noch zu sehen,

wie er das Plastiksackerl aus dem letzten Geschäft ins Auto warf.

Ein Schwur, den man an einem Grab leistete, musste unter allen Umständen eingehalten werden. Es galt, weiterzumachen, bis zum Schluss. Wer sagte denn, dass man sich auf die Gläser mit Resis Brotaufstrich beschränken musste? Die hatten sich zwar angeboten, weil ihr Inhalt so grausig schmeckte, dass eine kleine Veränderung kaum auffiel – zumal die Touristen sowieso nicht wussten, was sie zu erwarten hatten. Aber der im Tal hergestellte Enzian würde es auch tun. Oder noch besser der Meisterwurz. Hier würde es allerdings viel schwieriger sein, die Flaschen unauffällig zu öffnen und wieder zu verschließen. Schnaps bot sich an, weil Aconitin in Alkohol löslich war. Es

ließ sich jedoch auch zu Kristallen ausfällen, sodass die diversen Salzprodukte, die es in der Saline zu kaufen gab, ebenfalls in Frage kamen. Wichtig war nur, dass das Gift einem einheimischen Produkt beige-mengt wurde. Die Leute sollten in jedem Fall einen Zusammenhang herstellen zwischen Berchtesgaden und dem Tod. Aus diesem Grund war auch der Eisenhut als Gift ideal, denn hier traten die Vergiftungserscheinungen schon nach kürzester Zeit ein. Amanitin, das Gift aus dem Knollenblätterpilz, war zwar auch ein todsicheres Gift, aber die Latenzzeit war viel zu lang. Das hatte der Versuch mit dem Gleitschirmflieger gezeigt, der nach dem giftigen Frühstück noch stundenlang Seilbahn fahren und in der Luft herumfliegen konnte.

Doch auch Eisenhut hatte einen Nachteil: Er verlor durch Lagerung schnell seine tödliche Wirkung – deshalb hatte sie keinen Vorrat anlegen können. Deshalb mussten ständig frische Wurzeln her. Der nächste Schritt würde dann wieder im heimischen Keller stattfinden: der Kaltauszug mit Alkohol. Danach musste die Tinktur noch gereinigt und konzentriert werden. Der gesamte Vorgang dauerte mehrere Tage. Bis dahin ließe sich schon ein anderes typisch Berchtesgadener Produkt finden, das zukünftig den Tod bringen würde.



Pünktlich um halb neun trafen Christine und Matthias im Nachtcafé ein. Natürlich

hatte sie Matthias inzwischen von dem Gespräch mit Holzhammer erzählt. An der Theke lehnte bereits der unverwüstliche Hauptwachtmeister. Doch heute schaute er angreifbarer aus als sonst. Als er die beiden hereinkommen sah, rückte er kommentarlos an der Theke ein Stückchen auf, sodass Christine sich neben ihn auf einen freien Barhocker setzen konnte. Matthias musste sich seinen Platz selber suchen.

Als alle mit Getränken versorgt waren, zweimal Weißbier, einmal Apfelschorle, begann Holzhammer die Unterhaltung: «Also, Christine, was sagst du zu dem Fall? Eine Person, die wahllos Menschen vergiftet, das ist doch merkwürdig, oder?»

«Wie meinst du das – wahllos?», fragte Matthias erstaunt dazwischen. Seines

Wissens gab es normalerweise bei Serienmorden immer irgendein Muster.

«Es schaut so aus, als hätte jemand Lebensmittel vergiftet. Und zwar schon im Geschäft, also ohne zu wissen, wer das jemals essen wird. Aber keine Sorge, ich hab inzwischen alles sichergestellt. Hoff ich zumindest.»

Holzhammer erzählte nochmals ausführlich von den konfiszierten Gläsern Mankeifett und den Laborergebnissen. Matthias schüttelte sich schweigend, er kannte das Zeug. Christine konnte – wie die meisten Touristen – zunächst gar nicht glauben, dass man tatsächlich niedliche Murmeltiere zu Brotaufstrich verarbeitete. Geschweige denn, dass jemand so etwas kaufte.

«Und eine Erpressung ist ausgeschlossen?», fragte sie, als Holzhammer zu Ende berichtet hatte. Es war die einzige Erklärung, die ihr für das Vergiften eines bestimmten Lebensmittels einfiel.

«Großonkel Sepp, meinst du? Bei dem ist doch gar nichts zu holen. Und es gibt auch keine Forderungen – weder an ihn noch an die Ladenbesitzerinnen nicht.»

«Und es ist wirklich erwiesen, dass das Gift dort absichtlich hineinpraktiziert wurde? Kann der Eisenhut nicht versehentlich hineingeraten sein?»

«Nein.» Holzhammer erzählte, dass sein Großonkel die Kräuter seit zig Jahren beim gleichen Produzenten kaufte, der diese in großem Stil anbaute und in ganz Europa vertrieb.

Die letzte Hoffnung auf eine rationale Erklärung schwand also. «Dann muss das ein sehr kranker Mensch sein», folgerte Christine pauschal.

«Ein irrer Killer direkt bei uns», murmelte Matthias vor sich hin, aber die anderen beiden schenkten ihm keine Beachtung.

«Ich hatte ehrlich gesagt gehofft, als Psychologin würde dir etwas mehr dazu einfallen», bohrte Holzhammer nach.

«Du meinst, so wie die Profiler in den Krimis? Die arbeiten mit Statistiken. Wirklich in Menschen hineinsehen können sie auch nicht.» Christine sah ihren eigenen Berufsstand durchaus kritisch. Die letzten Tage hatten sie darin bestätigt. Selbst wenn man die komplette Lebensgeschichte eines Menschen kannte, konnte man nicht

voraussagen, was er in der nächsten halben Stunde tun würde. Das hatte sie doch gerade wieder mit ihrem Ehemann erlebt.

«Dann halt Statistik», sagte Holzhammer, «irgendein Punkt, an dem ich weitermachen kann?»

«Nun, Giftmorde werden fast immer von Frauen begangen.» Das war zwar eine Binsenweisheit, aber mehr fiel Christine aus dem Stegreif auch nicht ein.

«Schön, dann sind ja nur noch fünfzig Prozent der Bevölkerung verdächtig», stellte Holzhammer resigniert fest.

«Na ja, was kann man noch sagen», versuchte es Christine weiter. «Dass jemand völlig wahllos tötet, ist sehr unwahrscheinlich. Also muss die Überlegung lauten: Steckt vielleicht doch eine Auswahl dahinter? Vielleicht durch die Auswahl der

Geschäfte? Oder durch die Auswahl des Lebensmittels?» Sie wollte Holzhammer wirklich gerne helfen. Und sie wollte den Mörder von Mathilde Zechner im Gefängnis sehen.

«Einheimische essen das Zeug schon mal nicht», ließ sich Matthias vernehmen, «jedenfalls nicht, wenn sie halbwegs bei Verstand sind. Oder Geschmacksnerven haben.» Er selbst hatte das Mankeifett als Kind immer in den Topf des Gummibaums gespuckt.

«Oder nur, wenn sie von ihren Eltern dazu gezwungen werden», ergänzte Holzhammer. «Aber das würde ja heißen: Wenn das ein Einheimischer – oder eine Einheimische – ist, dann muss ihm oder ihr klar sein, dass es praktisch nur Touristen trifft. Und das, wo doch alle

Berchtesgadener wissen, dass sie ohne den Tourismus hier ziemlich arm dran wären. Ich meine, selbst wenn man sich immer mal wieder aufregt über Gäste, die ihre Hunde auf die Weiden kacken oder am Berg ihren Dreck liegen lassen. Deshalb bringt man sie doch nicht gleich um!»

«Gibt es hier denn irgendwelche militanten Ökoaktivisten oder Tierschützer oder Leute, die dem Tourismus aus sonstigen Gründen kritisch gegenüberstehen?», fragte Christine.

«Eigentlich kaum», antwortete Matthias. «Naturverbunden sind natürlich die meisten, und viele denken auch, dass die Berge ihnen gehören. Aber den Tourismus wollen sie trotzdem. Hier vermietet ja praktisch jeder eine Ferienwohnung

unterm Dach oder verdient sich schwarz als Kellner was dazu. Natürlich wird gemeckert, wenn die blöden Touristen den Verkehr aufhalten, weil sie die Landschaft beglotzen, oder wenn sie mit Skiern durch den Jungwald fahren. Aber deshalb startet man doch keine Mordserie.»

Holzhammer nickte.

«Aber was für ein Motiv bleibt dann noch?», fragte Christine.

«Nehmen wir mal an, der Mörder weiß, was er tut», sinnierte Holzhammer. «Er weiß ganz genau, dass er ausschließlich Touristen angreift. Dann weiß er auch, dass er damit dem ganzen Tal schadet.»

Matthias spann den Faden weiter: «Ja, bisher hat ja noch niemand Wind von der Sache bekommen, aber was ist, wenn das erst in der Zeitung steht? Nicht nur hier,

sondern in ganz Deutschland? Dann haben wir hier bald keinen einzigen Gast mehr.»

«Jemand will also den Tourismus vernichten», folgerte Holzhammer.

«Und damit das ganze Tal wirtschaftlich ruinieren», ergänzte Christine.

«Na, servus», stöhnten die beiden Männer im Chor.

Plötzlich trampelten drei kahlrasierte junge Männer in die Kneipe. Der breit-schultrigste von ihnen hatte ein Wehrmachtskreuz auf seine Glatze tätowiert, die anderen beiden wirkten von der Statur her ein wenig wie Dick und Doof. Alle drei trugen Bomberjacken mit schwarzweißroten Abzeichen, Jeans und Springerstiefel. Sie waren deutlich angetrunken, und sie waren nicht von hier. Das hörte sogar Christine am Dialekt.

«Die sind wohl nach dem Oi-Konzert in Rosenheim falsch abgebogen», kommentierte ein junger Einheimischer, der mit seinem Kumpel am anderen Ende der Theke stand. Und sein Freund, der auffällige kurze Rastalocken trug, ergänzte vernehmlich: «Schicke Frisuren.»

Sofort bauten die drei Jungnazis sich um die zwei Einheimischen auf. Christine hielt den Atem an.

«Sei du mal ganz still mit deiner Negerfrisur», grölte der Dicke.

«Ja genau», ergänzte der Breitschultrige, offenbar unter Aufbietung seiner gesamten Intelligenz.

Christine wunderte sich, dass keiner der Anwesenden Angst zu haben schien. Alle standen ganz entspannt da und guckten sich das Schauspiel an. Sogar Polizist

Holzhammer. Christine rückte unwillkürlich etwas näher an Matthias heran. Der legte den Arm um sie und drückte sie beruhigend, als säßen sie im Kino, in einem alten Gruselfilm, dessen Ausgang man schon kannte.

Der Breitschultrige packte den Rastalockigen von hinten an der Lederjacke. Christine hatte den Impuls, irgendetwas zu unternehmen, sie wollte aufspringen, doch Matthias drückte sie ruhig an sich. Und als sie ihn ansah, zwinkerte er ihr zu.

Plötzlich bewegte der Einheimische sich blitzschnell. Auch sein Kumpel erhob sich, griff aber nicht weiter ein.

Christine blinzelte. Im Bruchteil einer Sekunde hatte die Szene vor ihren Augen sich völlig verändert. Der Breitschultrige lag jetzt mit dem Gesicht auf dem Boden.

Sein einer Arm stand in ungesundem Winkel senkrecht nach oben. Der Einheimische mit den Rastalocken stand über ihm, hielt den Arm fest und hatte seinen Turnschuh genau auf dem Kreuz am Hinterkopf des Liegenden postiert. Christine hätte sich eine Zeitlupe gewünscht, um herauszufinden, was überhaupt passiert war. Der Nazi brüllte vor Schmerz. Seine beiden Kumpels waren bereits auf dem Weg zur Tür.

«Nehmt's das hier mit», rief der Rastamann ihnen nach, zog den Breitschultrigen hoch und schubste ihn seinen Kumpels hinterher. Notgedrungen nahmen die ihren lädierten Kumpan in die Mitte und zogen ab. «Wir kommen wieder», riefen sie noch zaghaft von der Treppe her.

Manu brachte dem Rastalockigen ein neues Bier, und Matthias stellte ihn Christine vor: «Das ist Hasei, Kreisjugendmeister im Ringen.» Hasei grinste und prostete mit seinem Weißbier.

«Und der vom letzten Jahr», fuhr Matthias fort und wies auf den Kumpel des Rastamanns.

«Und vom kommenden Jahr», sagte der und grinste ebenfalls. Worauf sein Ringerkumpel ihm in die Rippen pikte.



Später, nachdem sich die beiden verabschiedet hatten, fuhr Matthias Christine nach Hause. Auf der Fahrt wechselten sie kaum ein Wort – und trotzdem fühlte Christine sich so wohl und geborgen wie

schon lange nicht mehr. Hin und wieder sah sie zu Matthias hinüber, wie er den Wagen ruhig durch die Dunkelheit lenkte.

Als er ihr in der Auffahrt zur Pension Schön die Beifahrertür öffnete, stieg sie langsam aus. Dann küsste sie ihn völlig unvermittelt auf den Mund. Matthias wirkte weder überrascht, noch verstand er die Geste als Aufforderung, Christine aufs Zimmer zu begleiten. Er wünschte ihr eine gute Nacht und sah ihr hinterher, bis sie in der Eingangstür verschwand.



Am Mittwochmorgen war Dr. Klaus Fischer pünktlich wieder an seinem Arbeitsplatz. Er war der Erste, natürlich, denn Holzhammer pflegte es ja mit den

Schichtzeiten nicht so genau zu nehmen, was Fischers Laune weiter verschlechterte. In München war es mies gelaufen. Die wichtigen Leute waren ihm aus dem Weg gegangen, er hatte kaum ein Wort in eigener Sache anbringen können. Es sah so aus, als würde er noch für lange Zeit in diesem Nest festsitzen. Auch die Bedingung, die er damals bei seinem Rückzug in die Provinz ausgehandelt hatte, half da wahrscheinlich nichts. Sein Verbanungsort war auf sein Drängen von der einfachen Polizeiinspektion zur Kriminalstation aufgewertet worden, was bedeutete, dass er nicht jeden größeren Fall an eine andere Stelle abgeben musste. Er hatte sich davon erhofft, einmal die Chance zur Aufklärung eines vielbeachteten Kapitalverbrechens zu

bekommen, um sich in München wieder in Erinnerung zu bringen.

Man hatte ihn auf ein paar Lehrgänge geschickt und ihn kurzerhand vom Polizeioberrat zum Kriminaloberrat umdekoriert. So war er nun Leiter der Polizeiinspektion und gleichzeitig seine eigene Kripo. Seit er hier war, hatte es jedoch noch keinen einzigen Fall gegeben, der auch nur die leisesten kriminalpolizeilichen Ermittlungen erfordert hätte.

Während Fischer in diese trüben Gedanken versunken durchs Fenster auf den Watzmann starrte, wurde plötzlich die Bürotür aufgerissen, und Holzhammer stand im Raum. Der hatte draußen schon den Wagen seines Chefs stehen sehen und wusste, dass er nun alles würde berichten müssen. Alles – das hieß, nicht nur die

Geschichte mit Resis Brotaufstrich, sondern vor allem auch die völlig illegale Entnahme diverser Proben und Körperflüssigkeiten aus den beiden inzwischen abgereisten Leichen. Auf in den Kampf.

Holzhammer erzählte schnell und knapp. Der Anruf aus Hannover, die Gläser, seine Sammelaktion, zwei verschiedene Pflanzengifte, drei Tote. Schließlich kam er zu den von Christine entnommenen Proben. Beim jungen Alexander Klein Amanitin, aus dem Knollenblätterpilz, bei Mathilde Zechner Aconitin, aus dem Eisenhut.

Fischer konnte nicht fassen, was er da hörte. Der erste und bisher einzige Kriminalfall im Landkreis, mit dem er seine Karriere retten konnte, und er war nicht da gewesen. Und sein Untergebener

vermurkste die Sache von vorne bis hinten, bevor er selbst überhaupt eine Chance hatte einzugreifen. So stellte sich dem ehrgeizigen Kriminaloberrat die Sache zumindest dar, weil er mal wieder automatisch alle eigenen Versäumnisse ausblendete. Dass er schon bei den beiden ersten Leichen hätte schalten müssen, ja dass ihn Holzhammer sogar direkt dazu aufgefordert hatte, sie obduzieren zu lassen – das verdrängte er.

«Was für eine Riesenschlamperei!», brüllte Fischer los. «Warum wurde ich nicht verständigt?»

«Ich hab es dauernd versucht», antwortete Holzhammer, ohne das Gefühl zu haben, dass er sehr log. Er hatte die Nummer gestern Abend einmal gewählt, und da war besetzt gewesen.

In Fischers Gehirn fanden mehrere Gedankengänge gleichzeitig statt. Was bedeutete das alles für ihn persönlich? Was würde die Presse sagen? Was würde man in München sagen? Und wie konnte er den Fall jetzt vielleicht doch noch retten? Wie konnte man vertuschen, was alles versäumt worden war? Das Entscheidende würde sein, dass er zum ersten Mal in seinem Leben denken musste wie ein Kriminaler. Möglichst wie ein guter Kriminaler. Doch es fiel ihm schwer, seine Gedanken tatsächlich auf den Fall zu fokussieren. Seine eigenen Interessen funkten immer wieder dazwischen. Erst als er sich klarmachte, dass beides diesmal das Gleiche war, kam sein Gehirn wirklich zielgerichtet in Gang. Dann brüllte er

wieder los: «Was ist mit den anderen Gläsern, du Idiot?»

«Welche anderen Gläser?», fragte Holzhammer verwirrt.

«Wir haben die Gläser aus den Geschäften, das Glas von der Zechner, und die in Hannover haben das Glas von der toten Schwiegertochter. Aber es wurden ja sicher auch Gläser verkauft in letzter Zeit. Die stehen jetzt als Zeitbomben bei unschuldigen Menschen im Küchenregal. Hast du das überprüft? Was ist mit denen? Wenn da Leute dran sterben, bist du schuld!»

Holzhammer fand es lächerlich von seinem Chef, ihn so zur Sau zu machen. Aber in einem Punkt hatte er recht: Es konnte tatsächlich noch andere Gläser geben. Und es stimmte, an die bereits

verkauften Gläser hatte Holzhammer nicht gedacht. Und dadurch, dass er niemand informiert hatte, blieb die Verantwortung bei ihm ganz allein. Hatte er eine furchtbare Schuld auf sich geladen? Er hatte es übersehen, weil die Ereignisse bereits so schon ein für ihn unvorstellbares Ausmaß angenommen hatten. Dass es noch schlimmer kommen könnte, hatte er einfach nicht in Erwägung gezogen. Aber das hieß noch lange nicht, dass sein Chef mit ihm so umspringen durfte.

«Ach, und was hätte ich machen sollen?», blaffte er daher zurück. Gute Frage. Fischer überlegte. «Wann genau wurde das Glas an die tote Frau in Hannover verkauft? Ich meine, an ihre Schwiegermutter?»

Holzhammer versuchte sich zu erinnern, ob der norddeutsche Kollege darüber irgendetwas gesagt hatte. Ja, da war was: «Sie ist erst letzten Samstag zurückgekommen.»

«Samstag?»

«Ja, letzten Samstag. Das hat der Preiß gesagt.»

«Und wie lange war sie hier, wann hat sie das Zeug genau gekauft? War das die bisher letzte Lieferung an die Geschäfte? Wie oft werden die überhaupt beliefert? Und wie viele Geschäfte verkaufen das Zeug genau?»

Wenigstens die letzten Fragen konnte Holzhammer zum Glück beantworten – auch ohne recherchiert zu haben. In dieser Hinsicht hatte sich seit zwanzig Jahren nichts geändert: «Also, es sind fünf

Geschäfte, ausschließlich unten auf der Touristenmeile am See. In der Saison werden sie einmal die Woche beliefert, am Mittwoch. Außer die Geschäfte bestellen nach.»

«Und wie viele Gläser erhalten sie dann?»

«So viele, dass wieder ungefähr zwanzig im Regal stehen. Je nach Geschäft. Die gehen ziemlich schnell weg.»

«Das muss als Erstes geklärt werden: Wie viele Gläser sind abgängig? Wie viele du von jedem Geschäft eingesammelt hast, hast du dir doch aufgeschrieben, oder?»

«Ja», sagte Holzhammer, obwohl er es nicht aufgeschrieben hatte. Aber er hatte ja fünf Tüten gehabt. Und er baute darauf, dass die Spurensicherung alles akribisch verzeichnet hatte.

«Okay, wir haben vierundsiebzig Gläser, die Hannoveraner haben eins. Bei fünf Läden insgesamt bedeutet das, rund fünfundzwanzig Gläser warten irgendwo auf eine Brotzeit. Und wir haben keine Ahnung, wie viele davon vergiftet sind.»

«Wir müssen sofort die Bevölkerung warnen», sagte Holzhammer – mehr zu sich selbst, als zu Fischer.

«Richtig, aber wenn jemand schon gestern Abend von dem Zeug gegessen hat, dann geht das auf deine Kappe. In der gleichen Sekunde, als du davon erfuhrst, hättest du etwas unternehmen müssen.»

Der Hauptwachtmeister lief knallrot an vor Wut. «Den Schuh zieh ich mir nicht an», brüllte er. «Ich hab alles getan, was ich konnte! Ich hab die Giftgläser eingesammelt! Erst abends um halb sieben

stellte sich raus, was drin ist! Und wenn wir die Durchsage machen, und jemand hört sie nicht, bin ich schließlich auch nicht schuld!»

«Ist ja schon gut», beschwichtigte Fischer, dem offenbar bewusst wurde, dass auch er bisher nicht unbedingt viel zur Klärung des Falles beigetragen hatte.

«Außerdem nehmen praktisch alle Leute die Gläser ja mit nach Hause, zum Verschenken oder als Erinnerung. Die allermeisten kaufen das Zeug nicht, um es an Ort und Stelle zu verputzen.»

«Gut, gut. Dann lass uns jetzt überlegen, wie wir die Warnung formulieren und wie wir sie veröffentlichen. Erst mal: Von wann bis wann können die Leute das Giftzeug gekauft haben?»

«Also, beim Auffüllen werden die alten Gläser immer nach vorn gerückt. Damit hinten nicht irgendwann mal was ranzig wird.» Das hatte der kleine Franz Holzhammer früher immer selbst machen müssen, wenn er die neuen Gläser anlieferte.

«Das bedeutet, dass maximal zwei verschiedene Lieferungen in den Regalen stehen», schloss Fischer. «Kann man die verschiedenen Chargen irgendwie auseinanderhalten?»

Holzhammer dachte nach und versetzte sich in seine Kindheit zurück. «Ja, Onkel ... äh, der Hersteller stempelt das Herstellungsdatum unten aufs Glas, also die Woche.»

«Sehr gut. Dann warnen wir also vor Gläsern mit zwei verschiedenen

Wochenkennzeichnungen. Die genauen Zahlen findest du raus. Wenn es sich um Gläser handelt, die in der letzten oder vorletzten Woche verkauft wurden, dann dürfte sich ein größerer Prozentsatz der Käufer noch hier im Landkreis befinden, sehe ich das richtig?»

«Na ja, samstags ist Bettenwechsel. Viele bleiben aber nur eine Woche, also könnte grob geschätzt noch ein Drittel der Leute hier sein», antwortete Holzhammer.

«Dann geben wir als Allererstes eine Warnung an Radio Untersberg raus. Das mache ich selbst. Und ich werde es so formulieren, dass es zwar dringend klingt, aber keine komplette Panik verursacht. In zwei Minuten will ich wissen, wie die genaue Bezeichnung der Gläser lautet.»



Die Familie hatte beschlossen, diesen Tag in der neuen Bergtherme zu verbringen. Tanja stand in der Küche der Ferienwohnung und war dabei, Brote für den Ausflug zu schmieren. Die neue Therme warb zwar damit, neben vielen anderen Annehmlichkeiten auch über ein tolles Bistro zu verfügen, aber Tanja war misstrauisch, was den Nährstoffgehalt der dort angebotenen Speisen anging. Außerdem würden die Betreiber garantiert ihr Monopol ausnutzen und die Gerichte zu völlig überhöhten Preisen anbieten. Tanja achtete sehr auf die gesunde Ernährung ihrer Familie. Auf jedes Brot kam statt Butter zuerst Frischkäse, darauf folgte ein Salatblatt und erst dann der eigentliche

Belag: italienische Salami und Almbauernkäse aus Biomilch.

Wenn man Tanja gefragt hätte, ob sie ein glückliches Leben führe, hätte sie dies aus ganzem Herzen bejaht. Sie hatte einen liebevollen Mann und zwei wohlgeratene Kinder. Wenn in ihrer Ehe Konflikte auftraten, dann wurden diese meist in Ruhe ausdiskutiert. Nur ganz selten kam es zum wirklichen Streit, und wenn, dann wurde er immer vor dem Schlafengehen beigelegt. Ihre Kinder erzogen Mark und sie gemeinsam und einvernehmlich. Sie setzten ihnen Grenzen, weil dies für die Entwicklung notwendig war, aber ließen ihnen genügend Spielraum, sich zu selbständigen Individuen zu entwickeln.

Tanja und Mark waren jetzt zehn Jahre verheiratet. Nur im verflixten siebten Jahr

war Mark einmal fremdgegangen. Er hatte ihr den Fehltritt allerdings aus freien Schritten gestanden, Abbitte geleistet und geschworen, es würde nie wieder vorkommen. Sie hatte ihm verziehen, und schnell war alles wieder so gewesen wie zuvor – fast.

Seit die Kinder aus dem Größten heraus waren, gab Tanja wieder Unterricht, sie arbeitete an der gleichen Schule wie Mark. Vormittags waren die beiden Söhne Sven und Thomas in der Schule, und wenn sie nach Hause kamen, dann dauerte es selten länger als eine halbe Stunde, bis auch Tanja eintraf und ihnen schnell etwas zu essen machte. Für Notfälle, wenn eins der Kinder krank war oder beide Elternteile am Nachmittag zu einer Lehrerkonferenz mussten, standen sowohl

eine nette Nachbarin als auch Tanjas Schwiegermutter zur Verfügung.

Sie lebten genau das Leben, das Tanja sich immer vorgestellt hatte. Seit drei Jahren bewohnten sie jetzt ein Reiheneckhaus am Stadtrand. Beide hatten unabhängig voneinander schon in frühen Jahren mit dem Bausparen angefangen, bereits daran sah man, wie gut sie zueinander passten.

Die Wohngegend war erst vor kurzem erschlossen worden. Sven und Thomas spielten nachmittags mit den Nachbarkindern, Tanja und Mark saßen dann an Sommertagen auf der Terrasse oder im gemütlichen Wohnzimmer und korrigierten Klassenarbeiten. Nach dem Abendessen öffneten sie oft eine Flasche Merlot, die sie gemeinsam in der Abendsonne leerten,

während die Ziegelsteine der Hauswand langsam die Wärme des Tages abgaben. Tanja achtete immer darauf, dass sie zu jedem Glas Wein die gleiche Menge Wasser trank, und hielt auch Mark dazu an.

In dem kleinen Teich, den sie im Garten angelegt hatten, quakte von Zeit zu Zeit ein Frosch oder eine Kröte. Wenn man sich an den Teichrand setzte, konnte man beobachten, wie die Wasserläufer eine fette Raupe aussogen, die ins Wasser gefallen war, oder wie eine Libellenlarve eine Kaulquappe vertilgte.

Ihre Kinder hatten ihnen nie ernsthaften Ärger bereitet. Thomas, der Ältere, war immer Klassenbester und von Anfang an ein ruhiges, verständiges Kind gewesen. Niemals hatte er Fensterscheiben eingeworfen oder den

Nachbarhund mit Erbsen beschossen. Solche Streiche fielen höchstens einmal Sven, dem Achtjährigen, ein. Doch solange es nicht überhandnahm, fand Tanja das nicht weiter schlimm. Und Mark sagte immer, Jungs müssten auch mal richtige Jungs sein dürfen.

Als sie die letzten beiden Brotscheiben für den Schwimmbadbesuch schmieren wollte, stellte Tanja fest, dass sie mit dem Frischkäse zu großzügig umgegangen war. Sie überlegte kurz, dann griff sie sich eins von den hübschen Gläsern mit dem Marmelietier darauf. Die Verkäuferin hatte gesagt, dass der Brotaufstrich unglaublich gesund sei – und so roch er auch. Nach Kräutern, ein bisschen säuerlich und nach tranigem Fett. Sie bestrich die Brote damit, legte Salatblätter und Tomatenscheiben

darauf, klappte sie zusammen und verpackte alles in eine große Tupperdose.

Inzwischen hatte Mark die riesige Badetasche gepackt. Vollgestopft mit Handtüchern, Badeschlappen, Mineralwasser und Büchern, stand sie neben der Eingangstür. Jedes der Kinder bekam noch ein Glas Saft zu trinken, und dann ging es los – mit dem Familien-Kombi in die neue Bergtherme.

Mark saß am Steuer. Auch er fand, dass er ein schönes Leben führte. Er hatte einen halbwegs angesehenen Beruf, ein Haus, zwei Kinder – und das gute Gefühl, dass seine Frau ihn für den perfekten Mann hielt. Dass er das nicht in jeder Hinsicht war, brauchte sie nicht zu wissen. Zum Beispiel, dass er immer noch mit einer Kollegin fremdging. Mittlerweile hatten sie ihr

Verhältnis komplett institutionalisiert. Auch an dieser Front herrschten feste Gewohnheiten. Die beiden Beamten pflegten sich zu den gleichen Volkshochschulkursen anzumelden, vorzugsweise zu Kursen, deren Themen ihre jeweiligen Ehepartner nicht die Bohne interessierten. Damit hatten sie einmal wöchentlich wohlbegründeten Ausgang. Bei ihnen daheim lagen die entsprechenden Anmeldebestätigungen herum, und die Gebühren wurden von ihren Konten abgebucht – jederzeit nachprüfbar für den kontobevollmächtigten Ehepartner. Mark und seine Kollegin erschienen jeweils ein- oder zweimal zu den Kursen und dann nie wieder. Stattdessen trafen sie sich in einer Autobahnraststätte mit angeschlossenem Hotel. Es gab keinen Grund, an dem

Arrangement etwas zu ändern. Solange Tanja nichts davon erfuhr, war alles in Ordnung. Und sie würde es nie erfahren.

9

Bolko Magiera war sofort ganz Ohr, als Fischer anrief. Normalerweise beinhalteten seine Meldungen entlaufene Pferde, abgängige Bergsteiger oder samstagabendliche Verkehrsunfälle. Da war diese Nachricht eine schöne Abwechslung.

Fischer erklärte, dass es um eine Rückrufaktion ging, und präzierte dann: «Rückruf von ‹Resis gesundem Brotaufstrich mit original Mankeifett›. Wir haben herausgefunden, dass einige der Gläser mit Schadstoffen belastet sind. Diese Schadstoffe können unangenehme

Beschwerden hervorrufen. Von außen lässt sich nichts erkennen, daher sollte keins der betroffenen Gläser geöffnet werden.» Dann gab er die Herstellungswochen durch.

«Kriegen die Leute denn ihr Geld zurück?», fragte der Redakteur. Er kannte die Menschen hier besser als der Polizeichef und wusste, was die erste Frage am Hörertelefon sein würde.

Fischer überlegte. Die Gläser mussten unbedingt zurückgebracht werden. Er konnte nicht riskieren, dass die irgendwo herumstanden und in fünf Jahren vielleicht jemand auf die Idee kam, daraus zu probieren. Notfalls würde er das aus eigener Tasche bezahlen – und sich dann später als Held und Retter feiern lassen. «Ja, die Leute kriegen ihr Geld zurück. Sie sollen

sich bei der Abgabe auf ihrer Polizeidienststelle eine Quittung geben lassen und diese dann samt Bankverbindung an uns schicken.»

«Wow», staunte Magiera. «Die Sache scheint euch ja wirklich wichtig zu sein.»

«Ja, sagen Sie bitte auch, dass Pensionswirte und Privatvermieter ihre Gäste informieren sollen.»

«Wird gemacht.» Der Redakteur klang ganz begeistert. Endlich war mal was los.

Fischer legte auf und überlegte, ob er eine bundesweite Warnung rausgeben sollte. Er rechnete nach: Dreiundsiebzig Gläser hatte Holzhammer in den Läden eingesammelt, eins in der Klinik, und eins war in Hannover sichergestellt worden. Machte fünfundsiebzig, davon waren sechs vergiftet. Dann waren es von

fünfundzwanzig vielleicht zwei. Oder weniger. Und Holzhammer hatte gesagt, dass viele Leute sich das Glas mit dem hübschen Murmeltier einfach nur ins Regal stellten und das Zeug gar nicht aßen, weil es sowieso widerlich schmeckte. Sollte er deswegen eine bundesweite Panik vor den hiesigen Produkten auslösen? Dann würde der Bürgermeister wahrscheinlich nie wieder ein Wort mit ihm reden und überhaupt der ganze Tourismusverband ihn zur Hölle wünschen.

Fischer fiel ein, dass man den Bestand an Giftgläsern vielleicht noch weiter eingrenzen konnte. Erstens: Es war von zwei Wochenlieferungen die Rede gewesen, deshalb hatte er ja auch zwei Zahlen ans Radio durchgegeben. Aber stammten nicht vielleicht alle kontaminierten Gläser aus der

gleichen Woche? Und zweitens: Hatten nicht vielleicht alle vergifteten Gläser im gleichen Andenkenladen gestanden? Fischer ging hinüber in Holzhammers Büro und fragte nach.

«Da muss ich noch mal in München anrufen», antwortete der Hauptwachmeister. «Und wegen der Läden muss ich die Spurensicherung fragen.»

«Wieso das denn? Du hast die Gläser doch selbst eingesammelt.»

«Ja, ich habe sie in verschiedene Sackerl getan. Aber die Spurensicherung hat aufgeschrieben, aus welchen Sackerln welche Gläser kamen.»

Fischer schnaubte durch die Nase und wandte sich zum Gehen. Da rief ihm Holzhammer hinterher: «Mir ist aber auch

noch etwas eingefallen: Die Gemeinden haben ja die Meldezettel.»

«Meldezettel?» Natürlich kannte Dr. Fischer die Anmeldebögen, die man im Urlaub in Hotels ausfüllte. Aber er hatte noch nie darüber nachgedacht, wozu diese Zettel eigentlich gut waren.

«Ja, von den Übernachtungen. Jeder Beherbergungsbetrieb – vom Luxushotel bis zum Privatvermieter – muss seine Gäste Meldezettel ausfüllen lassen. Die werden dann auf der Gemeinde abgegeben. Wegen der Kurtaxe und so weiter.»

«Das ist gut, sehr gut», lobte Fischer entgegen seiner Gewohnheit. «Also dann besorg diese Zettel von allen Gästen, die in den letzten zwei Wochen abgereist sind. Wir rufen alle an.»

«Aber das sind Tausende.»

«Immer noch besser als eine bundesweite Warnung über die Medien. Dann kommt bald kein einziger Gast mehr, und der Tourismusverband grillt uns scheibchenweise.»

Holzhammer nickte. Seine ganze Familie vermietete Zimmer. Andererseits konnte es sein, dass gerade in diesem Moment irgendwo in Deutschland jemand ein vergiftetes Glas öffnete ...

«Gut», sagte Fischer. «Aber zuerst die Eingrenzung der Gläser.»

«Bin schon am Telefon.»

Der Biochemiker war etwas genervt, dass dieser Almöhi schon wieder neue Fragen auf Lager hatte. Trotzdem schaute er gleich nach und teilte Holzhammer mit, dass er in Gläsern mit beiden Nummern Gift gefunden hatte.

Der schriftliche Bericht der Spurensicherung war noch nicht da, also musste Holzhammer auch dort anrufen. «Vier von fünf Läden sind betroffen», sagte Berg. «Die vier Gläser, die nachträglich geöffnet wurden, verteilen sich auf vier deiner fünf Beutel.»

«In welchem war keins?», wollte Holzhammer wissen.

Berg hatte die Namen, die auf den Plastiktüten standen, sorgfältig aufgeschrieben und las vor: «Andenkenstadel an der Seelände.»

«Dank dir.» Holzhammer legte auf und ging zu Fischer: «Beide Chargen sind betroffen», berichtete er. «Und die vier vergifteten Gläser standen alle in verschiedenen Läden.»

«Hört sich an, als wäre da jemand ganz demokratisch vorgegangen, was?»

«Ja, wobei wir nicht wissen, wo das fünfte Glas gekauft wurde, das Glas, das jetzt in Hannover ist.»

Holzhammer sah Fischers Blick und machte sich direkt wieder auf den Weg zum Telefon. In Hannover hatte sich natürlich noch niemand damit beschäftigt, in welchem Geschäft die böse Schwiegermutter das ominöse Glas gekauft hatte. Man versprach aber, sich zu melden, sobald man die Frau gefragt hatte.



Fischer saß in seinem Büro und überlegte. Es war jetzt an der Zeit, sich Rückendeckung für sein Vorgehen zu holen. Er

beschloss, nicht zum Schmidtchen zu gehen – das wären die Bürgermeister der fünf Gemeinden gewesen, deren Meldezettel er einsammeln ließ –, sondern zum Schmidt. Zum Landrat.

Dessen Vorzimmerdame war eine eingebildete Ziege, die sich offenbar eher für Frau Landrat hielt als für dessen Sekretärin. «Der Herr Landrat ist auswärts unterwegs. Worum handelt es sich denn?»

Fischer war nicht in der Stimmung, Vorzimmerdamen gefügig zu flirten. Voller Wut kreiselte er in seinem Drehstuhl. «Es ist wichtig, es ist vertraulich, und ich muss ihn sofort sprechen. Und wenn er auswärts ist, dann stellen Sie mich auf sein Handy durch.»

«Tut mir leid, das ist nicht möglich. Aber Sie haben ja seine Piepser-Nummer.»

Fischer wusste, dass es möglich war. Und er wollte den Mann nicht anpiepsen, sondern sofort mit ihm sprechen. Er knallte den Hörer auf. Da er seinen Drehstuhl um hundertachtzig Grad nach hinten gedreht hatte, bemerkte er erst jetzt, dass sein anstrengender Untergebener ins Zimmer getreten war.

«Das fünfte Glas, der fünfte Laden», sagte Holzhammer. «Ach, und brauchst du die Handynummer vom Landrat?»

«Ja, verdammt.»

«Moment.» Holzhammer kramte sein Handy heraus. «Der Toni ist mit meiner Cousine verheiratet», erklärte er, während er im Nummernspeicher suchte. «Wir füttern immer ihre Katzen, wenn sie in Urlaub sind.» Er fand die Nummer und diktierte sie seinem Chef.

Der wollte schon wählen, da sagte Holzhammer: «Wir haben natürlich auch noch Tagesausflügler, die als potenzielle Giftopfer in Frage kommen.» Und zwar nicht zu knapp, das war ihm zwischen den diversen Telefonaten in seinem Zimmer eingefallen.

«Stimmt, aber die müssen wir jetzt erst mal vernachlässigen», entschied Fischer.

«Vernachlässigen?» Das konnte sein Chef ja wohl nicht ernst meinen.

«Ja, genau. Und jetzt besorgst du diese Meldezettel. Ich rede inzwischen mit dem Landrat – falls der sich nicht in einem Funkloch befindet.»

Doch genau das war der Fall. Er wohnte gerade in 2300 Metern Höhe der feierlichen Einsegnung eines Gipfelkreuzes bei. Das Kreuz war von einer Sektion des

Alpenvereins aus den neuen Bundesländern aufgestellt worden, und der Landrat erhoffte sich von seinem persönlichen Engagement einen weiteren Aufschwung des Ost-Süd-Tourismus.



Am Eingang herrschte großer Andrang. Die nagelneue Therme hatte erst vor kurzem eröffnet, sie löste ein etwas betagtes Schwimmbad ab, dessen schimmelige Duschanlagen bereits mehrmals die Gesundheitspolizei auf den Plan gerufen hatten. Die neue Bergtherme hingegen war schick und teuer. Sie war ursprünglich ausschließlich für Gesundheitsanwendungen geplant worden, für betuchte Kurgäste, die sich in Alpensohle und

Schlammbädern ihre Wehwehchen kurieren lassen wollten. Doch die Gemeinde hatte dem Investor zur Auflage gemacht, auch für Otto Normalurlauber ein attraktives Angebot zu machen. Dazu gehörte die Maßgabe, ein großes Außenschwimmbcken samt einer ausgedehnten Liegewiese mit Spielplatz anzulegen. Jetzt stand die Badverwaltung vor der Aufgabe eines Preisspagats, denn natürlich konnten Familien mit Kindern nicht so viel Eintritt zahlen, wie die Betreiber den Kurgästen gerne abgeknöpft hätten. Für den Wellnessbereich mit seinen verschiedenen Saunen, Dampfbädern, Aromarien und Lichtgrotten wurde daher ein erheblicher Aufpreis verlangt.

Mark buchte nur den Badebereich. Und nachdem die Familie sich umgezogen

hatte, suchten sie sich einen Platz im hinteren Bereich der frisch angelegten Liegewiese. Tanja hatte gar nicht die Absicht, ins Wasser zu gehen. Sie war froh, einmal nichts tun zu müssen, während Mark mit den Söhnen Richtung Wasser abzog. Sie packte ihr Buch aus und entspannte sich.

Erst nach über anderthalb Stunden kamen ihre Männer aus dem Wasser zurück und bekundeten Hunger. Tanja verteilte die mitgebrachten Brote. Um Streit zu vermeiden, sagte sie den Kindern nicht, was auf welchem Brot war. Thomas biss in ein Brot mit Murmeltier-Aufstrich und verzog angewidert den Mund: «Das brennt.»

Thomas war schon immer ein heikler Esser gewesen. Sofort nahm Sven ihm das Brot weg und biss herzhaft hinein. «Schön

scharf», erklärte er und mampfte weiter, obwohl es ihm nicht wirklich schmeckte. Aber jede Gelegenheit, gegen seinen großen Bruder aufzutrumpfen, musste genutzt werden. Auch Mark bekam ein Marmeladenbrot. Es schmeckte auch ihm nicht, aber er wollte den Kindern kein schlechtes Beispiel geben und würgte es mit viel Apfelsaft in sich hinein. Tanja gab Thomas ein Brot ohne Marmelade-Aufstrich und beschloss, selbst nichts zu essen. Nach dem Essen legte sich Mark neben Tanja auf ein großes Badetuch. Auch die Kinder legten eine Ruhepause auf dem Rasen ein. Nach einigen Minuten stöhnte der kleine Sven plötzlich auf. Er erhob sich und begann zu würgen.

«Mein Gott, was hast du?», rief Tanja erschrocken. Sie sah, dass sich auf seiner

Stirn lauter Schweißtropfen bildeten. Sven antwortete nicht. Stattdessen presste er die Hand auf den Magen, stand auf und rannte in Richtung Toiletten davon. Mark war inzwischen aufgesprungen. «Ich schau nach ihm», sagte er und ging dem Jungen nach. Tanja war besorgt, aber sie wollte hier vor allen Leuten keinen übertriebenen Aufstand machen. Selbst wenn Sven sich ernsthaft den Magen verdorben hatte, war das kein Grund, in Panik zu verfallen.

«Was hat Sven?», fragte Thomas.

«Vielleicht hat er zu schnell gegessen», antwortete sie.

Sven kam nicht bis zu den Toiletten. Als Mark ihn erreichte, lag er auf dem gekachelten Boden vor den Duschen und röchelte. Mark blickte sich hektisch um.

«Hilfe, ein Arzt!», schrie er. Dann brach er selbst zusammen. Er krümmte sich, Krämpfe erfassten seinen gesamten Körper. Sein Mund wurde trocken, und auf seiner Stirn bildete sich kalter Schweiß. Er hatte plötzlich das Gefühl, dass statt Blut Eiswasser durch seine Adern floss. Trotz der Schmerzen und Krämpfe bemerkte er noch, dass sich um sie beide eine Menschentraube gebildet hatte – und dass Sven plötzlich ganz still dalag. Aber er konnte nichts tun. Sein Körper gehorchte ihm nicht mehr.

Nach einer gefühlten Ewigkeit tauchte ein Bademeister auf. Sein Gesicht war so braun gebrannt wie hilflos. Eine Lautsprecherdurchsage verlangte nach einem Arzt. Jemand beugte sich über Mark. Mehrere Menschen trugen ihn in einen

kleinen Raum mit einer Liege. Es ertönte eine Sirene. Menschen in roten Anzügen kamen herein. Mark wollte nach seinem Sohn fragen, nach seiner Frau. Aber die Zunge versagte den Dienst. Die Schmerzen wurden immer stärker. Er fühlte sich wiederum aufgehoben, auf eine Trage gelegt und weggerollt. Aus der Ferne tauchte das Gesicht von Tanja auf. Wieder eine Sirene. Jemand gab ihm eine Spritze. Jemand hielt etwas an seine Brust. Dann nichts mehr.

Als der Krankenwagen vor dem Kreiskrankenhaus hielt, waren Vater und Sohn tot, die Mutter sediert. Der Notarzt hatte Tanja bereits im Krankenwagen eine starke Dosis Diazepam verabreicht, das gleiche Medikament, mit dem er versucht hatte, Marks Krämpfe zu lindern. Sie befand sich in einem Dämmerzustand, und

man verfrachtete sie direkt in ein Krankbett, wo sie sofort einschlief.

Dr. Emanuel Lieder schilderte der Krankenhausärztin Marks letzte Minuten. «Todesursache Kammerflimmern», sagte er. «Wir hatten ihn am Monitor. Der Defi hat nichts mehr gebracht.»

«Und der Junge?»

«Als ich ankam, war er schon tot. Vorher muss er aber ähnliche Symptome gehabt haben wie sein Vater. Krämpfe, starke Schmerzen – so, wie er dalag. Dann Herzversagen, nehme ich an. Oder auch Atemlähmung.»

«Wir werden es rausfinden», antwortete die junge Ärztin. «Ich sag jetzt erstmal der Polizei Bescheid.»



Das Telefon in der Polizeiwache klingelte wie üblich genau in dem Moment, in dem Holzhammer seiner Wurstsemmel zuleiberrücken wollte. Sein Chef war zum Mittagessen im Hubertushof mit irgendwelchen Journalisten, die wohl eine Nase dafür hatten, dass hier im Tal doch noch mehr zu holen war, als man bis jetzt bekannt gegeben hatte.

Die Ärztin aus der Notaufnahme erzählte Holzhammer, was passiert war, und schloss mit den Worten: «Todesursache könnte zum Beispiel eine Vergiftung gewesen sein.»

Holzhammer blickte auf seinen Schreibtisch, wo ein kleiner Zettel lag. «Aconitin», sagte er in den Hörer.

«Wie kommen Sie ausgerechnet darauf?», fragte sie verblüfft. So ein Alkaloid kam tatsächlich als Todesursache in Frage.

«Solide Polizeiarbeit», antwortete der oft verkannte Hauptwachtmeister.

«Sie könnten richtigliegen. Aber Genaueres wissen wir frühestens morgen. Ich melde mich bei Ihnen.»

Als das Gespräch beendet war, überlegte Holzhammer, was er jetzt tun oder veranlassen musste. Richtig, er würde die Sachen der Toten aus dem Schwimmbad abholen lassen. Aus den Spinden und was auf der Liegewiese zurückgeblieben war. Namen und Heimatadresse hatte die Ärztin ihm gesagt, die standen im Personalausweis des Mannes. Aber er brauchte unbedingt die hiesige Unterkunft der Familie. Die Frau schlief ja bis auf weiteres

und konnte nicht befragt werden. Vielleicht fand sich in den Sachen irgendein Hinweis. Sonst würde er über die Gemeinden gehen müssen. Wenn er die Herberge ausfindig gemacht hatte, würde wieder die Spurensicherung zum Zug kommen. Andererseits wusste Holzhammer ja sowieso schon, was die dort finden würden: ein angebrochenes Glas von «Resis gesundem Brotaufstrich mit original Mankeifett».

Er rief über Funk einen Streifenwagen und wies ihn an, die Sachen aus der Klinik zu holen. Erst dann fiel ihm ein, seinen Chef per Handy beim Mittagessen zu stören.

Dr. Klaus Fischer wollte gerade seine Gabel zum Mund führen, als es an seinem Oberschenkel vibrierte. «Entschuldigung»,

sagte er zu den beiden Münchner Journalisten, zog das Handy heraus und wandte sich halb vom Tisch ab.

Holzhammer äußerte sich knapp und präzise: «Chef, wir haben zwei weitere Gifftote, Vater und Sohn, und eine Frau unter Schock im Kreiskrankenhaus. Passiert ist es im Schwimmbad.»

Fischer fühlte, wie sein Gesicht die Farbe wechselte, und hoffte, dass die Journalisten es nicht sahen. «Verstanden, bin gleich da. Nimm alle Daten auf und schick die Spurensicherung los», flüsterte er in den Apparat.

«Wohin?», fragte Holzhammer.

«Schwimmbad, Hotel, Krankenhaus, überallhin.» Jetzt nur nichts mehr versäumen, dachte Fischer.

«Ist gut. Ich muss aber erst noch die Adresse besorgen.»

Dieser Holzhammer war doch wirklich zu nichts zu gebrauchen. Musste er denn alles selber machen? Funktionierte denn gar nichts von selbst? «Besorg die Daten, und dann los. Los, los!»

Fischer drückte die rote Taste und steckte mit einem entschuldigenden Lächeln das Handy weg.

«Was Ernstes?», fragte einer der Journalisten mit schlecht verhohlener Neugier.

«Nichts weiter», erwiderte Fischer beiläufig, «aber mein Wachtmeister ist so unselbständig, dem muss ich jeden Handgriff vorbeten.» Dann bemühte er sich, sein Essen so schnell herunterzuwürgen, wie es sich halbwegs zivilisiert machen

ließ. Doch die Journalisten hatten Lunte gerochen, das spürte er.

Als Fischer in die Dienststelle kam, begrüßte Holzhammer ihn mit der Auskunft: «Ich hab gerade geklärt, dass die Familie in der Ferienwohnung vom Wartenlehen gewohnt hat. Die Spusi ist auf dem Weg.»

«Okay, die sollen auf angebrochene Gläser achten.»

Holzhammer fragte sich, für wie blöd sein Chef ihn eigentlich hielt.

Ohne auf eine Antwort zu warten, redete Fischer weiter: «Hab ich dich vorhin richtig verstanden, es gibt eine Überlebende, und die liegt im Kreiskrankenhaus?»

«Ja, die Ehefrau. Sie hat wohl nichts abbekommen, steht aber unter schwerem Schock. Ist ja auch kein Wunder.»

«Wir müssen mit ihr reden.» Fischer war der Schock der Frau egal. Er wollte jetzt nichts mehr unterlassen, was irgendwie hilfreich sein konnte.

«Ich nicht», erklärte Holzhammer energisch. Es musste schließlich auch Vorteile haben, dass er nur der Hauptwachtmeister in Grün war. Mit einer Frau zu sprechen, die gerade Mann und Kind verloren hatte, war so ungefähr das Schlimmste, was er sich vorstellen konnte.

Aber zu Holzhammers Überraschung stand Dr. Fischer diesmal zu seiner Verantwortung. «Ich fahr hin», erklärte der.

Der Stationsarzt war nicht begeistert darüber, dass der Polizeichef zu Tanja wollte. Man hatte sie in eins der ruhigsten Zimmer verlegt. Der Chefarzt hatte sich persönlich um sie gekümmert und

weiterhin schwere Beruhigungsmittel verordnet.

Bald nach ihrer Einlieferung war Tanja für das gesamte Personal nur noch «die Ehefrau» gewesen, so wie man sonst von «der Hüfte auf 101» oder «der Niere auf 317» sprach. Jeder hatte mitbekommen, was passiert war. Jeder fühlte mit ihr. Und Dr. Fischer musste einige unfreundliche Blicke über sich ergehen lassen, bis man ihn zu Tanja vorließ.

Er fand sie wach, aber geistesabwesend vor. Die Schwester sagte, sie sei gerade erst wieder zu sich gekommen. Dann verließ sie den Raum.

«Wo bin ich?», fragte Tanja.

«Im Kreiskrankenhaus», antwortete Fischer.

«Hatte ich einen Unfall?»

«Nein, Sie nicht.» Fischer schluckte.
Ganz einfach würde das nicht werden.

«Mein Mann soll kommen», bat Tanja.
Fischer überlegte. Dann fragte er:
«Wissen Sie, was passiert ist?»

«Wir waren im Schwimmbad. Meine
Kinder, mein Mann und ich. Sie sollen
kommen, sind sie draußen?»

«Nein.»

«Wer sind Sie überhaupt?»

«Ich bin von der Polizei. Mein Name ist
Klaus Fischer.»

«Ich will meinen Mann sprechen»,
sagte Tanja schläfrig. «Bitte holen Sie
ihn.» Aber dann fielen ihr die Augen
wieder zu. Es hatte wohl keinen Zweck,
hier weiterzumachen. Oder besser gesagt:
Fischer traute sich nicht, der Frau die

bittere Wahrheit zu sagen. Er hatte sich das einfacher vorgestellt.

Auf dem Rückweg im Auto überlegte er, dass ein Fachmann mit der Frau sprechen müsste. Jemand, der wusste, wie man mit Schockpatienten umging. Aber er kannte keinen hier im Tal. Oder doch? Moment, diese Christine hatte ihm von ihrer Ausbildung in der Klinik erzählt. Sie hatte sich nach der netten Nacht zwar nicht wieder gemeldet, aber er konnte sich nicht erinnern, dass sie irgendwie im Bösen auseinandergegangen wären. Ihre Handynummer hatte er gespeichert, also rief er gleich an: «Christine, hier ist Klaus. Der Klaus von der Polizei.»

«Hallo», kam es recht kühl aus dem Hörer.

«Sag mal, könntest du mir helfen? Ich hab eine Zeugin mit psychischen Problemen. Sie steht unter Schock, ihr Mann und ihr Kind wurden umgebracht.»

«Mein Gott. Wo ist sie jetzt?» Sofort war Christine ganz Ärztin.

«Sie ist im Krankenhaus, steht unter Medikamenten. Ich habe gerade versucht, etwas aus ihr rauszukriegen, aber sie weiß momentan gar nicht mehr, was passiert ist.»

«Du lässt die arme Frau sofort in Ruhe, klar?» Christine wurde plötzlich energisch. «Wenn du willst, rede ich morgen mit ihr – frühestens. Aber vorher braucht sie unbedingt Ruhe. Ich komme nachher auf die Wache, und du erzählst mir, was passiert ist. So gegen halb sechs.»

«Okay», sagte Fischer verwirrt. Irgendwie hatte er das Gefühl, dass er gerade ziemlich herumkommandiert wurde. Warum nahm ihn eigentlich keiner ernst?



Als Fischer wieder in die Dienststelle kam, ging gerade der erste Bericht der Spurensicherung ein. Holzhammer hing am Telefon, und Josef Berg gab ihm durch, dass sie tatsächlich ein angebrochenes Glas mit Resis gesundem Brotaufstrich in der Ferienwohnung gefunden hatten. Natürlich hatten sie den Wirtsleuten erzählen müssen, was passiert war. Die hätten ja ohnehin bald gemerkt, dass ihre Gäste nicht wiederkamen. Und dann sagte Berg etwas, das Holzhammer das Blut in

den Kopf trieb: «Wo ist eigentlich das andere Kind?»

«Welches andere Kind?», stotterte er.

«Die Familie hatte doch zwei Kinder, acht und zehn, Sven und Thomas. Sagen die Wirtsleute, und hier sind auch ...»

Weiter kam Berg nicht. Holzhammer hatte aufgelegt und war bereits dabei, die Nummer des Krankenhauses zu wählen. Dort fragte er, welches der beiden Kinder das tote war. Der Junge hatte keinen Ausweis bei sich gehabt, aber der Größe nach musste es sich um den jüngeren handeln. Holzhammer bedankte sich und legte auf.

Seit dem Tod im Schwimmbad waren gut vier Stunden vergangen. Wenig Zeit, um einen Mord aufzuklären. Aber viel zu viel Zeit, um einen Zehnjährigen, der gerade Vater und Bruder verloren hat,

unbeaufsichtigt herumlaufen zu lassen. Holzhammer rief im Schwimmbad an. Dort wusste niemand etwas von einem Zehnjährigen namens Thomas.

«Macht bitte sofort eine Durchsage. Der zehnjährige Thomas Bühler soll sich beim Bademeister melden. Und wenn er sich meldet, ruft ihr mich an.»

Der Rückruf kam bereits wenige Minuten später, gerade als Holzhammer seinen Chef von der Existenz des zweiten Sohnes unterrichtete – und als es in Fischers Hinterkopf klingelte. Die Frau im Krankenhaus hatte doch «Kinder» gesagt. Plural. Darauf hatte er in dem Moment gar nicht geachtet.

«Ich hol ihn ab», sagte Holzhammer in sein Handy und wandte sich zum Gehen.

«Was hast du vor?», fragte Fischer.

«Ich hol den Jungen aus dem Schwimmbad. Er war die ganze Zeit allein da. Ich bring ihn erst mal zu meiner Schwester.»

«Wieso das denn?», fragte Fischer.
«Für solche Fälle ist doch das Jugendamt da.»

«Schnickschnack Jugendamt. Meine Schwester hat vier Kinder, da bring ich ihn erst einmal hin. Wenn seine Mutter in ein paar Tagen vielleicht entlassen wird, kann sie ihn da abholen. Und nicht aus irgendeinem Jugendheim.»

Fischer fiel ein, dass dieses Vorgehen einen weiteren großen Vorteil hätte. So würde nämlich keine offizielle Stelle erfahren, dass die Polizei geschlagene vier Stunden gebraucht hatte, um herauszufinden, dass die Familie aus vier

Personen bestand. «Ist deine Schwester denn einverstanden?», fragte er. «Hast du sie überhaupt schon gefragt?»

«Da muss ich nicht fragen. Im Gegenteil, sie wär beleidigt, wenn ich erst fragen würde, ob ich ein Kind zu ihr bringen darf, das gerade seine halbe Familie verloren hat.» Was in der Großstadt schon lange abhanden gekommen war, die selbstverständliche Hilfsbereitschaft in Notfällen aller Art, hier war sie noch intakt. Fischer hatte so etwas nie kennengelernt, für Holzhammer gehörte es zum Leben wie die Schneemassen im Winter.

«Also gut, bring ihn zu deiner Schwester. Vielleicht kannst du ihn fragen, was er mitbekommen hat.»

Holzhammer sah seinen Chef an wie ein ekliges Insekt, das unvermittelt unter

einem Salatblatt hervorkrabbelt, und ging hinaus. Auf der Fahrt zum Schwimmbad überlegte er verzweifelt, was er dem Jungen sagen sollte. Allem Anschein nach hatte der Knirps immer noch keine Ahnung, was passiert war. Und Holzhammer fühlte sich bei Gott nicht in der Lage, ihn ins Bild zu setzen. Nein, er würde nichts sagen. Aber was, wenn der Junge fragte?



Kurz nachdem Sven und sein Vater in Richtung der Toiletten verschwunden waren, war auch Thomas ein wenig übel geworden. Der kleine Bissen von dem vergifteten Brot hatte ausgereicht. Doch im Gegensatz zu seinem Bruder war er nicht ins Gebäude gelaufen, sondern in das

Gebüsch am Zaun gekrabbelt. Anschließend hatte er sich vor dem Gebüsch auf die Liegewiese gelegt und war eingeschlafen. Als er zum Liegeplatz der Familie zurückkehrte, war alles weg – Decken, Taschen, Eltern, Bruder. Thomas hatte sich gewundert, aber er war sicher gewesen, dass sie wiederkommen würden. Vielleicht waren sie ins Café gegangen und hatten die Sachen lieber mitgenommen. Dahin wollte er aber nicht, sein Magen grummelte immer noch. An Essen mochte er nicht einmal denken. Er legte sich einfach an die Stelle, an der die Familie vorher gelagert hatte, und döste in der warmen Sonne schnell wieder ein.

Erst die laute Durchsage des Bade-meisters weckte ihn. War das wirklich sein Name gewesen? Tatsächlich. Die

Durchsage wurde wiederholt. Sein Name aus einem Lautsprecher, sodass alle ihn hören konnten! Er fühlte sich wichtig. Thomas stand auf und ging ins Gebäude, um sich beim Bademeister zu melden. Er war ja schon groß.



Noch am Nachmittag wurden die ersten Gläser mit Murmeltieraufstrich in der Polizeidienststelle abgegeben. Fischer hatte angeordnet, sie abends ins Labor zu schicken. Die Benachrichtigung der abgereisten Urlauber delegierte Fischer mit Hilfe des Bürgermeisters an den Tourismusverband. Sein Argument lautete, dass es einen weitaus besseren Eindruck machen würde, wenn die Leute von dem

Zweckverband kontaktiert wurden als ausgerechnet von der Polizei. Außerdem hatte der Verband die Adressen bereits fix und fertig im Computer, da alle Gäste zu gegebener Zeit mit den aktuellen Prospekten fürs nächste Jahr versorgt werden sollten.

Pünktlich um halb sechs parkte Christine ihr kleines Cabrio vor der Polizeiwache. Sie hatte Klaus Fischer seit ihrer gemeinsamen Nacht nicht mehr gesehen, doch auf dieses singuläre Ereignis ging keiner der beiden ein, als sie sein Büro betrat. Fischer erzählte stattdessen, was im Schwimmbad geschehen war und dass die Frau jetzt schwer traumatisiert im Krankenhaus lag.

Einen Moment lang musste Christine an ihre eigene Situation denken. Was wäre

passiert, wenn ihr Mann auf tragische Weise ums Leben gekommen wäre, bevor er sich ihr gegenüber als Arschloch entpuppt hätte? Natürlich hätte sie um ihn getrauert, ja sie wäre am Boden zerstört gewesen. Genau das war sie jetzt auch gewesen, zumindest im ersten Moment. Sie fragte sich, was schlimmer war: ein Mann, der tragisch verstarb, den man zum Idealbild verklären und um den man ein Leben lang trauern konnte? Oder ein Partner aus Fleisch und Blut, der sich von einer Stunde zur anderen als völlig Fremder entpuppte, als jemand, der das eigene Vertrauen missbraucht hatte und jegliche Investition in das Zusammenleben als Fehlinvestition erscheinen ließ. Christine war nicht in Gefahr, die Arschlochhaftigkeit ihres zukünftigen Exmannes als

geschlechtsspezifisch anzusehen. In ihrer Praxis hatten schon genügend verzweifelte Männer gesessen, deren Frauen aus heiterem Himmel mit ihrem Chef oder dem Tennislehrer durchgebrannt waren.

Während Männer unbewusst die uralten Programme zur Eroberung des gebärfreudigsten Weibchens ausführten, waren die Weibchen ihrerseits darauf programmiert, sich ein möglichst ranghohes Männchen zu suchen. Instinkte, die umso machtvoller wirkten, je weniger man sich ihrer bewusst war. Doch dass Christine die Mechanismen kannte, hieß keineswegs, dass sie ihrem Mann verzieh. Kein Mensch war seinen Trieben hilflos ausgeliefert. Schon gar nicht ein studierter Mitteleuropäer. Womit sie wieder bei Dr. Klaus

Fischer war. Dessen letzte Sätze hatte sie über ihren Überlegungen verpasst.

«Wie war das?», fragte sie unverbindlich nach.

«Das Gift ist Aconitin.»

«Ach ja, Eisenhut.» Von Holzhammer wusste sie ja bereits, dass ihre Patientin diesem Pflanzengift erlegen war. «Und das wurde bei allen Toten gefunden, oder?»

«Bei allen, die diesen Brotaufstrich gegessen haben. Der junge Gleitschirmflieger wurde mit Amanitin ermordet.»

In diesem Moment kam Holzhammer ins Zimmer, um seinem Chef die neuesten Laborergebnisse zu melden. «Hallo, Christine», grüßte er neutral, denn er wusste nicht, was er von ihrer Anwesenheit hier halten sollte. Ging es um die nicht

genehmigten Gewebeproben, die sie konspirativ entnommen hatten?

Christine bemerkte seine Zurückhaltung und erriet auch den Grund. «Hallo, wir sprechen gerade über die Vergiftungen. Ich soll die Hinterbliebene im Krankenhaus besuchen.»

«Alles klar, verstehe», sagte Holzhammer erleichtert.

Fischer guckte von Holzhammer zu Christine und wieder zurück. Dann fragte er die Frage aller Fragen: «Also, wer zum Teufel nimmt ausgerechnet so ein Pflanzengift, um wahllos Menschen umzubringen?»

«Na ja, man kommt unauffällig dran», meinte Holzhammer. «Man findet den Eisenhut auf jeder Alm.»

«Ja», mischte Christine sich ein, «aber versuch mal, einem Menschen so viel Eisenhut einzutrichern, dass er daran stirbt. Das Zeug schmeckt extrem bitter. Was genau hat denn eigentlich die Analyse der Proben ergeben? Ich meine, vermutlich wird der Täter nicht einfach hundert Gramm Eisenhutwurzel in den Brotaufstrich getan haben. Das würde man nämlich sofort merken.»

Beide Männer sahen Christine fragend an und warteten auf weitere Erklärungen.

«Also, man braucht zwar nur eine sehr geringe Menge Aconitin, um einen Menschen zu töten. Aber natürlich besteht Eisenhut nicht zu hundert Prozent aus Gift, sondern nur zu ein bis drei Prozent. Das heißt, um gleich mit dem ersten Brot jemand zu töten, müsste man pro Glas rund

100 Gramm Eisenhut einbringen. Deshalb muss man einen Auszug herstellen – das heißt, das Gift aus der Pflanze isolieren.»

«Genau! Das hat der Chemiker auch gesagt», fiel Holzhammer plötzlich ein. «Er hat gesagt, dass es ein Extrakt war. Aber er hat nicht erklärt, wie man es herstellt. Was braucht man denn dazu?»

«Am schnellsten geht das natürlich mit professionellen Mitteln. Eine Zeitlang wurde Aconitin ja in der Medizin verwendet. Aber wenn man sich auskennt, kann man es auch zu Hause machen.» Christine erwähnte nicht, dass sie sich all diese Kenntnisse erst gestern angeeignet hatte, nachdem Holzhammer ihr von dem Aconitin erzählt hatte.

«Wie einfach oder schwierig ist das denn?», fragte Fischer. «Ich meine,

können wir von dem Verfahren auf irgendwelche Berufsgruppen schließen?»

«Na ja, man braucht Alkohol, Schwefelsäure, Äther und Ammoniak. Aber mit ein bisschen Phantasie lässt sich das alles besorgen. Dann muss man die genauen Mengen einhalten und einige Geduld aufbringen. Das Verfahren dauert mehrere Tage.»

«Das heißt, unser Täter muss sich wochenlang, wenn nicht monatelang mit der Sache beschäftigt haben. Er hat sich das chemische Verfahren angeeignet, es dann mit viel Akribie durchgeführt und dann auch noch die Gläser mit dem Brotaufstrich entwendet und wieder zurück in die Geschäfte gebracht.»

«Also suchen wir nun einen Mediziner, Chemiker oder Apotheker?», überlegte Fischer.

«Nein, ein Mediziner würde es wohl nicht so kompliziert machen», antwortete Christine. «Der hätte andere Möglichkeiten. Also, ich würde auf jemand tippen, der keinen Zugang zu modernen Medikamenten und Giften hat. Damit fallen Mediziner und Apotheker aus. Außerdem hätte so jemand nicht lange rumprobiert.»

«Was denn probiert?», fragte Holzhammer.

«Na, der erste Tote wurde doch mit einem anderen Pflanzengift umgebracht, Amanitin aus dem Knollenblätterpilz. Für mich sieht das so aus, als hätte da jemand was ausprobiert und sich dann aus dieser Erfahrung heraus für eine andere

Substanz entschieden. Zum Beispiel, weil es zu langsam wirkte. Oder vielleicht war das der Rest von einem Versuch, der schon viel früher stattgefunden hat.»

«Dann war es also eine Person, für die von vornherein nur Pflanzengifte in Frage kamen?», fragte Fischer.

«Eine Großtante meiner Frau hat sich mit Herbstzeitlosen das Leben genommen», warf Holzhammer etwas unvermittelt ein.

«Und was sagt uns das?», fragte Fischer.

«Ich wollte damit sagen, solches Wissen wird seit Jahrhunderten mündlich weitergegeben, von Generation zu Generation. Schon seit dem Mittelalter. Oder sogar seit der Zeit der Kelten. Noch in meiner Jugend gab es hier echte Kräuterhexen. Also –

zumindest an eine kann ich mich erinnern.
Das war die Urgroßmutter eines
Klassenkameraden.»

«Und woher wusstet ihr, dass sie eine
Hexe war?», fragte Christine etwas
skeptisch.

«Sie wusste einfach alles über Pflanzen.
Und sie machte ein großes Geheimnis da-
raus, sonst wäre sie ja keine Hexe
gewesen. Sie hatte uralte Bücher, die man
heute gar nicht mehr bekommt. In einem
stand zum Beispiel alles über
Zauberpilze ...»

«Zauberpilze?», fragte Fischer.

«Ich nehme an, er meint Pilze, die
Psylocybin enthalten. Sie haben eine
Rauschwirkung, die angeblich der von LSD
ähnelt», erklärte Christine.

«Worauf ihr Gift nehmen könnt», grinste Holzhammer. «In dem Buch stand, wie sie aussehen, wo man sie findet, ihre Wirkung und wie man sie zubereitet. Die alte Hexe hielt die Bücher natürlich unter Verschluss. Aber als sie einmal im Krankenhaus war, haben wir uns in die Wohnung geschlichen. Wir fanden das Pilzbuch, und am Rand hatte sie notiert, wo sie solche Pilze gefunden hatte. Wir haben die Seite abgeschrieben und das Buch zurückgestellt. Dann sind wir Pilze suchen gegangen und haben sogar tatsächlich welche gefunden. Heftig, sag ich euch.»

«Freut mich zu hören, dass mein Hauptwachmeister gerne mit Drogen experimentiert. Aber wir suchen gerade nach

einem Giftmörder, oder?», sagte Fischer sarkastisch.

«Was er sagen will, ist doch klar», sprang Christine zu Hilfe. «Wir suchen keinen Chemie- oder Medizinprofi, sondern jemand, der in den alten Traditionen verwurzelt ist. Wahrscheinlich jemand, dessen Familie seit vielen Generationen hier ansässig ist. Nur dann würde derjenige in entsprechende Hexengeheimnisse eingeweiht werden.»

«Diejenige», korrigierte Holzhammer. «Bei Hexen sind wir konservativ.»

«Nicht nur da», warf Christine ein.

«Jedenfalls waren Kräuterhexen bei uns immer nur Frauen, soweit ich weiß.»

«Also suchen wir eine Einheimische, die sich mit Pflanzen auskennt und einen Hass

auf das ganze Tal hat?» Fischers Ton war der Zweifel anzuhören.

«Du hast gefragt», gab Christine zurück.

Fischer wusste, dass er irgendetwas tun musste. Da ihm keine anderen Kriterien einfielen, mit denen man die Suche eingrenzen konnte, würde er sich eben an diese halten, bis sich etwas anderes ergab. Oder bis ihnen der Zufall in die Hände spielte – was im Stillen sowieso seine einzige Hoffnung war. «Okay, dann versuchen wir rauszufinden, wer sich hier für Kräuter und Pflanzen interessiert. Gartenbauverein, Volkshochschule ...»

«Puh», machte Holzhammer.

«... und wir werden auch mit allen Apothekern sprechen, ob jemand kürzlich die von Christine erwähnten Chemikalien

gekauft hat. Christine, schreib doch bitte auf, was die Person deiner Meinung nach besorgt haben müsste.» Endlich konnte Fischer etwas anordnen.

«Kein Problem.» Christine griff sich gleich einen Zettel von Fischers Schreibtisch.

Während sie schrieb, fiel Fischer noch etwas ein. «Hast du überhaupt die Verkäuferinnen in diesen Souvenirshops schon befragt?», wandte er sich an Holzhammer.

«Wie befragt?»

«Na ob ihnen was aufgefallen ist. Etwas Ungewöhnliches.»

«Ich hab nur die Gläser eingesammelt», gab Holzhammer unumwunden zu. «Was sollte denen schon aufgefallen sein.»

«Mann, Mann, Mann», seufzte Fischer. «Dann machst du das morgen früh als Erstes. Frag jede Person aus, die da unten arbeitet. Ist ihnen in den letzten Wochen etwas aufgefallen? Ein Kunde, der sich lange bei den Gläsern herumgedrückt hat? Jemand, der mehrmals im Geschäft war und nichts gekauft hat, ob Gläser gefehlt haben und dann plötzlich wieder da standen, jemand, der womöglich was klauen wollte, einfach alles, was irgendwie auffällig war in dieser Zeit.»

«Ist gut», brummte Holzhammer ergeben. Er bezweifelte, dass dabei irgendetwas herauskommen würde. Aber er war froh, dass es so viel zu tun gab. Da kam man nicht so ins Grübeln – jetzt, da das ganze Ausmaß der Angelegenheit immer deutlicher wurde.

10

Nach dem Besuch auf der Wache fuhr Christine zu ihrer Unterkunft. Unterwegs nahm sie sich vom Hähnchendöner an der Hauptstraße ein halbes Hähnchen und eine Cola mit. Das fettige Abendessen verputzte sie auf dem Balkon. Die Knochen wollte sie aber nicht einfach in den Papierkorb stopfen, also packte sie alles ins Einwickelpapier und ging hinunter, um die Reste direkt in der Abfalltonne zu entsorgen, die neben der Einfahrt stand. Dieser Transport lockte blitzartig die gesamte Katzenschar an, mit der Frau Schön ihr

Haus teilte. Normalerweise ließen die Katzen ihrer Wirtin sich nicht von Fremden streicheln, doch der Hähnchenduft machte Christine offenbar vertrauenswürdig. Drei Katzen folgten ihr von der Haustür bis zum Mülleimer, eine weitere beobachtete sie vom Gartenzaun aus, und die fünfte saß auf dem Vogelhaus, das unter dem dicksten Ast des alten Obstbaums schaukelte. Gerade als sie die Mülltonne geöffnet hatte, wagte sich ein dicker getigelter Kater ganz an sie heran. Er strich ihr um die Beine, während sie das Päckchen in die Tonne fallen ließ.

Christine schloss den Deckel und beugte sich hinab, um den Kater zu streicheln. An ihren Händen haftete noch der verführerische Hähnchenduft. Sie hatte den Katzen nichts von den Hähnchenresten

gegeben, weil sie wusste, dass manche die Röhrenknochen nicht vertrugen und dass die Flüssigwürze ihr Verdauungssystem durcheinanderbrachte.

Der Kater schnupperte an ihrer Hand und ließ sich dann am Kopf kraulen. Als er merkte, wie angenehm sie kraulen konnte, warf er sich auf den Rücken und schnurrte. Christine streichelte vorsichtig sein beachtliches Bäuchlein mit den weichen Haaren. In diesem Moment kam die Wirtin in Gummistiefeln um die Hausecke. Sie hatte sich wohl hinten im Garten zu schaffen gemacht. «Nanu», sagte sie, «das hab ich ja noch nie erlebt, dass sich der Maxi von Fremden streicheln lässt.»

Und plötzlich wurde die sonst so unwirsche Frau ganz redselig. Sie erzählte Christine, wie sie den Kater halb

verhungert und völlig verstört bei sich aufgenommen hatte. Eine weitere Katze kam ums Eck und schmiegte sich an die Beine der Vermieterin. Auch die Geschichte dieser Katze bekam Christine zu hören. Sie sei schon sehr alt und habe keine Zähne mehr, deshalb müsse ihre Nahrung im Mixer zerkleinert werden. Auch die anderen Stubentiger der Frau waren Sorgenkinder. Die eine war von ihren früheren Besitzern gequält worden, eine andere hatte einen Autounfall gehabt. Christine erfuhr sämtliche Krankheiten, die die Katzen jemals gehabt hatten. Höflich und etwas erstaunt hörte sie zu. Offensichtlich brachte Frau Schön für ihre Katzen mehr Mitgefühl auf als andere Leute für ihre Kinder oder Ehepartner.

Christine fühlte sich verpflichtet, etwas Nettes zu sagen. Als die Tierfreundin eine kurze Pause machte, um einen Kater namens Waldemar zu begrüßen, machte Christine ihr ein Kompliment: «Ihr Garten ist ja auch wunderschön», sagte sie. Damit löste sie einen neuen Wortschwall aus. Und die Einladung zu einer umfassenden Führung durch den Garten. So erfuhr Christine die Namen jeder einzelnen Blume und ihren Werdegang vom Samen bis zum heutigen Wachstumsstadium. Sie erfuhr, dass Frau Schön alle Pflanzen selber zog, sogar Exoten wie das Tränende Herz. Besonders stolz war sie auf ihre Sammlung von Storchschnabelsorten, die sich um den kleinen Teich gruppierten. Sie gab zu, dass sie ab und an Fische in den

Teich setzte, nur damit ihre Katzen Spaß beim Herausfischen hatten.

Das fand Christine ziemlich seltsam, denn schließlich waren Fische auch Geschöpfe. Sie standen vielleicht unter den Katzen, aber mit Sicherheit über dem Storchschnabel.

Als ihre Vermieterin im Vorübergehen eine winzige Brennnessel aus dem Beet zupfte, fiel Christine der ungewöhnliche Ring auf, den sie am Mittelfinger der rechten Hand trug. Das Geschmeide besaß keinen Stein, stattdessen war es aus zwei verschiedenen Goldsorten raffiniert geflochten. Christine sah auf die Uhr und verabschiedete sich. Sie war für den Abend mit Matthias verabredet und wollte vorher noch unter die Dusche.



Als Christine eine gute Stunde später die Wohnung von Matthias betrat, standen alle Möbel anders als bei ihrem letzten Besuch. Nur der buddhistische Schrein hatte seinen angestammten Platz behalten. Erstaunt blickte sie sich um und fragte: «Warum hast du umgestellt?»

«Ach, das mach ich öfter», sagte Matthias. «Wenn ich schon immer in derselben Wohnung lebe, muss sie wenigstens ab und zu mal anders aussehen. Dann sitz ich irgendwo und denke, wenn das Sofa drüben stehen würde, könnte ich aus dem Fenster den Göll sehen. Dann stell ich das Sofa um, aber dann muss natürlich auch der Tisch umgestellt werden, damit es wieder zusammenpasst. Dadurch stehen

dann zum Beispiel die Stühle zu nah an den Regalen ... Und plötzlich habe ich das ganze Zimmer umgeräumt.»

Neben seiner Hilfsbereitschaft war die auffälligste Eigenschaft von Matthias seine Spontaneität. Wenn er eine Idee hatte, dann setzte er sie sofort in die Tat um. Und Ideen hatte er ziemlich oft. Dabei war das Möbelrücken im Wohnzimmer noch vergleichsweise harmlos. Denn natürlich blieb auch sein Arbeitsplatz nicht von seinen Geistesblitzen verschont – was seinen Mitarbeitern oft auf die Nerven ging. Andererseits wussten sie, dass oft etwas Gutes dabei herauskam. Und sie konnten jederzeit mit ihren Problemen zu ihm kommen, er war immer geduldig. Deshalb sahen sie es ihm nach, wenn mal wieder von einem Tag auf den anderen die

Arbeitsanweisungen geändert wurden, nur um eine Woche später schon wieder optimiert zu werden.

«Verstehe, eine Kettenreaktion», sagte Christine.

«Möchtest du einen Tee?», fragte Matthias. «Oder lieber Kaffee?»

«Was ist denn buddhistischer?», fragte Christine augenzwinkernd.

«Wir haben keine Speisevorschriften. Und ich trinke einen Kaffee.»

Christine schloss sich ihm an, und als die beiden Tassen samt Milch und Zucker auf dem Wohnzimmertisch standen, fragte Matthias etwas unvermittelt: «Und – wie kommst du inzwischen mit deiner Vermietenin zurecht?»

Christine erzählte ihm, wie sie über die Katzen einen Zugang zu der Frau

gefunden hatte. «Ich glaube, sie ist sehr verbittert. Hast du eine Ahnung, woran das liegen könnte?»

«Nein, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass sie aus gutem Hause stammt. Aber ihre Verwandten sind wohl alle tot. Zuletzt ist dann ihr Mann gestorben. Ich weiß auch gar nicht, warum sie vermietet. Sie dürfte es eigentlich nicht nötig haben. Wahrscheinlich nur, um ihre Gäste zu ärgern.»

«Na ja, ganz so schlimm ist sie ja auch nicht.»

«Sagst du. Aber ich frag mich schon lange, wie man bei der Alten seine Ferien verbringen kann. Die meisten Gäste bleiben nur ein paar Tage. Und ich habe noch nicht erlebt, dass jemand zweimal gekommen ist. Früher hat sie auch

dauernd die Polizei gerufen, wenn wir Nachbarn mal ein bisschen gefeiert haben.»

«Früher? Vielleicht hat sie sich ja schon ein bisschen verändert.»

«Nein, sie hat bloß aufgegeben, weil die Polizisten immer unwilliger kamen und schließlich lieber an den Feiern teilnahmen, anstatt sie zu beenden. Hier muss man den Sommer nutzen, solange er dauert.»

Christine wurde ein wenig unbehaglich zumute. Sie hatte genug über ihre Vermieterin gehört – schließlich musste sie ja noch eine Zeitlang mit der Frau unter einem Dach wohnen. Zum Glück fiel ihr ein, dass Matthias ihr noch eine Story schuldig war. «Sag mal, du wolltest mir doch noch von diesem Faschingsumzug

erzählen, bei dem einer als Hitler verkleidet war.»

Matthias schaute sie ob des abrupten Themenwechsels zuerst etwas überrascht an, aber er tat ihr den Gefallen. «Na gut», sagte er. «Die Sache ist schon einige Zeit her. Damals wurden Faschingsumzüge noch nicht monatelang im Voraus geplant, sondern die Ideen entstanden von einer Woche auf die andere. Da saßen also einmal Anfang Februar einige Bauern im Gasthof zusammen und plötzlich kam die Idee auf, so einen Umzug auf die Beine zu stellen. Jeder wollte etwas beisteuern. ‹Mei Wogn könnt's ihr hobn›, sagte der eine. ‹Mei Unimog a›, der nächste.

Dann saß noch einer dabei, ein seltsamer Kauz, der meistens den Mund hielt. Aber wenn er sprach, dann mit einer

Stimme, die – nun ja – an einen gewissen Österreicher erinnerte. Und so entstand die Idee, genau diesen Kautz als Adolf Hitler zu verkleiden. Man rasierte ihm seinen Schnäuzer zum Hitlerbärtchen zurecht, der Metzger holte einen uralten Anzug vom Speicher, der dem Protagonisten viel zu klein war, und der Sohn des Kolonialwarenhändlers schrieb ihm eine Rede. So stand dann am Rosenmontag Adolf Hitler mit circa drei Promille im Blut auf der hochgefahrenen Ladeplattform des Unimogs und fuhr an der Spitze des Faschingszugs mit erhobenem Arm durch den Ort. ‹Wollt ihr das totale Freibier?›, rief er mit getragener Stimme in die Runde. Und: ‹Ab fünf Uhr fünfundvierzig wird zurückgesoffen!›

Einige Urlauber taten zuerst ganz schockiert, mussten dann aber so lachen, dass ihre Kritik nicht so richtig rüberkam. Der Umzug endete dann an einem großen Gasthof mit ziemlich viel Alkohol. Alle hatten sich köstlich amüsiert. Nur eine alte Frau, ein Feriengast, kam nach dem Umzug auf den glorreichen Hauptdarsteller zu, um sich über die Pietätlosigkeit zu beschweren. Sie war Jüdin. Unser Adolf kapierte in seinem Suff natürlich gar nicht, worum es ging, und wollte immer nur mit ihr anstoßen. Genau damit hat er sie dann wohl von seiner Harmlosigkeit überzeugt. Auf jeden Fall sah man kurze Zeit später die Überlebende gemeinsam mit unserem Hitlerdarsteller Enzian trinken.»

«Hm», machte Christine. «Trotzdem grenzwertig.»

«Ja, Berchtesgadener Humor ist manchmal etwas schwer verdaulich. Aber weißt du, die Bauern, die damals den Faschingsumzug geplant haben, die haben Hitler noch miterlebt. Ihn und seinen ganzen Hofstaat. Und auch die begeisterten Massen, die Tausende von Besuchern, die zum Berghof hinaufpilgerten. Für diese Bauern war Hitler keine Figur aus den Geschichtsbüchern, sondern ein real existierendes Arschloch.»

Schon wieder ein Klischee dahin, dachte Christine. Die Leute hier waren keine verbohrtten Ewiggestrigen. Sie hatten nur einen etwas gewöhnungsbedürftigen Humor und eine sehr handfeste Art, ihre Meinung kundzutun. «Ich stell mir

grade vor, der Faschingsumzug würde heute in einer beliebigen deutschen Großstadt stattfinden», sagte sie zu Matthias.

«Keine Chance», lachte er.



Am nächsten Morgen machte Holzhammer sich gleich auf den Weg zum Seeufer. Zwar war auch er der Meinung, dass die Gläser nur in den Geschäften ausgetauscht worden sein konnten, aber er wusste, wie es in diesen Shops im Sommer zuging. Viele Touristen wanderten hinein und hinaus, ohne etwas zu kaufen. Und bei schlechtem Wetter wanderten sie auch dreimal pro Tag in den gleichen Laden, vor lauter Langeweile. Er bezweifelte, dass die

Verkäuferinnen sich an irgendwelche Besonderheiten erinnern würden. Zumal er keinerlei Anhaltspunkte hatte. Und überhaupt – selbst wenn in allen Läden eine Person aufgefallen wäre, so besagte das überhaupt nichts. Viele Touristen grasten systematisch alle Geschäfte ab, vom Lederhosenstadel bis zum zur Edelsteingrotte. Dass die Andenkenläden ein fast identisches Sortiment hatten, wusste man ja erst, wenn man in allen gewesen war.

Trotzdem, vielleicht war ja doch irgendjemandem etwas aufgefallen. Holzhammer beschloss, die Läden diesmal in umgekehrter Reihenfolge abzuklappern. Er fuhr mit seinem Polizeiwagen bis zum See vor und betrat den hintersten Souvenirshop. Das «Grüß Gott» der Verkäuferin klang mechanisch und war stark sächsisch

gefärbt. Viele Saisonkräfte kamen inzwischen aus den neuen Bundesländern, das wusste Holzhammer. Heute galt ein Lokal schon als besonders fein, wenn es sich original einheimische Bedienungen leisten konnte. Neulich hatte eine Gastwirtschaft inseriert: «Bayerisch sprechende Bedienung gesucht». Diese Frau hier sprach kein Bayerisch. Und sie hatte nichts Ungewöhnliches gesehen oder gehört.

Holzhammer zog weiter zum nächsten Geschäft. Neben in Korea gefertigten röhrenden Hirschen aus Plastik empfing ihn die resolute Dame, die ihm schon letztes Mal die Gläser mit Resis Brotaufstrich fast nicht kampflos überlassen hatte. «Was wollen Sie denn schon wieder?», schallte es ihm norddeutsch entgegen.

Und etwas Ungewöhnliches hatte sie auch nicht bemerkt. Dafür hätte wahrscheinlich ein Trompete spielender Wolpertinger durch den Laden radschlagen müssen. Auch im dritten Geschäft keine besonderen Vorkommnisse. Im vierten Geschäft wieder eine Sächsin.

Der letzte Laden war der, den er bei seiner Jagd nach den Gläsern vor ein paar Tagen als Erstes gestürmt hatte. Erwartungsgemäß traf er wieder auf Beate, die Freundin seiner Frau.

«Ja, Holzhammer», sagte sie fröhlich, «du schon wieder, bringst mir meine Glaseln zurück?»

«Eher ned, Beate.» Gerade rechtzeitig fiel Holzhammer ein, dass er besser nicht ausplauderte, was genau mit den Gläsern los war. Beate war eine ortsbekannte

Ratschkat!; wenn er ihr was erzählte, wusste es in zwei Stunden jeder. «Du, aber sag, ist dir in den letzten zwei Wochen hier im Geschäft was aufgefallen? War vielleicht ein ungewöhnlicher Gast da, am Ende vielleicht ein Einheimischer, der sich irgendwie komisch benommen hat?»

«Ja, warum willst denn das wissen? Was ist denn passiert?» Beate war zwar redselig, aber sie war auch immer darauf bedacht, neues Futter zu bekommen. Sie war es gewohnt, Information gegen Information zu tauschen.

«Du, Beate, in ein paar Tagen kann ich dir alles erzählen. Du erfährst die ganze Geschichte als Erste», lockte Holzhammer. «Aber zuerst brauche ich dringend deine Hilfe. Bitte versuch, dich zu erinnern.»

«Na gut», sagte Beate etwas zögerlich.
«Warte mal. Also die letzten zwei
Wochen ... also komische Gäste haben wir
eigentlich die ganze Zeit.»

«Was heißt das?»

«Na, ich mein die mit ihren Stöcken
und ihren Baseball-Käppis. Ohne Stöcke
und ohne Mütze gehen die ja keinen Sch-
ritt mehr. Ich hab schon ein Schild
draußen an die Tür gemacht, dass die
Stöcke draußen bleiben müssen. Die hauen
mir ja alles obi damit.» Tatsächlich, vor
der Ladedtür stand eine Art Schirm-
ständer, und daneben hing ein selbst-
gemaltes Schild mit zwei gekreuzten
Wanderstöcken und der Aufschrift «Wir
müssen draußen bleiben».

«Sonst nichts?», fragte Holzhammer
enttäuscht.

«Lass mich halt überlegen. Ein Einheimischer, eine Einheimische ...» Beate legte einige Sekunden lang die Hand an die Stirn. Dann verkündete sie: «Ja, da war jemand.»

«Was? Ja, wer denn? Sag schon!» Holzhammer war plötzlich wie elektrisiert. Er hatte gar nicht mehr zu hoffen gewagt, dass noch irgendwas bei seiner Befragung herauskommen würde.

«Also, es war jemand da, der sah aus wie ein verkleideter Einheimischer. Also Einheimische.»

«Mehrere Einheimische?», fragte Holzhammer verwirrt.

«Nein, eine Einheimische. Eine Frau.»

«Ach so, eine Einheimische. Und was war mit der? Wieso verkleidet?»

«Also, sie trug Touristensachen. So einen grässlichen Jogginganzug, wie ihn die Leute von der Reha-Klinik oft anhaben. Außerdem Turnschuhe und eine große Sonnenbrille. Und eine Baseballkappe, ganz tief ins Gesicht. Aber irgendwas stimmte nicht. Sie hatte den Jogginganzug ganz bis oben geschlossen, dabei war es an dem Tag brütend heiß. Und sie ging lange im Laden herum. Auch hinten, bei den Gläsern. Ich lass die Leute ja normal immer in Ruhe schauen, aber dann bin ich doch hinter gegangen und hab gefragt, ob ich helfen kann. Und dann ist es mir aufgefallen.»

«Ja, was denn?», fragte Holzhammer und bemühte sich, nicht so entnervt zu klingen, wie er inzwischen war, weil Beate es so spannend machte.

«Na ja, die Touristen imitieren ja oft unser schönes Bayerisch, sie sagen <Grüss Gott> und <Servus>. Aber man hört doch, dass es eben Preißn sind.» Beate machte wieder eine ihrer Kunstpausen.

«Ja und?» Muss ich es aus dir aussischütteln?, hätte er am liebsten gefragt.

«Ja, bei dieser Frau war es anders. Sie antwortete etwas wie <Na lass mir nur mei Rua>, was kein Gast sagen würde. Und dann war es, als würde ihr einfallen, dass sie ja Gast war. Und sie sagte dann noch auf Hochdeutsch dieses grässliche <Ich seh mich nur um>.»

«Das ist ja phantastisch, Beate!», lobte Holzhammer ganz begeistert. «Weißt du noch, wann genau das war?»

Beate überlegte angestrengt. Schließlich sagte sie: «Auf den Tag kann ich es

nicht sagen. Aber es muss so Anfang letzter Woche gewesen sein.»

«Das würde tatsächlich passen», dachte Holzhammer laut nach. «Kannst du die Frau näher beschreiben?»

«Na ja, wie gesagt, sie hatte eine riesige Sonnenbrille auf der Nase. Da hat man vom Gesicht nicht viel gesehen.»

«Aber etwas hat man doch gesehen.»

«Ja schon.»

«Du brauchst es nicht zu beschreiben. Wir lassen einen Zeichner aus München kommen. Dann gehst du auf die Polizeistation, und er hilft dir, die Person zu beschreiben.»

«Ja, wenn du meinst, dass es so wichtig ist? Sag, was hat die Person denn überhaupt getan?»

Beate ließ nicht locker. Sie hätte eine fabelhafte Polizistin abgegeben, schoss es Holzhammer durch den Kopf. Aber er durfte nichts verraten.

«Es geht um ein schweres Verbrechen», sagte er nur. «Mehr darf ich im Moment noch nicht sagen. Aber wenn alles aufgeklärt ist, erfährst du es als Erste. Versprochen. Kannst du mir denn vielleicht noch was über die Figur sagen? Die Größe? War sie dick oder schlank?»

«Also sie hat sich ziemlich zwischen den Regalen hindurchzwängen müssen, ganz schlank war sie nicht. Aber auch nicht ganz dick. Eher untersetzt. Sagt man das bei einer Frau?»

«Untersetzt, okay. Also stämmig? Breite Schultern, kurze Beine?»

«So schlimm nun auch wieder nicht.»

«Schon gut, das klärst du dann alles mit dem Zeichner. Wie alt war sie denn ungefähr?»

«Na so mittelalt.»

«Eher vierzig oder eher sechzig?»

«Zwischen vierzig und sechzig, würde ich sagen.»

«Na sauber. Äh, ich meine vielen Dank, sehr gut. Also es sagt dir dann jemand wegen dem Zeichner Bescheid.»

Damit verabschiedete sich Holzhammer und fuhr zurück aufs Revier. Dort marschierte er mit seinen neuen Erkenntnissen direkt hinein zu Dr. Fischer.

«Sehr schön», freute sich der Chef über Holzhammers Bericht. Immerhin war es ja seine Idee gewesen, die Verkäuferinnen zu befragen. Da fiel sogar ein kleines Lob für seinen Untergebenen ab: «Gute Arbeit.

Dann besorg mal so schnell wie möglich den Polizeizeichner.»

Der Hauptwachtmeister rief in München an, musste sich aber erst mal durchfragen. Denn schließlich war der Anruf für Holzhammer eine Premiere. Normalerweise kannte er seine Verdächtigen, beziehungsweise die Zeugen kannten sie. Als er den Zeichner endlich an der Strippe hatte, stellte sich heraus, dass es sich um eine Zeichnerin handelte. Und die war nicht sonderlich begeistert von der Aussicht, in die tiefste Provinz fahren zu müssen.

«Wie lange brauche ich denn um Gottes willen von München Zentrum bis zu Ihnen?»

«Mit Blaulicht hundertzwanzig Minuten, ohne Blaulicht zwei Stunden»,

antwortete Holzhammer trocken. «Fahren Sie Autobahn bis zur letzten Ausfahrt vor der Grenze und dann immer Richtung Berge. Nach einer halben Stunde kommen Sie dann kurz nach dem Ortsschild Berchtesgaden direkt an der Polizeiwache vorbei. Und wenn nicht, rufen Sie an. Dann schicken wir eine Streife, die Sie einsammelt.»

«Ist gut, dann bin ich morgen so gegen zehn Uhr da», antwortete die Zeichnerin.

«Abgemacht, dann bis morgen. Servus.»

Anschließend rief Holzhammer die beobachtungsstarke Andenkenverkäuferin Beate an und bestellte sie für den nächsten Morgen ebenfalls aufs Revier.

«Da muss ich ja meinen Laden schließen, wie schaut es denn da mit

Verdienstausschlag aus?», war die erste Frage.



Die Frau hatte im Radio gehört, dass die Polizei dazu aufrief, Gläser mit Murmeltier-Aufstrich in den Dienststellen abzugeben. Und sie ahnte, was die Sammelaktion hervorbringen würde – zwei weitere Souvenirs, die das Gift des blauen Eisenhuts in sich trugen. In den Gärten im Tal war die Pflanze bereits verblüht, doch oben auf den feuchten und nährstoffreichen Almen leuchtete das tiefe Blau noch bis in den Herbst hinein, besonders dort, wo die Sonne durch Felswände oder Bäume weitgehend abgeschirmt wurde.

Sie saß auf einer wackligen Bank aus dünnen Holzstämmen hoch über dem Tal. Von hier konnte sie den Anfang der gewaltigen Schuttströme sehen, die sich kilometerweit ins Gries ergossen. Geformt wie Flussläufe, doch die meiste Zeit trockener als ihr Steingarten, schlossen sie sich nach und nach zu einem breiten Strom zusammen, der schnurgerade zwischen zwei mächtigen Gebirgsstöcken ins Tal floss. Alle Bäche, die in das Gries mündeten, versickerten umgehend im tiefen Kiesbett. Erst kurz vor dem Ort kam das Wasser wieder an die Oberfläche und schlug sich durch eine malerische Klamm.

Von hier oben konnte sie auch das Gasthaus sehen, das mitten im Gries stand. Viele Touristen liefen bis dorthin oder noch ein Stückchen weiter. Hier herauf

kam jedoch kaum jemand. Es gab keinen bezeichneten Weg, der Pfad, den sie genommen hatte, war in keiner Karte zu finden. Hierher kam sie, wenn die düsteren Gedanken an ihre Kindheit ihr unten im Tal mal wieder keine Ruhe ließen. Von hier oben sah sie auf die verhassten Menschen hinab. Bald würden die Touristen da unten wissen, dass sie hier nicht willkommen waren. Und die Einheimischen könnten ihre Pensionen und Gastwirtschaften und Seilbahnen zusperren. Dann wäre alles zerstört, was ihr Vater auf ihre Kosten aufgebaut hatte. Und sie hätte die Natur für sich allein.

An der gegenüberliegenden Felswand sah sie einen Adler kreisen. Ohne seine Schwingen zu bewegen, ließ er sich vom warmen Aufwind hinauftragen, um auf der

*Hochfläche nach Murmeltieren und Rau-
fußhühnern zu jagen. In Gedanken ver-
sunken, drehte die Frau den Ring an ihrem
Finger.*



Für Christine war es fast schon selbstver-
ständlich geworden, sich nach der Arbeit
mit Matthias zu treffen. Schon allein, weil
es angenehmer war, bei ihm zu Abend zu
essen, als auf ihrem Ferienzimmer, wo es
weder Geschirr noch Besteck gab. Da sie
das letzte Mal bemerkt hatte, dass sein
Kühlschrank nicht gerade gut gefüllt war,
hatte sie auf dem Heimweg aus der Klinik
eingekauft – Brot, Aufschnitt, Obst.

Auf dem Weg durch den Garten,
hinüber zu Matthias, bemerkte sie, dass

eine der Katzen auf dem Rasen mit einem toten Tier spielte. Es sah aus wie ein Frosch. Als Christine näher kam, ließ der Taschentiger sein Spielzeug liegen und zog sich zurück. Christine sah, dass es tatsächlich ein großer Frosch war. Er lag auf dem Rücken, und der Bauch klaffte – wie mit dem Messer aufgeschnitten – auseinander. Das konnte unmöglich die Katze gewesen sein, dachte sie. Aber wer dann, die Nachbarskinder? Na ja, vielleicht hatten sie Doktor gespielt? Oder Metzger? Wahrscheinlich war so was hier auf dem Land völlig normal. Christine schüttelte den Kopf, ließ den Frosch liegen und ging weiter.

Bei Matthias angekommen, hatte sie die Sache schon wieder vergessen. Sie ging in die Küche, um ihre Einkäufe abzustellen.

Das prominenteste Möbelstück dort war eine typisch bayerische Eckbank in Eiche rustikal, die in ihrer Vorstellung überhaupt nicht zu dem unkonventionellen buddhistischen Motorradfahrer passte. Christine hasste es eigentlich, in der Küche zu essen. Für sie war die Küche kein Wohnraum, sondern eine Service-Station. Wie eine Tankstelle. Wozu richtete man sich das Wohnzimmer schön ein, wenn man dann in der Küche saß.

«Wie gehen die Leute eigentlich damit um, dass du dich von ihrem Glauben abgewandt hast?», fragte Christine. Sie konnte sich kaum vorstellen, dass das einfach so hingenommen wurde.

«Es bleibt ihnen ja nichts anderes übrig, als es zu akzeptieren. Manche interessieren sich sogar dafür und fragen

mich regelrecht aus. Aber die meisten verstehen nicht, dass ich an keinen Gott glaube. Sie denken, der Buddhismus wäre eher so eine zusätzliche Sache zum Katholischen. So wie viele Leute zum Arzt gehen und dann zusätzlich noch Globuli schlucken.»

«Das heißt dann wohl, dass hier der Pfarrer tatsächlich noch die wichtigste Autorität ist?»

«Nein, gar nicht mal. Für viele gehört die Kirche einfach zur Tradition. Man hinterfragt das nicht, aber man lässt sich davon auch nicht einschränken. Wichtig ist die Kirche eher für Feste und Freizeit. Das fängt ja schon in der Kindheit an. Die Kirche veranstaltet Ausflüge, Hobbykurse, alles Mögliche. Wenn du da nicht mitmachst, bist du schnell isoliert. Alle deine

Freunde fahren mit, nur du nicht.» In seiner Kindheit hatte Matthias das auch alles mitgemacht, und es war meistens lustig gewesen.

«Aha, Glauben hat Freizeitwert.»

«Klar. Na ja, und für die Erwachsenen sind Wohltätigkeitsbasare, Prozessionen und kirchliche Feiern natürlich eine prima Gelegenheit, ihre Tracht anzuziehen, Leute zu treffen und ein paar Bier zu trinken. Aber wieso auch nicht. Viel schlimmer finde ich diejenigen, die das ganze Jahr über gar nicht zur Kirche gehen, im Geschäftsleben jeden übers Ohr hauen und dann Weihnachten plötzlich total christlich werden.»

«Oder aus der Kirche austreten, um Steuern zu sparen, und dann nur für die Hochzeit noch mal ein Jahr lang

eintreten.» Solche Paare hatte Christine im Bekanntenkreis.

«Ja, genau», sagte Matthias. «Aber dann gibt es eben auch Leute, die wirklich tief gläubig sind. Die nicht nur an die Werte der Kirche glauben, sondern auch daran, dass es einen Gott gibt, der diese ganzen Rituale gut findet. Für diese Menschen ist Nächstenliebe kein leerer Spruch, aber sie glauben eben auch tatsächlich daran, dass die Beichte sie von Sünden erlöst.»

«Für die ist dann wohl der Pfarrer wirklich die höchste Instanz in allen Lebensfragen?»

«Oft, aber auch nicht immer. Einmal zum Beispiel hat die gesamte Gemeinde während des Gottesdienstes die Kirche verlassen.»

«Wieso? Was ist denn passiert?»

«Also, da war eine Frau gestorben, die drei Kinder hinterließ. Für die sollte eine Messe gelesen werden. Na ja, und zur gleichen Zeit wie diese Frau war in München irgendein Kardinal gestorben. Und bei der Messe sagt dann der Pfarrer, es sei zwar schlimm, dass die Frau gestorben ist, aber viel schlimmer sei es doch, dass der Kardinal gestorben ist. Da sind die Leute einfach aufgestanden und gegangen.»

«Cool!», sagte Christine. «Wie bei einem schlechten Konzert.» Sie war beeindruckt. Und ihr wurde immer klarer, dass sie fast nichts über diese Welt wusste.

Inzwischen hatten die beiden gegessen und auch schon den Tisch abgeräumt. Sie

wechselten von der Küche ins Wohnzimmer.

«Immer noch buddhistischen Tee oder jetzt ein heimisches Bier?», fragte Matthias.

«Ich glaube, ein heimisches Bier könnte jetzt nicht schaden.»

Matthias machte sich daran, zwei Weißbiertgläser auszuspülen. Währenddessen erklärte er Christine, dass der richtige Umgang mit dem Weißbier eine Wissenschaft für sich sei. So spülte man die Gläser beispielsweise nicht wegen des Staubs, sondern für den Schaum. Aus dem gleichen Grund durften Weißbiertgläser auch niemals in die Spülmaschine oder anderweitig mit Spülmittel in Berührung kommen, weil dann der Schaum nicht hielt. Auf einem Weißbier musste

schließlich eine dicke und langlebige Schaumkrone thronen. Andererseits durfte aber natürlich nicht zu viel Schaum entstehen. Deshalb gab es auch beim Einschenken diverse Dinge zu beachten. Für die sichere Methode musste man das Glas sehr schräg halten und sehr langsam am Rand entlang einschenken. Profis hingegen steckten die Flasche vollständig ins Glas und zogen sie dann senkrecht wieder heraus. Auf diese Weise konnte man sehr schnell einschenken, ohne dass sich zu viel Schaum bildete. Allerdings schoss das Bier im ersten Moment sehr schnell aus der Flasche, weil sich ja unten im Glas noch Luft befand. Und viele Anfänger zogen dann vor Schreck die Flasche gleich wieder ganz heraus – was eine Riesensauerei ergab.

Als Matthias mit dem Einschenken fertig war, fiel Christine der Frosch wieder ein. Sie erzählte Matthias von der aufgeschlitzten Amphibie: «Da haben wohl die Nachbarskinder Metzger gespielt.»

«Das glaub ich nicht, das ist ja unmenschlich.» Für Matthias waren auch Frösche potenzielle Buddhas. Man behandelte alle Wesen mit Respekt. Auch Pflanzen, selbst Steine und überhaupt alle Dinge im Universum. «Was meinst du eigentlich, wie die Kinder hier erzogen werden?»

«Na ja, ich dachte, dass man als Kind auf dem Land vielleicht nicht so eine hohe Achtung vor dem Leben der Tiere hat, weil man von klein auf lernt, dass sie nur Mittel zum Zweck sind. Zum Zweck, gegessen zu werden.»

«Das ist Blödsinn. Gerade durch diesen Zweck werden sie ja wertvoll. Kein Bauer würde ein Tier aus Jux umbringen. Genauso wenig wie ein Buddhist. Buddhisten sind ja auch nicht alle Vegetarier, aber sie sind den Tieren dankbar dafür, dass wir sie essen dürfen.»

«Nun, so ganz freiwillig stellen sie sich ja nicht zur Verfügung, oder?», gab Christine zu bedenken.

«Na ja, es ist ihr Karma. Und wir bedanken uns dafür. Auch bei Pflanzen.»

So hundertprozentig leuchtete Christine das nicht ein. Aber andererseits müssten die Buddhisten ja verhungern, wenn sie gar nichts essen würden, was sie als beseeltes Wesen achteten.

«Sag mal, wie lange musst du eigentlich morgen arbeiten?», fragte Matthias plötzlich.

«Nur bis mittags. Freitagnachmittags sind keine Patiententermine, weil viele da schon übers Wochenende nach Hause fahren.»

«Das ist prima. Ich habe nämlich morgen frei. Ich könnte dir doch am Nachmittag ein bisschen die Gegend zeigen.»

«Klar, gerne. Wir können meinen Wagen nehmen.»

«Und ich darf fahren?» Matthias hatte schon länger ein Auge auf Christines BMW geworfen. Das Cabrio kam einem Motorrad so nahe, wie es ein Auto nur konnte.

«Klar. Umso besser kann ich die Landschaft genießen.»

Matthias strahlte übers ganze Gesicht. Er konnte sich wie ein Kind über ganz einfache Dinge freuen. Christine mochte das. Mehr noch: Sie mochte Matthias. Und auf einmal fiel ihr ein, dass sie ihm noch gar nicht von den neuesten Entwicklungen in der Mordserie erzählt hatte. Sie berichtete ihm von Holzhammers Anruf, von der Aussage der Verkäuferin und dass eine Phantomzeichnung angefertigt werden würde.

«Eine Frau soll es gewesen sein?», fragte Matthias.

«Ja, wie gesagt, die meisten Giftmorde werden von Frauen begangen.»

«Aber an Wildfremden?» Matthias konnte sich überhaupt kein Motiv für einen Mord vorstellen, geschweige denn einen Grund, wahllos Menschen umzubringen.

«Vielleicht hat sie Wahnvorstellungen. Eine innere Stimme befiehlt es ihr. Oder sie projiziert etwas in diese Fremden hinein. Sie tötet sie stellvertretend. Oder sie möchte damit eigentlich jemand anderen treffen. Das haben wir ja schon bei Manu besprochen. «

«So wie man den Hund vergiftet, um den Besitzer zu treffen?» So einen Fall hatte es vor einigen Jahren einmal hier im Ort gegeben.

Einige Zeit spekulierten sie noch weiter, was einen Menschen zu einer solchen Tat bringen konnte – aber nicht allzu lange. Denn beide hatten keine Lust, sich den Abend mit so einem düsteren Thema zu verderben. Im Gegenteil, sie hatten zu etwas ganz anderem Lust.

11

Matthias war zärtlich, aber zielstrebig. Und auch Christine wusste von Anfang an, dass sie wollte. Es gab keine Unsicherheit, beide genossen, was sie taten. Es war fast so, als ob sie einander schon jahrelang kannten. Später schliefen sie ruhig und zufrieden ein, jeder auf seiner Seite des Bettes.

Als Christine das Haus verließ, dämmerte bereits der Morgen. Die Luft war noch feucht und kühl, deshalb ging Christine – anstatt erst die Auffahrt hinab zur Straße und dann in die nächste

Einfahrt wieder hineinzugehen – direkt über den taunassen Rasen.

Da lag immer noch der Frosch. Die Katze hatte wohl ziemlich schnell von ihm abgelassen. Tote Frösche hatten vermutlich selbst für Katzen nur einen begrenzten Unterhaltungswert. Christine bückte sich und nahm die Amphibie an einem Bein hoch. Es war schon seltsam. Der Bauch war präzise aufgeschnitten und nicht von Katzenkrallen aufgerissen. Ihrer OP-Erfahrung nach hätte sie sogar gesagt, dass der Schnitt mit einem Skalpell gemacht wurde. So etwas taten doch wirklich keine Kinder, oder? Und wenn, wieso hätten sie den aufgeschnittenen Frosch auf den Rasen der Frau Schön legen sollen? Na ja, vielleicht sollte es ein Streich sein, dachte sie. Nach dem, was Matthias erzählt hatte,

war die Frau bei den Kindern der Umgebung ja nicht sonderlich beliebt. Außerdem hatte Christine morgens um sechs keine Lust, sich über die fachgerechte Entsorgung toter Frösche Gedanken zu machen, und so legte sie das tote Tier einfach wieder auf den Rasen. Sie ging zur Haustür und schloss leise auf. Doch dann prallte sie erschrocken zurück, denn aus dem Hausflur kam ihr die Wirtin in voller Gartenmontur entgegen. Sie trug Gummistiefel, Schürze und Kopftuch. Frau Schön war wirklich eine Frühaufsteherin.

«Guten Morgen», sagte Christine. Und fügte dann hinzu: «Auf dem Rasen liegt ein toter Frosch, gestern hat die Katze damit gespielt. Haben Sie eine Idee, wo der herkommen könnte?»

«Jesus!», schrie die Frau anstatt einer Antwort – und stürmte an Christine vorbei in den Garten. In Gummistiefeln jagte sie über den Rasen, suchte den Boden ab und wurde schnell fündig. Behutsam hob sie den toten Frosch auf. Als sei er ein wertvoller Schatz. Oder das giftigste Lebewesen des Planeten. Jedenfalls fasste sie ihn ganz vorsichtig und nur mit den Fingerspitzen an. Kopfschüttelnd ging Christine die Treppe hinauf in ihr Ferienzimmer. Ihre Vermieterin war wirklich eine seltsame Person.

Bis zum Frühstück blieb ihr noch eine gute Stunde, geduscht hatte sie schon bei Matthias. So zog sie die Schuhe aus, legte sich noch eine Weile aufs Bett und ließ ihre Gedanken schweifen. Über die Sache mit Matthias machte sie sich keine Sorgen.

Sie würde sich darauf einlassen, einfach so. Kein Grund zum Grübeln. Aber die Morde, die ließen ihr keine Ruhe. Konnte die Mörderin wirklich eine Einheimische sein? Wie krank musste man für so etwas sein? Menschen, die man persönlich kannte, traute man so was nie zu, dachte Christine, sonst könnte man ja niemand mehr den Rücken zudrehen. Dennoch gab es Mörder – und auch jede Menge Menschen, die diese Mörder im Alltag kennenlernten. Nicht wirklich natürlich. Wenn ein irrer Mörder überführt wurde, hörte man regelmäßig von den Nachbarn, er sei immer höflich gewesen, habe freundlich begrüßt, seine Hecke ordentlich geschnitten, den Hund liebevoll gestreichelt und so weiter. Aber was bedeutete das? Eigentlich nichts. Außer

dass in jedem Menschen viele Eigenschaften nebeneinander existieren konnten. Ein Mann konnte seine Wohnung jeden Tag penibel aufräumen und trotzdem eines Tages im Keller mit der Kettensäge eine Riesenschweinerei anrichten. Man konnte Kühe niedlich finden und trotzdem ohne schlechtes Gewissen ein blutiges Steak essen. Man konnte seinen Mann lieben und trotzdem fremdgehen. Aus einer Facette des Charakters konnte man nicht auf alle anderen schließen – bei niemandem. Wer also konnte wissen, was im Kopf dieser Giftmörderin vorging.

Als es Zeit war, zog Christine sich an und ging zum Frühstück hinunter. Die Wirtin hatte schon alles hergerichtet. Auch die Kanne mit heißem Kaffee stand bereits da.

Wie jeden Morgen aß Christine eine Scheibe Brot und ein Ei und trank zwei Tassen Kaffee dazu. Sie wunderte sich noch kurz, dass es an diesem Morgen nur eine Sorte gab – bisher waren es immer zwei verschiedene gewesen. Aber die selbstgemachte Holundermarmelade schmeckte phantastisch.

Dann ging sie wieder hinauf, um sich ein bisschen zu schminken. Sie war nicht die Frau, die sich komplett bemalte, und am Wochenende ging sie meist völlig ohne Make-up, aber in der Klinik war es wichtig, dass sie ihren Patienten gegenüber das Signal aussandte: «Ich tue etwas für mein Aussehen.» Viele depressive Patienten ließen sich in dieser Hinsicht nämlich völlig gehen und verstärkten dadurch die negativen Reaktionen auf ihr Auftreten.

Kaum in ihrem Zimmer angekommen, wurde Christine schwindelig. Sie setzte sich aufs Bett, aber die Symptome verstärkten sich, sie musste die Augen schließen. Sie würde sich einen Moment hinlegen. Was war das nur?

Wenige Minuten später hörte sie, wie die Zimmertür geöffnet wurde. Ihre Wirtin kam herein und nahm – ohne Christine anzusehen – etwas vom Tisch. Dann ging sie wieder zur Tür, zog den Zimmerschlüssel ab und schloss die Tür von außen zu.

Christine wollte schreien. Sie wollte aufstehen und auf den Balkon rennen. Doch ihre Glieder waren taub. Sie konnte sich nicht bewegen. Sie war wach, aber ihre Muskeln gehorchten ihr nicht mehr. Der Schwindel ließ bald nach, ihr Kopf war völlig klar, aber sie konnte sich beim

besten Willen nicht rühren. Das musste doch ein Traum sein – ganz klar, es war noch Nacht, sie träumte das. Sie kannte solche Träume, in denen man wegrennen wollte und sich nicht rühren konnte. Andererseits: Sie hatte den Geschmack der Marmelade auf der Zunge, sie fühlte die Morgenkühle auf der Haut, sie roch das Reinigungsmittel, mit dem das Fremdenzimmer gewischt worden war, so viele verschiedene Sinneseindrücke hatte sie im Traum noch nie gehabt. Wenn das aber kein Traum war ...

Der Frosch! Spätestens als ihre Wirtin in Panik den Frosch aufgehoben hatte, hätte Christine schalten müssen. Frau Schön war die Einheimische, die sich mit Pflanzen auskannte. Doch selbst wenn man genau wusste, welche Pflanzen tödlich

waren, blieben große Unsicherheiten. Wie viel Gift enthielt die betreffende Pflanze genau? Und wie viel enthielt der Extrakt, den man daraus hergestellt hatte? Früher hatte man für solche Tests Frösche benutzt! Christines Langzeitgedächtnis funktionierte immer noch perfekt: Gerade bei Alkaloiden wie Digitalis und Aconitin hatten die Forscher noch Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts mit Fröschen experimentiert.

Deshalb war ihre Wirtin so erschrocken gewesen und losgesprintet wie eine Irre. Abgesehen davon, dass sie tatsächlich eine Irre war, hatte sie Angst um ihre geliebten Katzen gehabt. Angst, dass eine von ihnen sich an dem Tier vergiftete, das aller Wahrscheinlichkeit nach bis obenhin mit einem Alkaloid vollgepumpt war.

Gleichzeitig war ihr wohl klar geworden, dass Christine früher oder später die richtigen Schlüsse ziehen würde. Und deshalb hatte sie ihr etwas ins Frühstück getan.

Würde sie sterben? Christine versuchte sich an die vergangenen Morde zu erinnern, an die Symptome der Opfer. Der Gleitschirmflieger war noch stundenlang putzmunter gewesen. Sonst wäre er ja gar nicht erst in die Luft gegangen. Überhaupt – der Gleitschirmflieger. Er war ebenfalls hier zu Gast gewesen. Wieso hatte man keinen Verdacht geschöpft? Warum hatte man nicht schon damals das ganze Haus auf den Kopf gestellt, sondern nur das Gästezimmer durchsucht? Natürlich, dachte Christine, weil es nicht den geringsten Hinweis auf ein Motiv gegeben hatte.

Weil dem Freund des Toten nichts passiert war. Und weil der Mann nach Verlassen des Hauses zunächst noch gesund und fidel gewesen war. Man hatte ganz einfach noch nie gehört, dass ein Vermieter aus heiterem Himmel seine Gäste vergiftete. Auf so eine Idee kam man nicht. Und später hatte es diese schwarze Wirtin ja auch nicht wieder getan. Wahrscheinlich hatte sie an dem Mann etwas ausprobieren wollen, was mit Fröschen nicht so gut herauszufinden war. Zumindest hatte sie nach dem ersten Mord ihre Giftwahl geändert.

Und die anderen Opfer? Wie waren die Symptome bei denen, die dieses Murmel-tierzeug mit Aconitin zu sich genommen hatten? Die waren alle sehr schnell gestorben. Wenn es bei Christine das

Gleiche gewesen wäre, müsste sie in diesem Moment schon fast tot sein. Zumindest müsste sie sich in furchtbaren Krämpfen winden und schreckliche Schmerzen haben. Sie spürte jedoch gar nichts. Nach wie vor konnte sie sich nicht rühren. Komplette Muskellähmung. Aber die lebensnotwendigen Organe schienen zu funktionieren. Noch. Sie hatte keine Ahnung, welches Gift so etwas bewirken konnte. Sie hatte nur noch eine Hoffnung: Mittags um halb eins war sie mit Matthias verabredet.



Holzhammer hatte nicht nur Beate in die Polizeidienststelle bestellt, sondern auch gleich alle anderen

Andenkenverkäuferinnen. Sie sollten sich das Phantombild anschauen, sobald es fertig war, um alle unnötigen Verzögerungen zu vermeiden. Wenn um zehn Beate und die Phantomzeichnerin kamen, hatte er sich gedacht, dann würde ja wohl eine halbe Stunde später das Bild fertig sein.

Aber am Chiemsee gab es einen Stau, und die Zeichnerin verspätete sich. So saß Beate immer noch ungeduldig da, als bereits die nächste Verkäuferin auftauchte. Beide fühlten sich wichtig, und beide waren ungeduldig. Darin waren sich die beiden Konkurrentinnen einig, auch wenn sie sonst kein gutes Haar aneinander ließen.

«Wie stellen Sie sich das eigentlich vor, Herr Wachtmeister? Wir sitzen hier, und am See entgeht uns das Geschäft. Grad

jetzt bei dem schönen Wetter, und in Brandenburg und Thüringen sind noch Sommerferien!», meckerte die Verkäuferin aus Leipzig.

«Die Ossis kaufen doch eh nichts, die schauen doch bloß», grantelte Beate, die Einheimische.

«So ein Blödsinn, ihr mit euren Vorurteilen.»

«Na gut, etwas kaufen sie schon. Sie müssen ja was heimbringen – zum Beweis, dass sie weg waren», gab Beate zurück.

Als Holzhammer bereits von vier wütenden Verkäuferinnen belagert wurde, die nach und nach eingetroffen waren, ging endlich die Tür auf, und die Phantombildnerin erschien, eine energische junge Dame mit Laptop. Der Hauptwachtmeister ließ sie und Beate an seinem Schreibtisch

Platz nehmen und holte beiden Kaffee.
«Wie lange wird es ungefähr dauern?»,
fragte er.

«Das kommt auf die Zeugin an», antwortete die Zeichnerin und warf einen abschätzenden Blick auf Beate, die im Dirndl erschienen war, ihrer verkaufsfördernden Arbeitskleidung.

«Also gut, ich schau in einer halben Stunde wieder rein», sagte Holzhammer und wandte sich zum Gehen.

«Vergessen Sie es, eine Fahndungsbildmontage dauert mindestens anderthalb Stunden. Die Software heißt zwar Phantom, aber Sie wollen ja am Ende etwas haben, mit dem Sie was anfangen können, oder? Und führen Sie die anderen Zeuginnen bitte erst mal nach draußen, damit sie keinen Einfluss nehmen.»

«Aber freilich», grummelte Holzhammer und zog mit den drei restlichen Verkäuferinnen ab. Eigentlich fehlte noch eine, fiel ihm dabei ein.

Draußen bemerkte er dann auch noch, dass er seine Brotzeit im Büro vergessen hatte, aber das war jetzt egal. Er hatte ja genug Zeit, zum Metzger mit dem Stehimbiss zu gehen. Was den angenehmen Nebeneffekt hatte, dass er dann nicht mit den drei Furien hier herumsitzen musste. An der Tür kam ihm Dr. Fischer entgegen, eine leichte Weißbierfahne von seinem «offiziellen Ortstermin» vor sich hertragend.

«Servus, Chef, ist der Umtrunk schon zu Ende?», fragte Holzhammer.

«Nun, ich wollte mal nach dem Rechten sehen. Wie weit sind wir denn?», sagte Fischer wichtig.

Wir ist gut, dachte Holzhammer. «Die Zeichnerin ist grad drin mit der Zeugin.»

«Phantombildnerin heißt das», korrigierte Fischer, sein erst kürzlich erworbenes Kriminalwissen anbringend.

«Von mir aus. Auf jeden Fall dauert es noch. Und dann lass ich die drei Grazien hier draufschaun.» Holzhammer wies auf die versammelte Verkäuferinnenschar.

«Na gut, dann läuft ja alles. Dann fahr ich wieder rüber», erklärte Fischer und ging wieder ab.

Holzhammer ließ ihm einen Vorsprung und verließ dann ebenfalls die Dienststelle. Er würde mal kurz nach seinem Beton schauen. Das ging sich locker aus, wenn die Zeichnerin wirklich neunzig Minuten brauchte. Und wozu hatte man ein Handy.



Als sie realisiert hatte, dass die Ärztin aus dem Frosch früher oder später die richtigen Schlüsse ziehen würde, hatte sie schnell handeln müssen. Sie war so gut wie entdeckt, und tief in ihrem Inneren hatte sie wahrscheinlich immer gewusst, dass es so kommen würde. Vielleicht hatte sie es sogar gewollt, hätte es eines Tages direkt herausgefordert. Denn was war schon eine Rache wert, die nicht als solche erkannt wurde. Wenn man ihr Haus durchsuchte, würde man den Brief finden, in dem alles stand. Sie stellte sich vor, wie er in der Zeitung abgedruckt werden würde. Wie es dann alle lesen könnten. Ob man die Büste ihres Vaters vom Rathausplatz entfernen würde?

Der Ort hatte von ihrem Vater das bekommen, was eigentlich ihr zugestanden hätte – Aufmerksamkeit und Zuwendung. Der Ort hatte ihre Kindheit bekommen. Und jetzt würde sie diesen Ort endlich doch noch verlassen. Ihre einzige Sorge galt den Katzen. Würde sich jemand um sie kümmern? Auf den Weg, den sie jetzt ging, konnte und wollte sie ihre Katzen nicht mitnehmen. Es war in Ordnung, dass jetzt alles entdeckt werden würde. Aber die Genugtuung, sie am Pranger durch den Ort zu führen, gönnte sie den Bütteln dieser Gemeinde nicht. Deshalb hatte sie die Frau außer Gefecht setzen müssen, bevor sie alles verriet. Um Christine tat es ihr sogar fast ein bisschen leid – die Katzen zumindest hatten sie gemocht. Warum nur musste sie den Frosch finden?

Aber es war auch ein großer Fehler gewesen, ihn einfach auf den Kompost zu legen. Wie hatte sie nur so unvorsichtig sein können! Nicht auszudenken, wenn eine der Katzen sich daran vergiftet hätte. Das hätte sie sich nie verziehen. Jetzt lag die Fremde wohl in ihrem Zimmer und fragte sich, ob sie sterben musste. Eine Chance hatte sie. Das verwendete Gift lähmte zwar schnell, aber es tötete langsam.

Der Weg wurde schmaler, und links ging es senkrecht hinab zum See. Wenn man hier stürzte, fiel man dann bis ins Wasser? Oder schlug man vorher auf irgendeinem Felsen auf? Der Pfad war von einigen Stellen auf der gegenüberliegenden Seite des Sees einzusehen, aber er war nur wenigen bekannt. Wenn niemand sie hatte hinaufgehen sehen, dann würde

es lange dauern, bis man sie fand. Es sei denn, sie landete direkt vor einem Ausflugsboot im See. Sie ging schneller. Jetzt querte der Weg einige steile Rinnen. Die Tritte wurden immer schmaler und abschüssiger. Loser Schotter lag darauf. Sie blieb stehen und sah in den Abgrund hinunter. Schon als Kind hatte sie oft darüber nachgedacht, zu springen. Manches Mal hatte sie beim Klettern einen Sturz geradezu herausgefordert.

Sie drehte mit der rechten Hand an dem Ring, den sie vor langer Zeit von ihrer Lehrerin geschenkt bekommen hatte. Der einzigen Person, die sie jemals verstanden hatte. «Der Ring soll dich immer daran erinnern, dass die Natur das Einzige ist, worauf wir uns verlassen können. Die Natur ist unsere Mutter und unser Vater,

unsere Herausforderung und unsere Verbündete. In ihrem Wandel und in ihrer Beständigkeit.» Das waren die Worte gewesen, die die Gabe begleitet hatten. Eine Träne rann der Frau über das Gesicht.



Christine lag immer noch gelähmt auf ihrem Bett, aber ihr Geist arbeitete ganz normal. Was man unter diesen Umständen normal nennen konnte, unter dem Umstand nämlich, dass sie sich fragte, ob sie an diesem Tag sterben würde.

Ihr war inzwischen klar geworden, was die Mörderin vom Tisch genommen hatte: ihr Handy. Anscheinend hatte die Frau es für möglich gehalten, dass Christine sich

so weit aufraffen könnte, um zum Tisch zu robben, das Handy zu erwischen und Hilfe zu rufen. War das ein gutes Zeichen?

Christine konnte nicht einmal den Arm heben, um auf ihre Armbanduhr zu sehen.

Alle ihre Glieder fühlten sich taub an. Nein, nicht einmal das. Es fühlte sich an, als seien sie gar nicht da. Als wären die Nerven unterbrochen. Sie hatte einmal gelesen, dass Beinprothesen ohne Phantom-schmerz gar nicht zu benutzen waren. Man brauchte das Gefühl für die jeweilige Extremität, um halbwegs sinnvoll mit der Prothese umgehen zu können. Wenn sie sich nur fest genug einbildete, ihr Bein fühlen zu können, könnte sie es dann auch bewegen? Sie versuchte es, aber es war zwecklos.

Christine registrierte, dass sie müde wurde. Kam das von dem Gift oder durch das erzwungene Stillliegen? Würde sie sterben? Die Möglichkeit bestand. Andererseits bestand diese Möglichkeit prinzipiell immer, zu jeder Sekunde des Lebens. In Panik geriet sie deswegen jedenfalls nicht. Aber wie hätte Panik sich auch äußern sollen – schreiend herumrennen und mit dem Kopf gegen die Wand schlagen fiel jedenfalls aus.



Matthias freute sich auf den Nachmittag mit Christine. Während er penibel, aber routinemäßig seine zahlenlastige Arbeit in der Bank verrichtete, waren große Teile seines Hirns anderweitig beschäftigt.

Bisher hatte er sich über die Beziehung zu Christine keine großen Gedanken gemacht. Hauptsächlich deshalb, weil er sie nicht als Beziehung gesehen hatte. Doch inzwischen war er zu dem Schluss gekommen, dass sich daraus unter Umständen etwas Längerfristiges entwickeln konnte.

Er wusste seit langem, dass er immer bei einem bestimmten Typ Frau landete. Beziehungsweise, ein bestimmter Typ Frau landete bei ihm. Unglückliche Frauen nämlich. Und wenn es ihnen wieder besser ging, verließen sie ihn normalerweise. Das war sein Karma. Auch Christine war unglücklich, sie war ja gerade von ihrem Mann verlassen worden.

Grundsätzlich hatte Matthias natürlich nichts dagegen, unglückliche Menschen

wiederaufzurichten. Er setzte damit positive Ursachen, wie es sein Buddhismus verlangte. Aber irgendwann musste es einmal genug sein, irgendwann sollte sein Karma sich auflösen. Bei Christine hatte er das Gefühl, dass sie ihn nicht nur als Stütze in schlechten Zeiten benutzte. Ihr schien es inzwischen schon wieder ganz gut zu gehen. Sie war eine Persönlichkeit, die sich nicht leicht aus der Bahn werfen ließ, die Schwierigkeiten ins Auge blickte, um sie zu meistern. Vielleicht war sie die Frau, die sein Karma auflöste. Er blickte auf die Uhr. Schon fast Zeit, seine Sachen zusammenzupacken.



Gegen zwölf steuerte Holzhammer wieder die Polizeistation an. Die Verkäuferinnen vor der Tür seines Dienstzimmers, die sich nach den anfänglichen Streitereien inzwischen ganz angeregt unterhielten, gingen sofort auf ihn los. Er flüchtete in sein Büro.

«Wie schaut es aus?», fragte er und ging um den Schreibtisch herum, um einen Blick auf den Bildschirm zu erhaschen. Doch der wurde komplett verdeckt, da die beiden Frauen sich darüberbeugten. Sie waren ganz in ihre Arbeit vertieft und offensichtlich genervt über die vorzeitige Störung.

«Wir sind noch nicht fertig», antwortete die Phantombildnerin.

«Ich erinnere mich immer besser, je mehr ich sehe», sagte Beate stolz. «Dieses Computerprogramm ist toll.»

«Ja, aber Sie sind auch gut», lobte die Münchnerin und riss sich vom Bildschirm los. Zu Holzhammer gewandt, erklärte sie: «Wir sind tatsächlich schon ein ganzes Stück weiter, aber wir sind noch längst nicht fertig. Die Zeugin hat ein ausgezeichnetes Gedächtnis, aber die Vermummung der fraglichen Person macht es recht schwierig.»

Auch die aufmerksamkeitsstarke Beate kreiselte in dem ihr zugewiesenen Bürostuhl, um Holzhammer anzuvisieren. Endlich konnte er einen Blick auf den Bildschirm erhaschen. Das Bild war nicht so präzise wie ein Foto, es hatte an einigen Stellen seltsame Unschärfen, weil das exakt passende Modul noch nicht gefunden war. Doch obwohl es aus lauter Einzelteilen zusammengesetzt war, wirkte es

wie das Porträt einer real existierenden Person. Sofort wusste er, dass er diese Frau schon gesehen hatte.

«Ich kenne sie», murmelte er, mehr zu sich selbst. Gleichzeitig wurde ihm klar, dass alles andere eine Überraschung gewesen wäre. Schließlich kannte er fast jede Person im inneren Landkreis zumindest vom Sehen. Plötzlich hatte er die ganze Aufmerksamkeit der beiden Frauen. «Wer ist es?», fragten sie im Chor und blickten zu ihm auf.

«Ich kenne das Gesicht, zumindest glaube ich es. Aber ich weiß nicht ... ich glaube, ich habe sie erst kürzlich gesehen. Darf ich mal näher ran?» Holzhammer beugte sich vor. Beate stand bereitwillig auf und machte ihm den Platz am Bildschirm frei.

«Welcher Teil kommt Ihnen am bekanntesten vor?», fragte die Zeichnerin.

Holzhammer deutete auf die Augenpartie und die Wangen: «Ich denke, das hier. Es kommt mir richtig vor. Aber dazwischen ... Vielleicht ist es die Nase. Haben Sie eine andere Nase?»

«Breiter oder schmaler?»

Holzhammer wusste es nicht, dachte nach. Er merkte sich Gesichter nicht an irgendwelchen Details. Er speicherte sie im Ganzen, wie jeder normale Mensch. Die Phantombildnerin ließ verschiedene Nasen in dem Gesicht auftauchen, und Holzhammer kommentierte: «So ähnlich, aber breiter, nein, zurück. So ungefähr. Nein, die andere ...»

Plötzlich sagte er nichts mehr. Einen Moment war es still. Beide Frauen sahen

gespannt auf Holzhammer. Der schloss die Augen. Dann sprang er plötzlich so hastig auf, dass der Drehstuhl auf dem glatten Linoleum gegen die Heizung schleuderte. «Jesus Christus! Ich muss weg!» Damit rannte er aus dem Zimmer.

«Ihr könnt gehen, ihr könnt alle gehen», rief er noch über die Schulter in sein Zimmer und zu den draußen wartenden Zeuginnen. Dann steckte er den Kopf in das Zimmer, in dem zwei junge Kollegen saßen. «Los, mitkommen! Verhaftung Mörderin!»

Die beiden waren völlig verdattert, es war die erste Verhaftung im Landkreis, die Holzhammer sich nicht alleine zutraute. Sie ließen alles stehen und liegen, rissen Jacken und Mützen vom Haken und

rannten hinter ihm her zum Parkplatz vor der Station.

«Ihr folgt mir», japste Holzhammer, nun schon ziemlich außer Atem. Dann warf er sich in seinen Dienstwagen, schaltete beim Ausfahren aus dem Parkplatz das Blaulicht ein und raste die Hauptstraße hinunter. Wieder einmal hatte er keine Zeit gefunden, seinen Chef ins Bild zu setzen.

12

Matthias war auf dem Heimweg und verfluchte die Tatsache, in einem Urlaubsgebiet zu wohnen. Normalerweise behielt er ja die Ruhe, wenn vor ihm mal wieder ein Auto mit Feriengästen im Schrittempo über die Bundesstraße kroch, weil die Insassen die Landschaft genossen. Aber heute war er mit Christine verabredet. Kurz hinter Hallthurm musste er einmal voll in die Eisen gehen, um nicht in das Fahrzeug vor ihm hineinzurauschen. Viele Touristen traten an dieser Stelle unwillkürlich auf die Bremse, da sich unversehens

der Blick auf den Watzmann öffnete. Als könnten sie den Berg nicht noch die ganze Woche ausgiebig von allen Seiten bestaunen.

Trotz dieser Hindernisse war Matthias pünktlich zu Hause. Genau genommen sogar noch ein paar Minuten zu früh. Aber Christines Auto stand schon vor dem Nachbarhaus. Matthias freute sich. Er eilte in seine eigene Wohnung, um sich umzuziehen – die Krawatte von sich zu werfen. Kurze Katzenwäsche, Jeans und T-Shirt angezogen. Eigentlich waren sie bei ihm verabredet, aber Matthias beschloss, Christine aus ihrer Pension abzuholen.

Vor dem Nachbarhaus begegnete er zwei der unvermeidlichen Katzen. Doch sie wichen ihm aus. Matthias schaute zu Christines Balkon hinauf – nichts zu sehen.

Er ging zur Haustür. Er läutete, doch als niemand antwortete, trat er einfach ein.

Im Hausflur war nichts zu hören. Die Wirtin war offensichtlich nicht da, sonst hätte sie ihn schon längst zurechtgewiesen. Er war noch nie in Christines Zimmer gewesen, aber da er wusste, wo ihr Balkon war, fand er auf Anhieb die richtige Zimmertür im ersten Stock. Er wollte gerade anklopfen, als er bemerkte, dass der Zimmerschlüssel von außen steckte. Bestimmt hatte sie ihn aus Versehen dort stecken lassen. Er klopfte und rief gleichzeitig Christines Namen. Keine Antwort. Er drückte die Klinke hinunter. Die Tür war abgeschlossen. Aber von außen? War sie doch noch nicht da und hatte den Schlüssel morgens vergessen? Oder die Hauswirtin hatte ihn nach dem

Bettenmachen stecken lassen. Aber Christines Auto stand doch draußen. Wo konnte sie sonst noch sein? Nach kurzem Zögern entschied er, dass sie es ihm kaum übel nehmen würde, und schloss die Tür auf.

Matthias erstarrte. Da lag Christine regungslos auf dem Bett, vollständig bekleidet, als hätte sie sich nur kurz ausruhen wollen. Aber irgendwie lag sie seltsam da – zu steif, zu gerade. Wie eine Puppe im Karton. Oder ein Mensch im Sarg. Mit drei Schritten war er bei ihr und kniete vor dem Bett. «Christine!», rief er.

Sie rührte sich nicht. Er fasste einen ihrer Arme und hob ihn etwas an. Der Arm fühlte sich warm an, aber völlig leblos und schlaff. Was war bloß mit ihr, sollte er sie so schnell wieder verlieren? Das konnte

doch nicht sein Karma sein. Er riss sein Handy heraus und rief die Rettung an: «Beeilt euch! Um Gottes willen!» Als Buddhist glaubte er an keinen Gott, aber die Redensart war ihm geblieben.

Im gleichen Moment, in dem er auflegte, hörte er ein Martinshorn. Das konnte unmöglich schon der Krankenwagen sein. Matthias sah aus dem Fenster. Zwei Polizeiwagen preschten in die Einfahrt. Aus dem ersten Wagen stürzte Hauptwachmeister Franz Holzhammer. Matthias öffnete die Balkontür und rief hinunter: «Christine ist bewusstlos!» Das war das Einzige, woran er im Moment denken konnte.

«Okay, ich alarmier den Krankenwagen!», rief Holzhammer zurück, der sich gar nicht zu wundern schien.

«Hab ich schon!», rief Matthias, der überhaupt nicht verstand, was Holzhammer hierher führte.

«Ist sie vergiftet?», fragte der Polizist.

«Wie soll ich das wissen!», schrie Matthias verzweifelt zurück.

«Schon gut, ich komm rauf.»

Eine Minute später betrat der Polizist das Zimmer. Nach einem Blick auf Christine sagte er: «Ich ruf schon mal im Krankenhaus an, dass sie gleich eine Vergiftung kriegen. Dann können die vielleicht schon was vorbereiten.»

Matthias war heilfroh, dass er jetzt Unterstützung hatte. Holzhammers Gegenwart hatte etwas Beruhigendes. Matthias war normalerweise ja selbst ziemlich gelassen, aber hier ging es um Leben und Tod. Er verstand noch immer nicht, wie

der Polizist überhaupt auf eine Vergiftung kam, aber er hatte viele Filme gesehen. Und er wollte etwas tun. «Vergiftung? Sollten wir sie dann nicht bewegen? So, wie sie es im Fernsehen immer machen, wenn jemand zu viele Schlaftabletten geschluckt hat?»

Holzhammer stimmte zu. Sie fassten die völlig erschlaffte Christine von beiden Seiten und schleiften sie wie einen Sack Kartoffeln im Zimmer auf und ab. Christine schlief weiter. Während sie auf den Krankenwagen warteten, erzählte Holzhammer Matthias schnaufend, dass die Schön die gesuchte Mörderin war. Matthias konnte es kaum glauben. Er hatte die Frau zwar nie gemocht, aber die meisten zanksüchtigen und menschenfeindlichen Zeitgenossen brachten schließlich niemand um.

Und immerhin war sie seit Ewigkeiten seine Nachbarin.

Endlich kam der ersehnte Krankenwagen. Die Sanitäter wurden von Holzhammer instruiert, dass es sich höchstwahrscheinlich um eine Pflanzenvergiftung handelte. So hielten sie sich nicht lange auf, gaben Christine nur eine stabilisierende Spritze und rasten sofort mit ihr ins Krankenhaus. Matthias fuhr mit und hielt weiter ihre Hand.

Erst als der Krankenwagen abgefahren war, besann Holzhammer sich wieder auf seine ursprüngliche Mission, die Mörderin zu fangen. Wahrscheinlich war ihr klar geworden, dass sie kurz vor der Entdeckung stand – wie auch immer sie darauf gekommen war. Vielleicht hatte Christine im Haus irgendwas entdeckt und war deshalb

von ihr ruhiggestellt worden. Aber wo konnte die Schön jetzt sein?

Holzhammer wusste, dass die Frau kein Auto hatte. Sie konnte nur zu Fuß, mit dem Fahrrad, mit dem Taxi oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs sein. Das waren zwar immer noch reichlich Möglichkeiten, aber zwei ließen sich schnell ausschließen. Holzhammer rief die in Frage kommenden Taxi-Unternehmer und den Betreiber der Buslinie an. Alle befragten ihre Fahrer und riefen innerhalb kurzer Zeit zurück. Kein Taxifahrer hatte eine Fuhre von der bewussten Straße gehabt, und auch kein Busfahrer hatte die Frau gesehen. Man konnte natürlich nicht ausschließen, dass sie einfach nicht erkannt worden war. Aber andererseits: Welcher Mörder flüchtete schon mit dem Bus? Das

einzig Sinnvolle wäre doch gewesen, mit dem Taxi nach Salzburg zu fahren und dort das nächste Flugzeug in ein fernes Land zu nehmen.

Holzhammer stand immer noch in der Auffahrt. Drei dicke Katzen beobachteten ihn. Plötzlich wurde er sich bewusst, dass er sich hier am Tatort eines Kapitalverbrechens befand. Es galt nicht nur, die Mörderin zu suchen, es mussten auch sonst alle möglichen Dinge veranlasst werden. Die Spurensicherung war zu verständigen, sein Chef war zu informieren, und zuallererst musste der Tatort gesichert werden. «Absperren», sagte er zu seinen Kollegen, «das ganze Grundstück absperren.»

Unter den misstrauischen Augen der Katzen begannen die Polizisten, das

komplette Grundstück mit blauweißem Absperrband zu dekorieren. Es wurde normalerweise nur bei Volksfesten und Prozessionen benutzt, damit niemand unter Alkohol- oder Weihraucheeinfluss vor ein Auto lief. Aber das rot-weiße Band war grad aus. Als das erledigt war, rief Holzhammer seinen Kumpel Josef Berg von der Spurensicherung an und schilderte kurz die Lage.

«Alles klar, bin schon unterwegs», sagte der. «Brauchst aber nicht zu warten.»

Dankbar machte Holzhammer sich auf den Weg zum Revier. Am Tatort ließ er nur die Streifenwagenbesatzung zurück. Ausnahmsweise hoffte er, auf der Wache seinen Chef anzutreffen. Er konnte jetzt Hilfe gebrauchen.

«Was zum Teufel denkst du dir eigentlich?», empfing Dr. Fischer seinen Hauptwachtmeister, noch bevor der irgendetwas sagen konnte. «Ich komm hier rein, und es ist niemand da, wirklich niemand. Was sollen eigentlich die Einwohner von uns denken, wenn hier einer eine Anzeige machen will, und es ist noch nicht mal ein Streifenpolizist in der Dienststelle?»

«Dass wir die Mordfälle geklärt haben», antwortete Holzhammer.

«Wie? Was? Und weshalb weiß ich davon noch nichts?»

«Keine Zeit, Chef», Holzhammer zuckte die Achseln. «Ich hab die Frau auf dem Phantombild erkannt, und dann sind wir sofort los. Hätten wir vielleicht warten sollen, bis es a weitere Leich gibt?»

«Jetzt mal der Reihe nach, verdammt!»

Fischer wurde allmählich bewusst, dass hier etwas PR-Trächtiges gewaltig an ihm vorbeilief. Und das durfte nicht sein.

Holzhammer erzählte ihm, wen er auf dem Phantombild erkannt hatte und wie sie Christine gefunden hatten. Und dass die Schön ausgeflogen war. «Tatort ist gesichert, Spurensicherung verständigt. Die müssten eigentlich schon da sein.»

«Gut, gut.» Fischer versuchte, nachträglich, Herr der Lage zu werden. Er überlegte fieberhaft, wie er jetzt noch etwas Wertvolles beitragen könnte, um die Lösung des Falles später als sein Verdienst zu verkaufen.

«Wir müssen so schnell wie möglich die Frau finden – asap», sagte Fischer.

«Asap?» Holzhammer wusste ganz genau, was das bedeutete. Nicht umsonst trieb er sich seit Jahren in amerikanischen Internet-Foren herum. Aber das brauchte sein Chef nicht zu wissen.

«As soon as possible, Sie Büffel. Haben Sie die Frau überhaupt schon zur Fahndung ausgeschrieben?» Vor lauter Aufregung vergaß Fischer mal wieder, dass er Holzhammer duzte.

«Ich glaube nicht, dass das viel Sinn macht», sagte der ruhig. «Wir wissen zwar nicht, wann sie weg ist, aber die Frau hat kein Auto, vermutlich nicht mal einen Führerschein. Und die Taxler hab ich schon gecheckt. Die Linienbusse auch.»

«Und ein Fahrrad? Hat sie ein Fahrrad? Ist es da, ist es weg? Hast du die Nachbarn befragt?» Fischer war froh, dass ihm ein

Verkehrsmittel eingefallen war, an das Holzhammer nicht gedacht hatte.

«Der Matthias ist im Krankenhaus, bei der Christine. Aber der war arbeiten heute Vormittag, hat also nichts mitbekommen.»

«Und die anderen? Mann, wo hast du deinen Beruf gelernt?» Endlich hatte Fischer einen Fehler gefunden, den er Holzhammer ankreiden konnte.

«Ich hab getan, was ich konnte. Ich bin halt kein Kriminaler, ja? Wenn du hier gewesen wärst, hättest du ja mitfahren können.» Normalerweise hielt Holzhammer sich mehr zurück, aber diesmal reichte es ihm.

Fischer lief knallrot an. «Das ist ja wohl die Höhe!», brüllte er. Doch bevor er sich in einen echten Wutanfall hineinsteigerte, besann er sich darauf, dass sein

Untergebener nicht ganz unrecht hatte. Außerdem gab es immer noch eine flüchtige Mörderin zu fassen. Er atmete tief durch, dann sagte er: «Okay, wir machen Folgendes. Alle Ausfallstraßen werden gesperrt. Das organisierst du. Ich selber gebe eine bundesweite Fahndung raus. Ich werde auch auf dem kurzen Dienstweg in Österreich anrufen, damit die Frau in keinen Flieger kommt. Und dann durchkämmen wir die ganze Gegend. Mit Streifenwagen, Fußvolk und Hubschrauber. Wir brauchen das Phantombild und so schnell wie möglich auch ein echtes Foto. Vielleicht findet sich eins im Haus. Und die Nachbarn müssen befragt werden.»

«Also erstens Straßen, zweitens Foto, drittens Nachbarn», wiederholte

Holzhammer und wandte sich zum Gehen. Trotz der ungerechtfertigten Brüllerei seines Chefs war er froh, dass er mit dieser Sache nicht mehr ganz allein dastand.

Die Straßensperre erforderte nur einen kurzen Anruf in der Kreisstadt. Von dort wurden die Streifenwagen entsprechend dirigiert. Holzhammer bezweifelte, dass diese Maßnahme irgendetwas bringen würde, aber er sah ein, dass sie dazugehörte. Anschließend fuhr er zurück zum Tatort. Dort angekommen, sah er, dass Josef Berg mit seiner Truppe bereits an der Arbeit war. Sie hatten sich diesmal wirklich beeilt. Soeben hob ein Mitarbeiter den Deckel der Mülltonne an, um die darin befindlichen Hinterlassenschaften zu untersuchen. Doch Holzhammer kannte die

Spurensicherer gut genug, um sie nicht mit neugierigen Fragen bei der Arbeit zu stören. Er wandte sich gleich dem ersten von drei Nachbarhäusern zu. Darin wohnte eine einheimische Familie. Im Haus gegenüber hatte sich ein Münchner Ehepaar zur Ruhe gesetzt. Und im Haus rechts von dem der Schön lebte Matthias. Hinten grenzte das Grundstück direkt an den Wald.

Bald war klar, dass keiner der Nachbarn an diesem Morgen etwas beobachtet hatte. Alle gaben an, dass die Frau schon immer ziemlich seltsam, missgünstig und unsympathisch gewesen sei. Das wusste Holzhammer schon. Es brachte ihn jedoch bei der Suche nach ihr kein Stück weiter. Holzhammer ging ins Haus der Täterin zurück und erzählte Josef Berg, dass er

nichts Sinnvolles erfahren hatte. «Keine Ahnung, wann und wie sie geflohen ist. Jedenfalls nicht mit dem Auto.»

«Hat sie ein Fahrrad?», fragte Berg.

«Flüchtet eine Rentnerin per Fahrrad?», fragte der Hauptwachtmeister zurück. Diese Theorie schien sich neuerdings allgemeiner Beliebtheit zu erfreuen. Trotz seiner Zweifel ging er ums Haus, um nachzusehen, und fand tatsächlich, um eine Regenrinne gelegt, eine dicke Kette mit Schloss. Das zugehörige Fahrrad fehlte. Also ging Holzhammer noch einmal zum nächsten Nachbarn und ließ sich das Fahrrad der Schön beschreiben. Der hatte sie tatsächlich oft damit fahren sehen. Es hatte eine hölzerne Kiste für Einkäufe auf dem Gepäckträger, das war immerhin etwas. Er erwähnte außerdem, dass sie bei

ihren Einkaufsfahrten manchmal einen roten Rucksack auf dem Rücken gehabt habe. Holzhammer rief noch einmal in der Zentrale an und ergänzte die Fahndung entsprechend: «Schaut auch, ob irgendwo das Fahrrad steht. Mit einer Holzkiste hintendrauf. Besonders am Bahnhof.»

Viel mehr konnte er im Moment nicht tun. Erst jetzt merkte der gestandene Hauptwachtmeister, wie aufgewühlt er war. Was war hier eigentlich passiert? Die Frau hatte völlig unbekannte, unschuldige Menschen ermordet. Warum? Er wollte mit jemand darüber sprechen, der ihn weder anbrüllte, wie sein Chef, noch in Hysterie verfiel, wie es von seiner Frau zu erwarten war, wenn er ihr erzählte, dass sie jahrelang eine Serienmörderin beim

Einkaufen begrüßt hatte. Er entschloss sich, ins Krankenhaus zu fahren.

Dort war bereits alles vorbereitet gewesen, als der Krankenwagen mit Christine und Matthias an Bord ankam. Man hatte sich schon vor Tagen auf einen möglichen weiteren Vergiftungsnotfall eingerichtet. Ohne seinen Chef um Erlaubnis zu fragen, hatte Holzhammer der Notaufnahme nämlich einen Tipp gegeben, mit der Bitte, die Sache vertraulich zu behandeln. Doch selbst das sofortige Auspumpen des Magens und das Stabilisieren der Körperfunktionen hätten nichts genützt, wenn die Dosis nur um eine Kleinigkeit höher gewesen wäre. Denn ein echtes Gegenmittel gegen die bei Christine verwendeten Pflanzengifte gab es nicht. Zumal es sich um einen ganzen Cocktail von

Substanzen handelte. Während die vorangegangenen Morde jeweils mit dem Gift einer einzigen Pflanze begangen worden waren, hatte die Kräuterhexe Christine ein komplexes Gemisch verabreicht.

«Möglicherweise sogar in der Absicht, sie eben nicht zu töten, sondern nur lange genug außer Gefecht zu setzen», wie der Oberarzt Matthias erklärte. Allerdings waren die Lähmungserscheinungen so stark, dass sie mit fortschreitender Zeit auch lebenswichtige Organe erfasst hätten. Matthias hatte den Krankenwagen gerade noch rechtzeitig gerufen. Seine Überpünktlichkeit hatte Christine das Leben gerettet. Trotzdem lag sie noch in einem komaähnlichen Schlaf, in den die Ärzte sie zur Erholung versetzt hatten. Aus ihren Unterarmen ragten zwei

verschiedene Zugänge, durch die kontinuierlich Arzneimittel in ihren Körper flossen. Für Matthias sah es beängstigend aus, wie sie da so verdrahtet und verstöpselt in dem weißen Krankenhausbett lag. Es hatte etwas von Aufbahrung, und nur die Aussage der Ärzte, dass das Schlimmste bereits überstanden sei, hielt ihn aufrecht. Er saß auf dem Besucherstuhl neben dem Bett und den vielen Geräten und hielt ihre Hand.

Als Holzhammer am Empfang nach Christine fragte, wollte man ihn zunächst nicht zu ihr lassen. Schließlich lag sie auf der Intensivstation. Der Polizist ließ daraufhin den Oberarzt holen, und der brachte ihn dann höchstpersönlich zu seiner Patientin. Da keine akute Gefahr mehr bestand, konnte er es verantworten.

Außerdem hatte er dabei die Gelegenheit, Holzhammer nach dem Stand der Ermittlungen zu fragen. Die Giftmorde interessierten ihn schließlich auch aus beruflicher Perspektive. Holzhammer sah keinen Grund, mit seinem Kenntnisstand hinter dem Berg zu halten.

«Beachtlich, diese Kräuterhexe», meinte der Arzt, «die weiß offensichtlich mehr über Pflanzengifte, als man an den meisten Unis lernt.»

«Wie man Leute umbringt, ist ja auch kein wirklich sinnvolles Wissen für einen Arzt, oder?», antwortete Holzhammer.

«Na ja, früher gehörte das eng zusammen, Heil und Unheil. Da hatte man ja nichts anderes als die Pflanzen. Denken Sie nur an das Digitalis aus dem Fingerhut – die erste Arzneipflanze der modernen

Medizin. Gut bei Herzschwäche, aber schon bei geringer Überdosierung tödlich. Bei Digitalis liegt die letale Dosis nur sechzig Prozent über der wirksamen. Man nennt das die therapeutische Bandbreite, und die ist bei pflanzlichen Drogen oft sehr gering. Und das, wo die Anteile an wirksamen Bestandteilen bei Pflanzen sowieso schon erheblich schwanken. Deshalb musste man sich auch früher mit den Arzneigaben Schritt für Schritt bis zur Wirksamkeit herantasten. Bei den modernen Arzneimitteln weiß man nicht nur haargenau, was drin ist, sondern man kann oft hundertfach überdosieren, ohne dass etwas wirklich Schlimmes passiert.»

Holzhammer nickte geistesabwesend. Ihn interessierte im Moment eigentlich nur, ob es Christine gutging. Der Arzt

öffnete die Tür, warf einen kurzen Blick hinein, nickte zufrieden und ließ Holzhammer eintreten. Der Blick des Hauptwachmeisters fiel zuerst auf die tickenden und pumpenden Geräte, die grünlichen Anzeigen auf schwachbeleuchteten Displays, den Tropf und die Schläuche. Irgendwo dazwischen lag das blasse Gesicht von Christine in den Kissen. Und daneben auf einem unbequem aussehenden Stuhl saß Matthias, den Blick auf die Bettkante gesenkt. Als Holzhammer eintrat, hob Matthias den Kopf. Er sah furchtbar aus.

«Sie kommt durch, hat der Arzt gesagt», versuchte Holzhammer, ihn aufzumuntern.

«Ja, aber wer tut denn so was? Und warum? Ich meine nicht nur Christine, auch die anderen Leute. Niemand hat der

Schön was getan, ich meine, nicht wirklich, oder? Sie war jahrzehntelang meine Nachbarin. Sie war nicht gerade eine Freundin, aber wer denkt denn an so was.»

«Vielleicht war sie verrückt», sagte Holzhammer zögernd. «Vielleicht werden wir es auch nie erfahren. Und selbst wenn sie glaubte, einen Grund zu haben – es war keiner. Es gibt keinen Grund, so etwas zu tun.»

In dem Moment klingelte Holzhammers Handy. Ein Kollege war dran: «Ich glaube, wir haben das Fahrrad. An der Seelände. Direkt an den Ticketschalter gelehnt.»

Sollte sie über den See geflohen sein? Das machte doch keinen Sinn. Rund um den Königssee ragt steiles Gebirge auf. Die Überquerung des Steinernen Meeres Richtung Österreich dauert für Geübte zehn

Stunden. Ohne Bergschuhe und Trinkwasser kommt man nicht weit. Aber es war im Moment die einzige Spur. «Hat sie jemand beim Einsteigen gesehen? Hatte sie Ausrüstung dabei? Einen Rucksack? Bergschuhe? Stöcke? Wo ist sie ausgestiegen?»

«Wir sind gerade dabei, die Schiffer zu befragen», antwortete der Kollege.

«Ist gut, macht das. Ich komme auch hin.»

Holzhammer klappte sein Handy zu und sagte zu Matthias: «Bayerische Seenschiffahrt. Sie ist scheint's mit dem Boot weg.»

«Was heißt weg? Über den See geht's doch nirgendwohin.»

«Was weiß ich. Die Kollegen versuchen rauszufinden, wo sie ausgestiegen ist,

Salet oder Bartholomä. Und dann sehen wir weiter.»

«Eine Flucht in die Berge macht doch nur Sinn, wenn sie weiß, wo sie hin will. Im Grunde doch nur, wenn sie den Plan hat, nach Maria Alm hinüberzugehen. Und dann braucht sie auf jeden Fall Verpflegung und Wasser. Sie kann ja schlecht unterwegs am Funtensee oder am Riemanhaus einkehren.» Maria Alm lag Berchtesgaden gegenüber auf der Südseite des Steinernen Meeres, im Pinzgau.

«Du hast schon recht, wenn man normal denkt. Aber theoretisch ist es auch möglich, sich jahrelang im Nationalpark zu verstecken», sagte Holzhammer. Schon so mancher Wanderer war im Steinernen Meer verschwunden und nie wieder aufgetaucht.

Dann fiel ihm etwas ein, und er zückte wieder sein Handy. Er rief Josef Berg von der Spusi an: «Holzhammer hier. Sag mal, habt ihr im Haus einen roten Rucksack gefunden? Ein Nachbar sagte, dass sie den öfter bei sich hatte. Oder auch Bergschuhe, Stöcke, Trinkflasche. Wenn der Rucksack nicht da ist, dann hat sie den bei sich, und ich kann es der Personenbeschreibung hinzufügen.»

Bergs Leute hatten inzwischen ganze Arbeit geleistet, sodass er prompt Auskunft geben konnte: «Nein, wir haben keinen roten Rucksack gefunden. Nur einen ganz alten grünen. Aber ich hab was anderes für dich. Sie hat eine Art Testament hinterlassen. Eine Kopie ist auf dem Weg in die Dienststelle, das Original geht ins Labor.»

Holzhammer war elektrisiert. Hatte Berg die Auflösung des Rätsels gefunden? Den Grund, warum Eleonore Schön so viele Menschen vergiftet hatte? «Ja, und was stand drin, zefix, jetzt spann mich doch nicht auf die Folter!»

Josef Berg hatte bei seiner Arbeit schon öfter Testamente, Abschiedsbriefe und ähnliche Pamphlete gefunden. Für ihn hatte die Sache nichts Persönliches. Deshalb hatte er nicht so genau gelesen. «Irgendwas über ihre Kindheit. Die Welt ist schlecht und so weiter. Hab den Wisch gleich weitergegeben. Bei der Fahndung wird er kaum helfen.»

«Das hast du doch nicht zu entscheiden! Jetzt muss ich extra in die Dienststelle, nur um das Ding zu lesen», regte Holzhammer sich auf. Da sah er, wie

Matthias auf Christine zeigte und ihm bedeutete, er solle leiser sein. Holzhammer ging aus dem Zimmer und telefonierte draußen weiter. Als er sich von dem Spurensicherer verabschiedet hatte, versuchte er erst einmal einen klaren Gedanken zu fassen. Das Testament war in der Dienststelle, nun gut. Eigentlich sollte Fischer ja da sein. Und die Hexe war auf dem Berg? Was konnte sie dort wollen? Er sah auf die Uhr. Sie war seit Stunden weg. Wenn sie halbwegs gut zu Fuß war, dann konnte sie mittlerweile bereits in unwegsamem Gelände sein. Das hieß, Bergwacht und Hubschrauber mussten verständigt werden. Oder eher nur der Hubschrauber, wer wusste, ob sie bewaffnet war. Die Bergwacht war zum Retten da und nicht, um Mörder zu fangen.

Er rief den Kollegen an der Seelände an: «Habt ihr schon was?»

«Leider gar nichts, so viele Touristen heute, und jeder zweite a Frau.»

Sehr überraschend, dachte Holzhammer. Ins Handy sagte er: «Sie hatte vermutlich volle Bergausrüstung dabei und einen roten Rucksack.»

«Das hilft nicht. Wir haben zwar viele Sandalige, aber auch viele mit Bergschuhen und Rucksack.»

«Schon, aber jetzt am Mittag? Und eine ältere Frau allein? Roter Rucksack? Das können nicht zu viele sein. Wie viele seid ihr jetzt an der Seelände?»

«Nur zwei.»

«Okay, ich schicke euch Verstärkung. Ihr bleibt da und befragt die Passagiere, die in Bergausrüstung zurückkommen, ob

ihnen auf dem Weg zum Schiff eine ältere Frau mit rotem Rucksack allein entgegengekommen ist. Klar?»

«Verstehe, wird gemacht.»

Holzhammer steckte sein Handy wieder ein und den Kopf ins Krankenzimmer. «Ich muss los. Die alte Hexe fangen. Gute Besserung wünsche ich.» Dann fuhr er zur Dienststelle, um das sogenannte Testament zu lesen. Kaum hatte er seinen Wagen vor dem Gebäude geparkt, da klingelte schon wieder sein Handy. «Wir haben eine Aussage. Jemand hat sie gesehen», meldete der Kollege vom See.

«Ja wie, wann, wo?», fragte Holzhammer ungeduldig.

«Also, der Wanderer ist vor ein paar Minuten vom Boot gestiegen, von der Salet fährt man fünfzig Minuten, und getroffen

hat er sie am Sagerecksteig. Also – ungefähr vor zwei Stunden.»

Der Sagerecksteig führte geradewegs hinauf ins Steinerne Meer. Es war ein steiler, nicht ungefährlicher Steig, und er wurde viel weniger begangen als zum Beispiel die Saugasse. Aber wo wollte sie hin? Richtung Österreich? Andererseits konnte man von dort auch eine Umrundung des Königssees Richtung Wasseralm antreten, zum Kärlingerhaus am Funtensee gehen und dort übernachten. Oder weiter zum Trischübelpass, um ins Wimbachgries abzustiegen. Also wo sollten sie suchen? Da Holzhammer sowieso gerade vor der Wache stand, konnte er ja ausnahmsweise mal seinen Chef um Rat fragen.

Ohne anzuklopfen, betrat er dessen Zimmer. «Sie wurde vor zwei Stunden auf

dem Sagerecksteig gesehen», platzte er heraus.

«Die Täterin? Und was stehst du dann noch hier rum? Nimm dir drei Streifenwagen und hol sie.»

«Der war gut», sagte Holzhammer. «Du weißt schon, wo der Sagerecksteig ist?» Eine rhetorische Frage, denn offensichtlich hatte sein Chef mal wieder überhaupt keine Ahnung. Hatte der sich überhaupt schon ein einziges Mal die topographische Karte angeguckt, die hinter ihm an der Wand hing?

«Das muss ich gar nicht wissen. Ortskenntnis ist Sache der Streifenbeamten.» Fischer hatte immer noch nicht kapiert, worin das Problem bestand.

«Na ja, in diesem Fall eher Sache der Bergwacht. Der Sagerecksteig führt von

der Salet Richtung Funtensee und Steinernes Meer. Siehst du, hier.» Holzhammer ging zu der großen Wandkarte und deutete auf den Steig.

«Ach so, ja», ruderte Fischer zurück. «Dann brauchen wir den Polizeihubschrauber. Und die Bergwacht.»

«Das hab ich mir auch schon gedacht, das mit dem Hubschrauber. Obwohl die bei Tage mit der Wärmekamera nicht viel machen können. Und der Weg ist bis in den oberen Bereich bewaldet.»

«Egal, du veranlasst das – Hubschrauber und Bergwacht. Und natürlich müssen wir alle Hüttenwirte anrufen.» Er sagte wir, aber er meinte mal wieder nur Holzhammer.

«Ja, von mir aus. Aber ich weiß nicht, ob die Bergwacht überhaupt mitmacht. Die sind nicht dafür da, Verbrecher zu jagen.»

«Das ist doch mir egal. Die kennen sich oben am besten aus. Die Frau wird schon niemand direkt angreifen. Hat sie ja bisher auch nicht. Und die sollen sie ja nur finden, nicht verhaften.»

«Schon, aber wenn sie sich in die Enge getrieben fühlt ...» Gerade weil Holzhammer einmal geglaubt hatte, die Frau zu kennen, wusste er jetzt überhaupt nicht mehr, was ihr alles zuzutrauen war. Und nach der Sache mit Christine wollte er auf keinen Fall noch einmal jemand in Gefahr bringen.

«Unsinn. Hat sie eine Waffe? Ich meine, außer Pflanzen und Pilzen? Soweit wir wissen, nicht, oder?»

«Nein. Das heißt, wir wissen es nicht.»

«Also von mir aus. Dann rufst du jetzt die Hüttenwirte an, und ich ordere den Hubschrauber und telefoniere mit der Bergwacht», bequemte sich Fischer zur Mithilfe.

«Zum See hab ich schon Verstärkung geschickt», sagte Holzhammer.

«Gut, die sollen dort in Bereitschaft bleiben. Oder nein, sie sollen mit dem Boot der Wasserwacht nach Salet fahren. Dann sind sie schon näher dran.»

Holzhammer ging zum Telefonieren in sein Büro. Als Erstes gab er die Anweisung zum See weiter, dann rief er beim Kärlingerhaus an. Nach zehnmal Läuten ging endlich jemand ans Telefon. Holzhammer verlangte den Wirt zu sprechen, den

er ganz gut kannte, und bekam ihn schließlich an den Apparat.

«Servus, Holzhammer hier. Sag, würde dir eine einzelne ältere Frau mit grauen Haaren auffallen?»

«Um mich das zu fragen, rufst du jetzt an? Hast du eine Ahnung, wie es hier momentan zugeht?» Der Wirt sprang fast durchs Telefon.

«Sei still, wir suchen eine Mörderin. Und es ist möglich, dass sie bei dir vorbeikommt. Wenn sie sich beeilt hat, kann sie schon draußen auf der Terrasse sitzen.» Holzhammer sah auf die Uhr. Er wusste nicht, wieweit die Angaben der Zeugen stimmten, auf denen seine Berechnung beruhte. Aber er wollte den Wirt auf Trab bringen.

«Oh, das ist ja phantastisch. Genau das hab ich gebraucht. Dann komm bitte sofort her und hol das Weibsbild ab.» Der Wirt hörte sich keineswegs ängstlich an. Es brauchte mehr als eine Serienmörderin, um einen Berchtesgadener Hüttenwirt aus der Fassung zu bringen.

«Ich komm, wenn sie da ist», versprach Holzhammer, «sie ist den Sagerecksteig hoch, und wir haben keine Ahnung, welche Richtung sie dann oben genommen hat.»

«Weit wird sie heute jedenfalls nicht mehr kommen», antwortete der Wirt, «was glaubst du, warum hier gerade so ein Zugang ist.»

«Wie meinst du das?»

«Sag, den Wetterbericht hat heute noch niemand gehört von euch Superbullen, oder? Hinter dem Watzmann zieht gerade

ein Unwetter her. In zwei Stunden ist hier die Hölle los, das sag ich dir.» Der Hüttenwirt legte die Betonung auf das «ich», um zu unterstreichen, dass diese Voraussage von besonders kompetenter Stelle kam.

«Hm, dann können wir den Hubschrauber vergessen», murmelte Holzhammer.

«Hör zu, das interessiert mich momentan einen Dreck. Ich hab hier jetzt schon zweihundertvierzig Leute, die ich auf zweihundertzwanzig Lager verteilen muss, und in zwei Stunden werden es wahrscheinlich zweihundertachtzig sein. Und wenn sich rein zufällig eine Mörderin darunter befinden sollte, dann sag ich Bescheid. Aber ansonsten würde ich jetzt gern meine Arbeit machen. Also, Pfüati!» Damit legte der Wirt entschieden auf.

Holzhammer sah aus dem Fenster. Von hier war noch kein Unwetter zu sehen, aber wenn es stimmte, was der Wirt gesagt hatte, dann würde es nicht mehr lange auf sich warten lassen. Er ging zu Fischer hinüber, der gerade telefonierte: «Was heißt hier Schlechtwetterfront ... nein, haben wir nicht! ... Verdammt!» Fischer legte den Hörer auf.

«Schlechtwetter kommt», sagte Holzhammer und konnte sich ein leichtes Grinsen nicht verkneifen.

«Ach, hast du das auch schon gehört. Die Bergwacht sagt, sie rücken nicht aus, wenn niemand in Bergnot ist. Und eine Mörderin sei keine Not, schon gar nicht bei Gewitter. Aber wenigstens der Hubschrauber kommt. Allerdings haben die mir nicht viel Hoffnung gemacht. Sie meinten,

sie schaffen es, bis zum Unwetter die Steige abzufliegen, aber sie sagen, Richtung Wasseralm sind viele Bäume.»

«Das stimmt», bestätigte Holzhammer. «Ich hab übrigens am Funtensee angerufen. Da geht's grad zu. Alle Wanderer wollen noch einen Schlafplatz, bevor es losgeht.»

«Und die Wasseralm?»

«Die haben kein Telefon. Weder Festnetz noch Handyempfang. Theoretisch haben sie Satellitentelefon, aber das benutzen sie nicht, weil es so teuer ist.»

«Unglaublich. Hm, aber die Mörderin wird das als Einheimische wissen, oder?»

«Keine Ahnung. Ich glaub nicht, dass sie sich viel auf Hütten aufgehalten hat – viel zu viele Menschen.» Holzhammer sah auf die Uhr. «Bis zur Wasseralm würde sie

jedenfalls von jetzt an noch bestimmt zwei Stunden brauchen. Aber was sollte sie dort wollen?»

«Was diese Verrückte will, ist nebensächlich, das können wir sowieso nicht wissen.»

«Können wir doch», fiel Holzhammer plötzlich ein. «Hier muss ein Umschlag angekommen sein, vom Berg.»

«Was für ein Umschlag? Was soll da drin sein?»

«Ein Testament oder so was.» Beide sahen sich im Zimmer um, bis ihr Blick an Fischers Posteingangskorb hängenblieb. Darin lag ein großer Umschlag mit Spusi-Aufkleber. Fischer öffnete ihn und las vor:

Ja, ich habe es getan. Ich habe die Touristen vergiftet. Und jetzt, da alles vorbei

ist, soll jeder wissen, warum ich es getan habe.

Mein Vater, den ich am liebsten nicht so nennen möchte, lebte dafür, das Tal in eine Touristenattraktion zu verwandeln. Das Tal war sein Kind. Er wurde dafür gelobt und ausgezeichnet und verdiente viel Geld. Dass er ein Monster ohne Seele war, wollte niemand sehen. Meine Mutter ist darüber verrückt geworden. Ich vielleicht auch.

Alles, was das Tal durch ihn gewonnen hat, wollte ich ihm wieder nehmen. All die Gäste und all das Geld. Leider ist es mir nicht gelungen.

Jetzt muss ich gehen. Deshalb bitte ich den, der dies liest, sich um meine Katzen zu kümmern. Sie brauchen freien Auslauf und dürfen nicht ins Heim. Mein

*Haus vermache ich dem
Tierschutzverein.
Eleonore Schön*

«Sie schreibt in der Vergangenheitsform, und sie sagt <da alles zu Ende ist>. Bis-schen wirr, aber hört sich nach einem Abschiedsbrief an», meinte Fischer.

«Da sollten wir einen Psychologen fragen», antwortete Holzhammer und dachte an Christine. «Aber die Suchaktion sollten wir deshalb nicht abbrechen.»

«Natürlich nicht», sagte Fischer, aber inzwischen prasselten die ersten Regentropfen gegen die Fenster des Polizeireviers.

Wieder klingelte Holzhammers Handy. Diesmal hörte er eine wacklige Frauenstimme am anderen Ende der Verbindung:

«Franz, hier ist Christine. Ich hab gehört, dass du hier warst. Ich wollte mich bei dir bedanken und Bescheid sagen, dass ich übern Berg bin.»

Holzhammers Gesicht hellte sich auf.
«Servus, Christine, das ist ja phantastisch. Das ist die erste gute Nachricht heute. Wie fit bist du denn schon?»

«Es geht so, der Kopf ist klar, würde ich sagen. Aber der Körper ist noch etwas schwach. Ich soll noch zwei Tage zur Beobachtung hierbleiben. Aber du kannst gerne vorbeikommen, wenn du magst.»

«Ja, dann komm ich gleich, ich würde dir nämlich gern was zeigen.» Holzhammer legte auf, und Fischer fühlte sich mal wieder übergangen.

«Was hast du eigentlich immer mit dieser Christine?», fragte er. So richtig

hatte er nie verstanden, warum Christine nach ihrem One-Night-Stand keinen weiteren Kontakt zu ihm gesucht hatte. Schließlich war er eine wichtige Persönlichkeit.

«Ich dachte, ich zeig ihr den Brief», sagte Holzhammer.

«Von mir aus», brummte sein Vorgesetzter, «wir können momentan ja sowieso nicht viel machen.»



Als Holzhammer das Krankenzimmer betrat, saß Matthias noch immer an Christines Bett. Als sie aufgewacht war, hatte er ihr erzählt, was seit dem Morgen passiert war. Und als sie gehört hatte, wie

besorgt der Polizist um sie gewesen war, hatte sie ihn sofort anrufen wollen.

«Ich freu mich, dass es dir gutgeht», strahlte Holzhammer. «Und ich wollte dir das hier zeigen. Den Brief haben wir im Haus der Schön gefunden. Sieht aus wie ein Abschiedsbrief.»

«Zeig mal her.» Christine las den Brief zweimal langsam durch. «Tja, ziemlich neben der Kappe, die gute Frau», gab sie ein erstes Urteil ab.

«Ist das Fachsprache?», fragte Matthias mit verschmitztem Grinsen. Auch er hatte inzwischen wieder mehr Farbe im Gesicht. Man sah ihm die Erleichterung an.

Auch Christine selbst konnte schon wieder grinsen. «Sicher, in dem Stil hab ich meine Dissertation geschrieben», sagte sie. «Aber man braucht wirklich keinen

Psychologen, um zu sehen, dass sie schwer gestört ist. Oder war. Obwohl sie noch genug Urteilsvermögen hat, um das sogar selbst zu wissen. Habt ihr sie denn schon gefunden?»

«War? Das heißt, du meinst auch, dass sie sich umbringen will?», fragte Holzhammer.

«Vielleicht nicht umbringen, aber ich denke, dass sie sich aufgegeben hat. Und dass ihr eigenes Leben ihr nichts mehr wert ist. Sie hat sich eine Aufgabe gesucht, die ihrem Leben einen Sinn gab. Und diese Aufgabe ist nun zu Ende.»

«Und das alles nur, weil ihr Vater sich mehr um seinen Job gekümmert hat als um seine Familie? Da müssten ja ziemlich viele Kinder durchdrehen», sagte Matthias. Seine Eltern hatten auch viel gearbeitet in

ihrem Leben. Aber er hatte in jedem Moment gewusst, dass sie ihn liebten.

«Es wird wohl schon etwas mehr gewesen sein. Und seht es mal so: Der Vater hatte sich offenbar eine Aufgabe gewählt, die er rücksichtslos über alles andere stellte. Kommt euch das bekannt vor?»

«Ja», sagte Matthias. «Genau wie sie.»

«Das heißt, so was wird vererbt?», fragte Holzhammer.

«Zumindest teilweise. Die Grundhaltung gegenüber Problemen und dem eigenen Leben ist womöglich vererbt, und die äußeren Umstände bestimmen dann, worauf diese Persönlichkeit sich fixiert.»

Die beiden Männer schwiegen.

Plötzlich fiel Christine etwas ein. «Habt ihr eigentlich einen Frosch gefunden?», fragte sie.

«Wie bitte?», fragte Holzhammer verwirrt zurück.

«Ich habe am frühen Morgen auf dem Rasen einen toten Frosch gesehen. Als ich das der Schön gegenüber erwähnte, wurde sie völlig hysterisch. Und ich glaube, ich weiß auch, warum.»

«Ich frag mal nach», sagte Holzhammer und klappte schon sein Handy auf. Er rief Josef Berg an, und nach einem kurzen Wortwechsel wusste er Bescheid. «Sie haben tatsächlich einen großen toten Frosch gefunden. Einen Teichfrosch, sagte Berger. Er lag eingewickelt in der Mülltonne. Und das Seltsame war, dass der Frosch sehr sorgfältig und fast

fachmännisch aufgeschnitten war. Mit einem sehr scharfen Messer oder einem Skalpell. Das Herz lag frei. Pervers, wenn ihr mich fragt.»

«Ein Tierversuch», sagte Christine.

Die beiden Männer sahen sie verständnislos an.

«Sie hat es gemacht wie früher», erklärte Christine. «So wurden Herzmedikamente wie zum Beispiel Digitalis getestet. Man legte das Herz frei und gab dem Frosch das Medikament. Oder man träufelte es direkt auf das Herz. Dann konnte man genau zuschauen, wie das Herz reagierte. Und danach rechnete man die wirksame Dosis auf den Menschen um. Das war natürlich eine sehr unsichere Methode. Ein Mensch ist kein Frosch. Aber für die Zwecke unserer Giftmörderin

durchaus brauchbar. Sie wusste nicht, wie viel Wirkstoff in den verwendeten Pflanzen war, und wollte sichergehen, dass die Dosis, die man durchschnittlich auf ein Brot streicht, tödlich war. Wahrscheinlich hat sie in den vergangenen Wochen noch viel mehr Experimente durchgeführt.»

«Verstehe», sagte Holzhammer und klappte wieder das Handy auf. Diesmal bat er Berg, den Frosch ins Labor zu schicken.

Bald darauf kam eine Schwester und wies darauf hin, dass die Patientin jetzt schlafen müsse. Die beiden Männer verabschiedeten sich.

Die schwarze Wolkenfront stand bereits über dem Watzmann, als die Hubschrauberbesatzung den Weg vom Sagarecksteig zur Wasseralm entlangflog.

Kurz bevor der Regen alles einhüllte, glaubte der Bergwachtmann, der neben dem Piloten saß, eine einzelne Gestalt mit einem roten Rucksack entdeckt zu haben. Vielleicht war es aber auch nur ein Schatten gewesen. In der unmittelbaren Nähe gab es keinen Landeplatz, und so wurde die Suche kurze Zeit später ergebnislos abgebrochen. Eleonore Schön blieb verschwunden.

Epilog

Der Sommer war mit einem Schlag zu Ende gewesen. Mit einem gewaltigen Blitzschlag. Danach begann der Regen. Er fiel in großen, kalten Tropfen – zu Anfang sanft, wie in Zeitlupe, dann immer heftiger. Er brachte Abkühlung, spülte Staub und Anspannung hinweg. Der Regen blieb über eine Woche, und die Feriengäste reisten ab. Denn irgendwann gab es auf den Urlaubspostkarten nichts mehr zu beschönigen. Am Anfang konnte man noch schreiben: «Die Regentage nutzen wir für kulturelle Unternehmungen.» Oder: «Bei

unserem Salzburgbesuch konnten wir den berühmten Salzburger Schnürlregen hautnah erleben.» Doch nach einigen Tagen stellte sich Frustration ein. Auch die Kletterer und Biker reisten ab, denn die Felsen und Straßen blieben nass.

Die Hexe blieb verschwunden.

Dr. Klaus Fischer verbuchte die Aufklärung des Falles natürlich trotzdem für sich. Er behauptete, sie hätte sich irgendwo in den Bergen das Leben genommen und sonnte sich einige Tage lang in Ruhm und öffentlicher Aufmerksamkeit. Franz Holzhammer, der in den letzten Tagen sein Familienleben etwas vernachlässigt hatte, fuhr mit seiner Frau Marie für zwei Wochen nach Großarl. Christine zog nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus bei Matthias ein und

machte sich mit seiner Zustimmung daran, das Haus in einen wohnlicheren Zustand zu bringen.



Adler kämpfen bei der Aufzucht ihrer Jungen mit großen Schwierigkeiten. Längst nicht jedes kommt durch. Deshalb waren die Leute vom Nationalpark nicht sehr optimistisch gewesen, als sie gesehen hatten, dass der alte Adler, der im vorletzten Jahr sein langjähriges Weibchen verloren hatte, im letzten Jahr ein junges Ding von sechs Jahren heimführte, das eben gerade geschlechtsreif geworden war. Doch im Februar hatten die beiden gemeinsam die zur Verfügung stehenden Horste inspiziert, das Weibchen hatte sich für einen

entschieden, und im März hatte sie angefangen zu brüten.

Am Anfang hatten die Beobachter mit ihren extra starken Ferngläsern noch nichts sehen können. Aber die Verhaltensänderung war eindeutig: Nach fünfundvierzig Tagen brachte der Adlervater zunehmend mehr Futter an, und es wurde klar, dass Frau Adler nicht nur selbst davon fraß, sondern auch ihren Nachwuchs damit fütterte.

Ende Juni war es so weit gewesen, dass nicht mehr ständig ein Elternteil den Nachwuchs wärmen musste. Und einige Tage später hatten die Naturforscher verwundert an ihren Fernrohren herumgeschraubt. Konnte das möglich sein? Da befanden sich zwei gesunde Küken im Nest,

was bei Steinadlern sehr ungewöhnlich war.

Bald machten beide erste Flugversuche, Anfang August ließen sie sich zum ersten Mal gemeinsam mit ihren Eltern vom Aufwind weit über den Horst hinauftragen. Im Tal stießen die Ranger auf das erfolgreiche Brutpaar an. Doch sie wussten, dass erst der folgende Winter die letzte große Hürde für die jungen Adler darstellen würde. Wenn die vierköpfige Adlerfamilie im Spätwinter nicht genug Fallwild fand, würde sie unweigerlich dezimiert werden.



Der Herbst kam mit seinen Wanderermassen. Der Winter kam mit seinen

Skitourengängern. Das Frühjahr kam mit neuem Leben. Und dann war schon der nächste der Sommer da.

Anfang August saßen Christine und Matthias mit Holzhammer und einigen Bekannten vor der neuen Gartenhütte des Polizisten. Gerade ließen sie die Ereignisse des letzten Sommers noch einmal Revue passieren. Da betrat ein Mitarbeiter des Nationalparks den Garten. Als der Ranger mit einem Weißbier versorgt war, holte er etwas aus der Brusttasche seines grünen Funktionshemds: einen kleinen glänzenden Gegenstand.

«Schau mal, was man so alles in Adlernestern findet», sagte er, an Holzhammer gewandt. Jedes Jahr, nachdem die Brutzeit beendet und die Adlerjungen flügge waren, stiegen Mitarbeiter des Nationalparks

– oder von ihnen beauftragte einheimische Kletterer – in die Adlerhorste ein. Sie sammelten die Beutereste aus den Nestern, um mehr über die Zusammensetzung der Adlermahlzeiten zu erfahren, sowie einige Federn für die genetische Bestimmung der Verwandtschaftsbeziehungen.

«Das ist ja der Ring der Hexe!», rief Christine, die danebensaß, und griff nach dem unverkennbaren Stück mit den verflochtenen Bändern aus Weiß- und Gelbgold.

«Ich habe sie mal darauf angesprochen, den hat sie sogar bei der Gartenarbeit getragen», erklärte sie den andern.

«Dann ist sie also nicht über das Stein-
erne Meer entkommen», schloss Matthias.

«Das wollte sie doch auch gar nicht, denk an den Abschiedsbrief», meinte Christine.

«Ein paar der Knochen, die ihr dieses Jahr eingesammelt habt, werden wohl Menschenknochen sein», überlegte Holzhammer. «Ich vermute mal, mindestens eine Hand oder ein Finger wird dabei sein. Aber wenn ich euch jetzt alle Knochen konfisziere, bringt das ja auch nichts. Ihr bestimmt doch sowieso, von welchen Tieren die sind, oder? Dann gebt die menschlichen einfach hinterher bei der Polizeistation ab, damit wir einen DNA-Test machen und die Akte endgültig schließen können.»

«Da hat sie am Ende ihres Lebens ja doch noch was Gutes getan», sagte

Matthias. «Sie hat den Adlern durch den Winter geholfen.»

«Wo ihre Leiche wohl liegt?», fragte Christine.

«Irgendwo abseits vom Weg, vielleicht in einer Spalte im Karrengelände oder in einem kleinen nordseitigen Kar, in dem der Schnee sich bis in den Sommer hält», antwortete Holzhammer. Es gab viele Möglichkeiten.

«Die Adler, in deren Horst wir den Ring gefunden haben, nutzen fast das ganze Steinerne Meer», bestätigte der Ranger.

«Wird jetzt nach den restlichen Knochen gesucht?», fragte Christine.

«Nein, das hat keinen Sinn», antwortete Holzhammer. «Es sind schon öfter Menschen auf Nimmerwiedersehen in den Bergen verschwunden. Wenn wir alle

Knochen finden wollten, die im Steinernen Meer in irgendwelchen Spalten liegen, hätten wir viel zu tun. Die Bergwacht sucht zwar auch noch eine Zeitlang weiter, wenn man schon vermuten muss, dass der Vermisste tot ist. Aber irgendwann ist Schluss.»

«Vielleicht sind die restlichen Knochen auch schon längst mit der Schneeschmelze in den Königssee gespült worden», überlegte Matthias.

«Ja», sagte Holzhammer. «Dann wurde die Hexe zu Fischfutter – und später als Saiblingsfilet von den Feriengästen auf St. Bartholomä verspeist.»

Über Fredrika Gers

Fredrika Gers ist gebürtige Hamburgerin und schreibt, seit sie schreiben kann. Sie lernte Bankkauffrau und arbeitete als Schiffsmaklerin. Folgerichtig ging sie anschließend in die Werbung und textete für namhafte Agenturen in Hamburg, Düsseldorf, Frankfurt und München. Nebenher verfasste sie journalistische Beiträge und Romane. Der großen Liebe wegen zog sie im neuen Jahrtausend ins Berchtesgadener Land. Dort entdeckte sie ihre zweite große Liebe: die Berge. Und schon bald entstand die Idee zu einem Berchtesgaden-Krimi.

«Die Holzhammer-Methode» ist der erste Band in der Reihe um Hauptwachtmeister Franz Holzhammer.

Über dieses Buch

Gestatten: Franz Holzhammer, Hauptwachtmeister in Berchtesgaden

Mitten in der sommerlichen Alpenidylle stürzt ein Gleitschirmflieger vom Himmel. Der junge Mann ist auf der Stelle tot. Hauptwachtmeister Franz Holzhammer hat ein ganz schlechtes Gefühl bei der Sache. Sein Vorgesetzter will die Angelegenheit als Unfall abtun, doch Holzhammer ist es egal, wer unter ihm Chef ist – er beginnt zu ermitteln. Kurz darauf kommt eine Patientin der örtlichen Reha-Klinik

ums Leben. Christine, ihre Ärztin, will nicht an einen natürlichen Tod glauben. Und so wird die Zugereiste unvermutet Holzhammers wichtigste Verbündete.

Impressum

Rowohlt Digitalbuch, veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, Juni 2012

Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages

Umschlaggestaltung yellowfarm gmbh, Stefanie Freischem

(Foto: plainpicture/Westend61; plainpicture/Reto Puppetti; plainpicture/Christine Basler; iStockphoto/Fabio Filzi)

Schrift DejaVu Copyright © 2003 by Bitstream, Inc. All Rights Reserved. Bitstream Vera is a trademark of Bitstream, Inc.

ISBN Buchausgabe 978-3-499-25876-3 (1. Auflage 2012)

ISBN Digitalbuch 978-3-644-46551-0

www.rowohlt-digitalbuch.de

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch «Die Holzhammer-Methode» gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

Der Social Reading Stream

Ein Service von **LOVELYBOOKS**

Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks
GmbH

Die im Social
Reading Stream
dargestellten In-
halte stammen
von Nutzern der

Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

